STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA
3 0144 00447538 0

S
838
L566
1825
v.7-8

Note xxi

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Siebenter Band.

Pa State Library

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.

1825.

5
838
L566
1825
v. 7-8

Inhalt.

Zur Theologie.

(Fortsetzung.)

Seite

XIII. Theses aus der Kirchengeschichte. 3

XIV. Gotth. Ephr. Lessing's Bibliolatrie. . . . 12

XV. Von den Traditoren. In einem Sendschreiben an den Herrn Dr. Walch von G. E. Lessing. . . 23

XVI. Die Religion Christi. 30

XVII. Histor. Einleitung in die Offenbarung Johannis. 32

XVIII. Gotth. Ephr. Lessing's sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrten, die an seinen theologischen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weise Theil zu nehmen beliebt haben. An den Herrn Dr. Walch. 39

XIX. Über den Beweis des Geistes und der Kraft. Ein zweites Schreiben an den Herrn Director Schumann in Hannover. 93

XX. Über die von der Kirche angenommene Meinung, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Gegen den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg. 109

XXI. Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der christlichen Religion. 126

XXII. Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion. 131

XXIII. Das Christenthum der Vernunft. 161

23462

Seite

XXIV. Über eine Prophezeihung des Cardanus, die christliche Religion betreffend. 166

XXV. Vom Arianismus. Zufolge einer Abhandlung des Herrn Dr. Töllner nämlichen Inhalts. . . 170

XXVI. Über den Arianismus von Philalethes dem mittlern. Zufolge Herrn Dr. Teller's Antithesen. 173

XXVII. Hilkias. 176

XXVIII. Üb. die Entstehung der geoffenbarten Religion. 185

XXIX. Gedanken über die Herrnhuter. 188

XXX. Tertullianus de Praescriptionibus. 204

XXXI. Kleinere Fragmente.

1. Gegen Maschо. 224
2. Gegen Herrn Silberschlag. 228
3. Gegen Semler. 230
4. Anmerkung zu einer Stelle in den Philosophischen Gesprächen über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben. 231
5. Anfang der Vorrede zu einer Schrift, deren Inhalt sich nicht errathen läßt. 233
6. Anmerkungen zu einem, Lessing vorgelegten Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, in neun Fragen. 235
7. Ein Text über die Texte, d. i. Gerippe einer Predigt zu St. Katharinen in Hamburg von dem Hauptpastor Goeze nicht gehalten. 239

Anhang.

I. Nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Ischarioth dem Zweiten. . . . 243

II. Vorrede zu einer Predigt über zwei Texte. 252

Zur
Theologie.

(Fortsetzung.)

XIII.

Theses aus der Kirchengeschichte.

§. 1.

Da das erste Evangelium wenigstens sechzehn Jahr nach Christi Tode verfaßt worden: so wäre es unvernünftig, sich einzubilden, daß man diese Zeit über nichts von Christi Thaten und Reden mit Zuverlässigkeit habe wissen können.

§. 2. Vielmehr muß alles, was die Evangelisten nach und nach von ihm verzeichneten, an Ort und Stelle bereits bekannt gewesen seyn, da von dieser Notorität einzig und allein die Glaubwürdigkeit der Evangelisten abhangen konnte.

§. 3. Was die Evangelisten von Christo wußten, das wußten sie, weil sie es wußten und zum Theil mit angesehen hatten, nicht weil es ihnen der heilige Geist eingegeben hatte. Auch soll uns der Glaube an diese Eingebung selbst, die ich nicht bezweifle, anjetzt nur statt der Überzeugung dienen, daß alles, was sie von Christo wußten und niedergeschrieben, nichts als allgemein bekannte Dinge gewesen.

§. 4. Und nicht allein die Geschichte Christi war bekannt, ehe sie von den Evangelisten bekannt gemacht wurde; die ganze Religion Christi war bereits im Gange, ehe einer von ihnen schrieb.

§. 5. Das Vater Unser wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu lesen war. Denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt.

§. 6. Die Taufformel war im Gebrauch, ehe sie der nämliche Matthäus aufzeichnete. Denn Christus hatte sie seinen Aposteln selbst vorgeschrieben.

§. 7. Wenn also in diesen Stücken die ersten Christen auf die Schriften der Apostel und Evangelisten nicht warten durften: warum in anderen?

§. 8. Wenn sie nach Christi mündlich überlieferten Vorschrift beteten und tauften: hätten sie anstehen können, auch in allem Übrigen, was zum Christenthume nothwendig gehört, sich lediglich an eine solche Vorschrift zu halten?

§. 9. Oder wenn Christus jene Dinge seiner mündlichen Verfügung würdigte: warum nicht alles Übrige, was die Apostel von ihm lehren, und die Welt von ihm glauben sollte?

§. 10. Darum nicht, weil keiner solchen Vorschrift oder Verfügung in dem Neuen Testamente gedacht wird?

§. 11. Als ob die Verfasser derselben jemals vorgegeben hätten, alles, alles verzeichnet zu haben, was Jesus gethan oder geredet? Als ob sie nicht vielmehr gerade das Gegentheil gestanden; ausdrück-

lich, wie es scheint, um den mündlichen Überlieferungen noch neben sich Raum zu gönnen?

§. 12. Ist es nicht genug, daß die ersten Christen einen dergleichen von Christo selbst verfaßten Inbegriff aller Glaubenslehren, den sie Regulam fidei nannten, geglaubt haben?

§. 13. Ist es nicht genug, daß die ersten Väter der christlichen Kirche Spuren eines solchen Inbegriffs, selbst in den Schriften des Neuen Testaments, erkannt haben?

§. 14. Ist es nicht genug, daß sich auch noch von uns bei den Evangelisten der Zeitpunkt und die Umstände erkennen lassen, wann und unter welchen ein dergleichen Inbegriff von Christo verfaßt worden?

§. 15. Und wenn sich endlich gar die Ursache angeben läßt, warum keine ausdrücklichere Erwähnung desselben geschieht; warum er von keinem einzigen Neutestamentlichen Schriftsteller angeführt worden: was wollen wir weiter? Entweder wir müssen von der christlichen Religion auf bloß historische Gründe nichts, gar nichts annehmen: oder wir müssen auch das annehmen, daß es zu jeder Zeit eine authentische Glaubensformel gegeben hat;

§. 16. Die mehr enthielt, als die bloße Formel, worauf Christus zu taufen befohlen;

§. 17. Die nicht erst gelegentlich aus dieser Formel erwachsen;

§. 18. Die nicht erst später aus den Schriften der Evangelisten und Apostel gezogen worden;

§. 19. Die nicht ihre Glaubwürdigkeit aus der Übereinstimmung mit diesen Schriften hatte;

§. 20. Die ihre Glaubwürdigkeit aus sich selbst hatte;

§. 21. Die allein der unstreitige Probierstein der Rechtgläubigkeit war;

§. 22. In die alle Ketzer erst einstimmen mußten, ehe man sie würdigte, mit ihnen über Glaubenslehren aus der Schrift zu streiten;

§. 23. Kurz: mit der die Schrift alles; ohne die die Schrift nichts war.

§. 24. Ich verstehe aber hier unter Schrift bloß die Schriften des Neuen Testaments, welche man erst spät mit unter der Benennung Schrift zu begreifen angefangen.

§. 25. Bei den allerersten Christen ward unter Schrift, γραφη, nur das Alte Testament verstanden.

Clericus möchte uns gern das Gegentheil davon bereden, Hist. Eccl. sec. primo, p. 467.; und die beigebrachten Beispiele sind näher zu untersuchen. Vergl. Cl. H. E. p. 475.

Daß Irenäus dessenungeachtet auch die Bücher des Hermas mit dem Namen der Schrift beehrt, wie Clericus anmerkt, p. 469. nämlich libro IV. c. 20.; weshalb entweder ein weiter oder engerer Sinn des Worts anzunehmen, oder zuzugeben, daß aus dem Worte überhaupt nicht zu schließen. —

§. 26. Nur in diesem Verstande war die Schrift der Grundstein der christlichen Religion; nur in die-

sem Verstande war die Regula fidei aus der Schrift gezogen.

§. 27. Das Neue Testament ist nur ganz allmählig zu der Würde des Alten gestiegen; und ich gedenke mir die Entstehung desselben und die verschiedenen Epochen seines Ansehns folgendermaßen:

§. 28. Vor allen Dingen wäre zu untersuchen, ob die Juden selbst mit der Göttlichkeit ihrer Bücher genau den Begriff verbunden, den wir mit der Göttlichkeit der Bücher des einen und des andern Testaments verbinden sollen.

§. 29. Josephus wenigstens kann diesen Begriff nicht gehabt haben, indem er sich kein Bedenken gemacht, verschiedene Dinge ganz anders zu erzählen, als Moses, an dessen Erzählung, zufolge jenes Begriffs, er sich nothwendig schlechterdings hätte halten müssen.

§. 30. Hiernächst hat Eusebius das Zeugniß des Josephus von den Büchern des Alten Testaments offenbar verfälscht; denn auch verstärken ist hier verfälschen.

§. 31. Endlich vergesse man nicht, daß die Juden die Göttlichkeit, die sie den Worten ihrer Schriften beilegten, durch die mancherlei Auslegungen dieser Worte, deren mehrere gleich wahr zu seyn, von ihnen für möglich gehalten wurde, so gut als wieder aufhoben.

§. 32. Die Evangelisten und Apostel selbst hatten diese vielfache Exegetik, durch welche sich aus

allem alles machen läßt, angenommen; und was sie in diesem Geiste geschrieben hatten, das ward hinwiederum in dem nämlichen Geiste erklärt.

§. 33. Ja, die gesammten Evangelien, die unächten und verloren gegangenen sowohl, als die ächten und übrig gebliebenen, scheinen weiter nichts, als verschiedene Zusammenfügungen und Übersetzungen einer frühern Sammlung solcher Auslegungen prophetischer Stellen zu seyn.

§. 34. Daß eine dergleichen frühere Sammlung vorhanden gewesen, ist nicht allein für sich selbst sehr wahrscheinlich:

§. 35. Sondern das bei dem Matthäus so oft vorkommende „auf daß erfüllet würde, was geschrieben stehet," ist vielleicht eine Art von Anziehung derselben.

§. 36. Noch deutlicher und ausdrücklicher aber bezieht sich Lucas darauf,

§. 37. Welcher uns sogar den Titel, den diese Sammlung führte, oder unter dem sie wenigstens bekannt war, aufbehalten zu haben scheint.

§. 38. Und diese Sammlung war ohne Zweifel das sogenannte Evangelium der Nazarener;

§. 39. Oder das Evangelium der Apostel;

§. 40. Dessen syrisch-chaldäisches Original noch im vierten Jahrhundert vorhanden war;

§. 41. Das kein Kirchenvater jemals als ein untergeschobenes Werk verdächtig gemacht hat;

§. 42. Am wenigsten Hieronymus, der es in mehr als Eine Sprache übersetzte, und zur Verbesserung des griechischen Textes des Matthäus anwendete.

§. 43. Dieser griechische Text des Matthäus ist selbst nichts anders, als die erste Übersetzung desselben, die Matthäus machte, als er das Evangelium zu predigen ausging.

§. 44. Wie denn auch Matthäus wohl der einzige Apostel war, der eine dergleichen Übersetzung machen konnte.

§. 45. Hiermit, dächte ich, wäre der ganze Streit über die Grundsprache des Matthäus wohl am besten geschlichtet.

§. 46. Aber nicht allein der griechische Matthäus ist nichts, als die Übersetzung des Nazarenischen Evangeliums; sondern auch Marcus und Lucas sind weiter nichts, als abermalige Versuche, jenes erste Geschichtbuch von Christo in eine allgemeinere Sprache zu übertragen, welches Papias mit ausdrücklichen Worten meldet.

§. 47. Hieraus allein ist die Übereinstimmung zu erklären, welche sich bis in den Worten dieser Evangelisten findet, und aller derer ohne Zweifel gefunden hat, die aus gedachter Nazarenischen Quelle geschöpft hatten.

§. 48. Nur allein Johannes scheint sich daran weniger gehalten zu haben.

§. 49. Dessen Evangelium daher vornehmlich das Evangelium des Geistes, so wie das Evangelium des Matthäus das Evangelium des Fleisches genannt wurde.

§. 50. Die übrigen zwei, Marcus und Lucas, sind vermuthlich hinzugekommen, weil sie gleichsam die Kluft zwischen beiden füllten.

§. 51. Welches ohne Zweifel eine schicklichere Ursache von der gevierten Anzahl der Evangelisten ist, als die, welche Irenäus angiebt.

§. 52. Jene ungereimtere des Irenäus verräth genugsam, daß man erst zu des Irenäus Zeiten angefangen hat, gerade nur vier, nicht mehr und nicht weniger, Evangelisten gelten zu lassen.

§. 53. Vor dem Irenäus hat kein Mensch weder der vier Evangelisten einzeln, noch ihrer zusammen unter dem Namen der Evangelisten gedacht.

§. 54. Sogar das Wort Evangelium war dem Justinus unbekannt. Die Stelle des Ignatius in den Briefen an die Philadelphier, wo man es zuerst finden wollen, ist höchst verstümmelt, und man erklärt sie ganz falsch, wenn man den Ignatius durch Evangelium die Schriften der Evangelisten, und durch Apostel die Schriften der Apostel verstehen läßt.

§. 55. Zu den Zeiten des Ignatius glaubten die Christen bloß den Worten ihrer Bischöfe, und

es war nicht erlaubt, schriftliche Beweise von ihnen zu fordern.

§. 56. Die Bischöfe selbst hielten sich für so gut, als die Apostel.

XIV.

Gotth. Ephr. Lessing's

Bibliolatrie.

Καλον γε τον πονον, ὦ,
Χριστε, σοι προ δομων λατρευω,
τιμων μαντειων ἑδραν.

Vorrede.

Ich habe das Wort Bibliolatrie nicht nach Idololatrie gemacht, und will keineswegs damit zu verstehen geben, daß irgend jemand noch jetzt Abgötterei mit der Bibel treibe.

Daß ehedem dergleichen geschehen, ist wohl nicht zu läugnen. Man überlege den vielfältigen Aberglauben, zu welchem besonders das Evangelienbuch in den dunkelen Zeiten gemißbraucht worden; den knechtischen Respekt, den man für das materielle Buch hatte, dessen Geist man so wenig kannte. Wer den Greuel beisammen haben will, der lese

Joh. Andr. Schmidt's Exercitationum historico-theologicarum dritte, de cultu Evangeliorum. Das alles entsprang aus Abgötterei, oder lief auf Abgötterei hinaus.

Und warum so weit zurückgehen? Wenn noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein angesehener Theolog der Lutherischen Kirche*) es für nöthig hielt, die Frage: ob die heil. Schrift Gott selbst sey? in einer eigenen Schrift zu erörtern: so muß es doch wohl Leute gegeben haben, welche diese Frage mit Ja beantworten zu müssen geglaubt. Wie sollte es deren auch keine gegeben haben, da Luther selbst ihnen in einer so wunderbaren Bejahung vorgegangen war? Luther selbst hatte die heilige Schrift mehr als einmal Gott genannt; und wenn schon Luther deßfalls zu entschuldigen wäre: hat er nie Jünger gehabt, hat er nicht noch Jünger, die sich dadurch einer ähnlichen Entschuldigung unwürdig machen, daß sie auch das nicht zu verwerfen wagen, was er selbst, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium, zu verwerfen und zu verbessern, bei jeder Gelegenheit keinen Augenblick anstand? Mir ist Luther noch weit anstößiger in einer andern Stelle, wo er sagt, daß die heilige Schrift Christus geistlicher Leib sey, und eine solche Erudität

*) George Nitsche, Generalsuperintendent des Fürstenthums Gotha, 1714.

mit seinem treuherzigen wahrlich besiegelt. Nun werfe man dem Gegentheile noch vor, daß von seiner Seite geäußert worden, die ganze Bibel sey, ohne das Zeugniß der Kirche, nicht mehr und nicht weniger werth, als Äsop's Fabelbuch! Kräftiger könnte man doch schwerlich die beiden äußersten Punkte der Abweichung bezeichnen. — Aber schon zu viel eine Seite gekniffen, die ich gar nicht berühren wollte. — Auch muß man mir das einfache Latrie nicht aufmutzen, als ob es nur einen Dienst anzuzeigen bestimmt sey, wie er Gott zukomme. Denn diese Bedeutung hat es selbst in den Schriften, in welchen es sie am meisten hat, nicht immer. Latri vero, sagt Augustinus,*) secundum consuetudinem, qua locuti sunt, qui nobis divina colloquia condiderunt, aut semper, aut tam frequenter, ut *pene* semper, ea dicitur servitus, quae pertinet ad colendum Deum. Der Unterschied, den die Gottesgelehrten der römisch-katholischen Kirche zwischen *λατρεια* und *δουλεια* machen, ist vollends ungegründet: und Fatius**) hat gerade das Gegentheil davon festsetzen wollen.

Kurz, ich nehme Latrie in seinem allerweitesten Sinne; und verstehe unter Bibliolatrie weiter nichts, als den Gebrauch, den die Christen von

*) De Civit. Dei, lib. X. c. I.

**) Siehe dessen neuen Abdruck hinter dem Onomastico des Hrn. Professor Sachs, T. II. p. 389.

der Bibel und besonders von den Büchern des Neuen Testaments, zu verschiedenen Zeiten gemacht haben; weiter nichts, als die Schätzung und Verehrung, die sie, diesem verschiedenen Gebrauche zufolge, verschiedentlich für jene Bücher gefordert haben.

Nun kann den wenigsten von denen, die diese meine Schrift aus Wahl in die Hand nehmen, unbekannt seyn, in welche Streitigkeit über eine so verstandene Bibliolatrie, ich von einem Manne ex ipsis inepte religiosis, nimia superstitione impatientibus . . . namentlich von dem Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg . . . gleichsam bei den Haaren gezogen worden. Ich sage, bei den Haaren gezogen worden. Nicht, weil ich mich vor einem solchen Streite, aus Unkunde der Sache, zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur, weil man dergleichen Untersuchungen doch eigentlich nur zu seiner eigenen Beruhigung anstellt, und sich selten die Mühe nimmt, ihnen die Ründe und Politur zu geben, durch welche allein sie im Publikum Umlauf erhalten können: war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte.

Ich schickte daher in der Eil auch nur einige tumultuarische Sätze voraus, um wenigstens mit dem Hrn. Hauptpastor auf das freie Feld zu kommen und da abzuwarten, welche Evolutionen er wei-

ter selbst zu machen, für gut finden würde. Doch was erfahre ich! Kaum sieht der Hauptpastor, daß ich mich doch wirklich einzulassen gesonnen: als er sein Lieblingsmanövre macht, mir auf einmal den Rücken kehrt, und unter einem impertinenten Siegsgeschrei herzhaft abmarschirt.

„Aber warte!" denkt der Kanzelheld. „Ich will dir schon einen Andern auf den Hals schicken."

Und wahrlich; ein Dritter, dessen Gelehrsamkeit und Bescheidenheit kaum vermuthen ließen, daß er Goezen näher als dem Namen nach kenne: hat die Treuherzigkeit, sich ihm — Goezen! — sich Goezen surrogiren zu lassen.

Was kann mich abhalten, den Namen dieses Dritten nunmehr zu nennen, da seine Schrift vor den Augen der Welt liegt? Des Herrn Dr. und Prof. Walch zu Göttingen kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift soll zwar, laut einer ausdrücklichen Erklärung des Verfassers (S. 25), nicht wider mich geschrieben seyn. Aber ich halte sie um so viel mehr gegen mich geschrieben, da sie aus einer so sonderbaren Ursache nicht gegen mich geschrieben seyn soll. „Ich kann," sagt der Herr Doctor, „die polemische Absicht nicht haben, den Herrn Hofrath Lessing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden könnten."

Also da der Herr Doctor mich nicht bestreiten kann, so will er mir wenigstens im Voraus die

Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?

Wenn ich nun eile, um doch einiger noch habhaft werden zu können: wer kann mir es verdenken? Er selbst nicht. Denn ich eile zugleich, mich auch in seinen Augen zu rechtfertigen. Und in wessen Augen, mich zu rechtfertigen, muß mir angelegener seyn, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutschland für den competentesten Richter in dieser Sache erkennt.

So sey er denn auch mein Richter. Nur höre er mich erst aus! nur verstehe er mich nicht aus Goezen, sondern aus mir selber! Und wenn ja die Sache Goezens die Sache der Kirche seyn soll: so unterscheide er wenigstens diese Sache von diesem Anwalde. —

Damit ich ihm aber die endliche Erkennung so viel möglich erleichtere, und zugleich die Umsteher, die eine unschuldige Neugier etwa um uns versammelt hat, in den Stand setze, wenn nicht mit zu entscheiden, doch mit zu urtheilen, muß ich meine Schrift in drei Abschnitte theilen, in einen historischen, in einen thetischen und in einen epanorthotischen.

In dem ersten, historischen Abschnitte muß ich um Erlaubniß bitten, die Sache ganz von neuem zu erzählen, und einige Aktenstücke der Welt nochmals in extenso vor Augen zu legen. Ein Beklagter, der nur losgesprochen wird, hat seinen Proceß

nur halb gewonnen. Er wird losgesprochen, weil er sich gut vertheidigt hat; aber sein guter Name leidet doch immer, so lange er nicht zeigen kann, daß er auch nicht einmal angeklagt hätte werden müssen.

In dem zweiten, dem thetischen Abschnitte, will ich alle die Sätze gut zu machen suchen, deren Unerwiesenheit man so höhnisch für Unerweislichkeit ausgiebt. Daß man mir die Beweise so lange borgen müssen, daran hat der allein Schuld, dessen Verbindlichkeit es vornämlich gewesen, sie zu exequiren. Aber so sind nun diese Elenden! Sie exequiren bei niemand lieber, als wo sie so ziemlich sicher seyn können, daß die Zahlung nicht parat liegt.

In dem epanorthotischen Abschnitte will ich die gelieferten Beweise aufs neue unterbauen, und sie besonders gegen den Gelehrten retten, der nothwendig einige davon errathen mußte, und sich der Widerlegung derselben so viel leichter nahen durfte, als er mit Recht sagen konnte, daß er sie nur errathen habe.

Von diesen drei Abschnitten bitte ich alle, die mich lesen, keinen ohne den andern zu beurtheilen. Auch das ist meine Schuld nicht, wenn mein Vortrag ein wenig desultorisch scheint. Er mußte schon selbst meinem gymnastischen Tone zu Hülfe kommen, um ihn in den präcis dogmatischen Ton zu übersetzen, wozu nichts weiter erfordert wird, als die billige Voraussetzung, daß ich etwas Ungereimtes,

etwas ganz Ärgerliches weder sagen können, noch wollen.

Nur dem einzigen Stänker gilt diese meine Bitte nicht, der hämisch und klein genug ist, Händel anzuspinnen, die er selbst durchzusetzen, weder Herz noch Kraft hat. — Nur dem Herrn Hauptpastor Goeze gilt sie nicht. Der kann es halten, wie er will! Insectetur hoc opus nostrum etiam maledictis. Immerhin!

Was die griechischen Zeilen auf dem Titel sagen sollen: will man noch wissen? Diese Zeilen sagt beim Euripides Jon, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt. Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit: denn ich weiß am besten, wem zu Ehre ich es thue.

Erster, historischer Abschnitt.

Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Nun werden Modeschriften, die meistentheils aus Nachahmung irgend eines vortrefflichen Werks ihrer Art entstehen, das sehr viel Aufsehn macht, seinem Verfasser einen sehr ausgebreiteten Namen erwirbt ... nun werden Modeschriften, sage ich, eben weil es Modeschriften sind, sie mögen seyn von welchem Inhalte sie wollen, so fleißig und allgemein gelesen, daß jeder Mensch, der sich nur in etwas mit Lesen abgiebt, sich schämen muß, sie nicht auch gelesen zu haben. Was Wunder also, daß meine Lectüre ebenfalls darauf verfiel, und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Product in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte. Ob ich daran gut gethan; auch wenn es möglich gewesen wäre, daß bei dieser Unersättlichkeit, die nämliche wichtige Sache nur immer von Einer Seite plädiren zu hören, die Neugierde nie entstanden wäre, endlich doch auch einmal zu erfahren, was

von der andern Seite gesagt werde: will ich hier nicht entscheiden. Genug, was unmöglich ausbleiben konnte, blieb bei mir auch nicht einmal lange aus. Nicht lange, und ich suchte jede neue Schrift wider die Religion nun eben so begierig auf, und schenkte ihr eben das geduldige unpartheiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften für die Religion schuldig zu seyn glaubte. So blieb es auch eine geraume Zeit. Ich ward von einer Seite zur andern gerissen; keine befriedigte mich ganz. Die eine sowohl, als die andere ließ mich nur mit dem festen Vorsatze von sich, die Sache nicht eher abzuurtheln, quam utrinque plenius fuerit peroratum. Bis hierher, glaube ich, ist es manchem Andern gerade eben so gegangen. Aber auch in dem, was nun kommt?

Je zusetzender die Schriftsteller von beiden Theilen wurden — und das wurden sie so ziemlich in der nämlichen Progression: der neueste war immer der entscheidendste, der hohnsprechendste; — desto mehr glaubte ich zu empfinden, daß die Wirkung, die ein jeder auf mich machte, diejenige gar nicht sey, die er eigentlich nach seiner Art hätte machen müssen. War mir doch oft, als ob die Herren, wie dort in der Fabel: der Tod und Liebe, ihre Waffen vertauscht hätten! Je bündiger mir der Eine das Christenthum erweisen wollte: desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere ganz zu Boden treten

wollte: desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.

Das konnte von einer bloßen Antiperistasis, von der natürlichen Gegenwirkung unserer Seele, die mit Gewalt ihre Lage ändern soll, nicht herkommen. Es mußte folglich mit an der Art liegen, mit der jeder seine Sache vertheidigte.

XV.

Von den

Traditoren.

In einem Sendschreiben

an den

Herrn Doctor Walch

von

Gotth. Ephr. Lessing.

Zur Ankündigung einer größern Schrift des Letztern.

Ehe ich auf die Traditoren selbst komme, die man auf Deutsch eben so kurz und gut Auslieferer heißen könnte, wird es nicht undienlich seyn, einige allgemeine Anmerkungen über die Verfolgung vorauszuschicken, die sie veranlaßte. Es war die zehnte; und noch waren in allen vorhergehenden neunen keine Christen gefunden worden, über welche Drohung und Marter so viel vermocht hätten, daß sie

die heiligen Schriften, welche die heidnischen Obrigkeiten von ihnen forderten, freiwillig ausliefern, oder wohl gar mit eigenen Händen in das Feuer werfen wollen, zu welchem sie von den Feinden der darin enthaltenen Religion bestimmt waren. Oder vielmehr: noch war es selbst den Heiden nicht eingekommen, ihre Verfolgung bis auf die heiligen Bücher zu erstrecken; es sey nun, daß sie von den heiligen Büchern der Christen wenig oder gar nichts wußten, oder glaubten, daß Bücher überhaupt von allen Verfolgungen ausgenommen seyn müßten. Es mußte nothwendig etwas ganz Besonderes dazu kommen, wodurch ihnen die Augen über die christlichen Bücher so weit aufgingen, daß sie auch mit ihnen eine Ausnahme machen zu müssen glaubten, die sie noch niemals gemacht hatten.

Leider ist aber das Feld der Kirchengeschichte, in welches die Verfolgungen einschlagen, noch sehr wild und morastig. Der einzige Dodwell fing mit Hülfe der Chronologie, in der er so stark war, um den Boden von dem allzuvielen Blute zu trocknen, einmal an, Graben zu ziehen. Aber bald waren diese Graben wieder zugeworfen, und es ist nun gerade, als ob nichts geschehen wäre. Der Ungereimtheiten, der Widersprüche, der offenbarsten Verdrehungen, der handgreiflichen Erdichtungen sind in diesem Kapitel wenigstens noch eben so viel, als in dem Kapitel von den Ketzern, in welchem Arnold's Fleiß vielleicht nur darum weniger anschlug, weil

er allzusehr aufräumen wollte. Wie ein zweiter Rhelonus, dessen sonderbare Ketzerei darin bestand, daß er alle und jede Ketzereien für rechtgläubig erklärte, hob er beinahe den ganzen Begriff von Ketzerei auf; so wie Dodwell den ganzen Begriff der Verfolgung, wenn er zu verstehen geben wollte, daß man die Bestrafung der Christen aus bürgerlichen Ursachen keine Verfolgung nennen müsse.

Gleich Anfangs muß ich bemerken, mit wie wenigem Rechte man die zehnte und zehnjährige christliche Verfolgung gemeiniglich die Diokletianische zu nennen pflegt. Diokletian gehört unstreitig unter die besseren römischen Kaiser. Selbst sein Entschluß, das Reich in vier Theile zu theilen, ist ein Beweis davon. Von seiner zwölfjährigen Regierung hatten die Christen zehn Jahr alle mögliche Ruhe genossen, und die zwei Verfolgungsjahre, die auf seine Regierung kommen, waren unstreitig auch die gelinderen. Lactantius selbst giebt ihm das Zeugniß, daß er kein blutdürstiger Mann gewesen, und den Verhetzungen seines Mitregenten, des Galerius Maximianus, lange genug widerstanden habe. —

---

§. 1. Die Auslieferung der heiligen Schriften wurde in der Diokletianischen Verfolgung nur von dem Klerus, und vornämlich nur von den Bischöfen, Presbyteren und übrigen Gliedern der hohen Classen des Klerus verlangt.

Augustinus nennt diese Verfolgung ausdrücklich persecutionem codicum tradendorum, lib. III. contra Cresonium c. 26.

Acta S. Felicis beim *du-Pin* S. 227. nach der Ausgabe des Balüze: ut libros deificos extorquerent de manibus episcoporum et presbyterorum. Diese Worte heißen nach der Ausgabe des Ruinart: ut libros deificos peterent de manu episcoporum et presbyterorum.

Aber, sagt Herr Dr. Walch, diese Stelle ist auch die einzige. Alle anderen reden unbestimmt, ohne die Personen anzugeben, von denen die Bibel mit Gewalt abzufordern.

Ich will das fürs erste wahr seyn lassen. Aber seit wann ist es denn im Gebrauche, das Bestimmte nach dem Unbestimmten zu richten? Das Unbestimmte läßt mir frei, die Sache so oder so zu bestimmen, und widerspricht keiner Bestimmung. Wenn Eusebius, wenn Optetus, wenn Augustinus den Zeugnissen der actorum widersprechen, oder es zweifelhaft machen sollten, so müßten sie eben so bestimmt sagen, daß die Bibel sowohl von dem Klerus, als von den Laien gefordert worden. — — — —

Lactanz de Mortib. Persecut. c. 12. weiß gar nichts davon, daß die Diokletianische Verfolgung ausdrücklich oder gar einzig auf die Auslieferung der Bücher gegangen. Er erzählt nur nebenher, daß bei Niederreißung der Kirche zu Nikomedien in Bithynien, die darin gefundenen Schriften verbrannt worden: Scripturae repertae incendantur.

Wir sehen aus dem Lactanz, wie ungern Diokletian an die Verfolgung ging, und wie sehr er wünschte, daß sie ohne Blutvergießen abgehen möchte. Er wollte die Religion vernichten, und die Menschen so viel als möglich schonen. Was mehr dabei geschah, war die Schuld des Galerius und der Statthalter

in den Provinzen, die zu den Antheilen des Diokletianus und Galerius gehörten. Wie nahe die zwei anderen Theilhaber des römischen Reichs, Herculius und Constantinus, entweder den Gesinnungen des Diokletianus oder des Galerius gekommen, davon sind keine ausdrücklichen Zeugnisse in der Geschichte, so viel ich weiß, vorhanden.

§. 2. Sie wurde darum nur von diesen verlangt, weil die Heiden wohl wußten, daß die heiligen Schriften eigentlich nur in deren Händen waren; weil die Heiden wohl wissen konnten, daß, wenn sich von den heiligen Schriften auch etwas in Laienhänden befände, es nur die unbeträchtlichsten Stücke wären, die wichtigeren aber mit der äußersten Sorgfalt vor den Heiden verwahrt und den christlichen Laien nicht anders, als mit der größten Behutsamkeit, mitgetheilt würden.

§. 3. Es befanden sich also unter denen, welche über die geweigerte Auslieferung der heiligen Schriften Märtyrer geworden, keine Laien; oder es waren nur Laien von jenen Elenden, die sich bei aller Gelegenheit zu dem Märtyrthum drängten, und besonders hier aus einer bloßen Zweideutigkeit dazu drängten.

§. 4. Noch weniger konnten sich Laien unter den Traditoren befinden. Denn einmal hatten sie nichts auszuliefern; und wenn sie ja von ungefähr etwas auszuliefern gehabt hätten, so war ihre Auslieferung kein Verbrechen, und ist niemals als Verbrechen bestraft worden.

§. 5. Selbst das Verbrechen der Traditoren aus dem Klerus hatte die nämliche Abscheulichkeit in den Augen aller Christen nicht. Es gab Christen, die gelinder davon urtheilten, und es bei weitem nicht für hinlänglich hielten, eine Spaltung zu verursachen.

Ecce exaggerasti crimen traditionis, sagt Augustinus zum Politianus l. II. c. litter. Politiani c. 7. Vol. IX. 150.

Was hilft es, sagt Augustin kurz darauf, die Bücher erhalten, wenn man, was in den Büchern steht, verwirft. Quae demeutia est, ideo testamentum tradere te noluisse flammis, ut contra verba litiges testatoris.

Die Donatisten trieben es so weit, daß sie auch die für Traditores erkannten, welche von Traditoribus ordinirt waren.

Traditores appellatis eos, quos traditoribus communionis tramite successisse vel fingitis vel putatis. contra Politianum lib. III. c. 55. T. IX. p. 226.

Daß die Donatisten überhaupt die Verfolgung übertrieben, die sie wegen der heiligen Schriften ausgestanden, bezeugt Augustinus contra Gammentium lib. I. c. 37. p. 449. tantae, ut putatis aut jactatis, persecutionis tempora.

§. 6. Wie könnte aber das Verbrechen der Tradition von Einigen für so äußerst groß, und von Anderen für sehr verzeihlich angesehen worden seyn: wenn man nicht von den heiligen Schriften selbst, an denen das Verbrechen begangen ward, schon damals ganz verschieden gedacht hätte? Einen Beweis dieser verschiedenen Denkungsart über die heiligen

Schriften selbst glaube ich in der verschiedenen Bewegung zu finden, unter welcher sie die Heiden dem christlichen Klerus abforderten.

§. 7. Und wie, wenn es eben diese verschiedene Denkungsart über den Werth der heiligen Schriften wäre, die damals in Africa unter den Christen zu so vielen Unruhen Anlaß gegeben hätte, daß man von Seiten des Kaisers, zur Unterdrückung derselben, nichts Besseres thun zu können geglaubt, als wenn man den Gegenstand derselben vertilgte? Wenigstens wüßte ich keine wahrscheinlichere Ursache anzugeben, warum die Heiden nur eben jezt erst darauf gefallen seyn sollten, die heiligen Schriften aus der Welt zu schaffen; und alle Ursachen, die man davon bisher angegeben, können offenbar nicht zureichend gewesen seyn.

Pars Donati se nondum ab unitate diviserat Cypriani temporibus. *August.* contra Donatistas lib. III. c. 3. T. IX. p. 126. Also war doch dieser Pars, der sich erst zu den Zeiten des Donatus von der Kirche trennte, und daher seinen Namen erhielt, schon da. Post passionem quippe ejus (*Cypriani*), fährt Augustinus fort, quadraginta et quod excurrit annis peractis, traditio codicum facta est. Cyprianus aber starb den 14ten September 258.

XVI.

Die Religion Christi.

Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.
St. Johannes.

1780.

§. 1.

Ob Christus mehr, als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen; daß er nie aufgehört hat, Mensch zu seyn: das ist ausgemacht.

§. 2. Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge.

§. 3. Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christus, als bloßem Menschen, macht.

§. 4. Diese, die christliche Religion, ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß er mehr, als Mensch gewesen, und ihn selbst, als solchen, zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht.

§. 5. Wie beide diese Religionen, die Religion Christi sowohl, als die christliche, in Christo, als in einer und eben derselben Person, bestehen können, ist unbegreiflich.

§. 6. Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze beider in einem und eben demselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist, als die christliche.

§. 7. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten;

§. 8. Die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben.

XVII.

Historische Einleitung in die Offenbarung Johannis.

Der Kanon sämmtlicher Schriften des Neuen Testaments kommt, wie aufs Gerathewohl, ohne allen Plan, durch den Eifer einzelner Glieder zu Stande. Üble Folge dieser Freiheit. Getheilte Meinungen über verschiedene Briefe. Die Offenbarung Johannis, ein Beitrag, wie planlos sich der Kanon des Neuen Testaments gebildet.

§. 1.

Man muß sich nicht einbilden, daß der Kanon der heiligen Schriften, so wie wir ihn jetzt haben, gleich nach den Zeiten der Apostel auf einmal zu Stande gekommen sey. Die ersten Bücher, welche den Christen bekannt wurden, waren ohne Zweifel die Evan-

gelien, worauf die Briefe, einige früher, einige später, folgten. Die Kirchen, an die sie waren geschrieben worden, theilten sie einander mit; die Römer den Korinthern, die Korinther den Römern; und das mit allen Briefen, so wie sich die Bekanntschaft der christlichen Gemeinden erweiterte. Da war weder Concilium, noch Pabst, noch höchste Gewalt, die den Kanon der heiligen Schriften feststellte. Es war das bloße Werk der Zeit. Heute kam das eine, morgen ein anderes Buch hinzu; und das lediglich, sagt Herr Basnage,*) „durch Veranstaltung einzelner Glieder, welche die Schriften, die sie ihrer Erbauung zuträglich befunden hatten, in ihren Kirchen gangbar zu machen wünschten." „Sie nahmen sich sogar," setzt er hinzu, „dabei so viel Freiheit, daß sie offenbar untergeschobene Schriften zu den kanonischen Büchern zählten." Ganze Kirchen waren darüber eben so verschiedener Meinung, als einzelne Glieder. Das nämliche Buch, das die Einen verwarfen, nahmen die Anderen an. Man untersuchte, man stritt, ehe man annahm. Der zweite Brief des H. Petrus war anfangs nicht in dem Kanon; aber Einige, sagt Eusebius, fingen an, ihn für nützlich zu halten, und so frug man an, ihn sorgfältiger zu lesen. Das Nämliche meldet er von den Briefen des H. Jacobus und des H. Judas. Nur sehr wenige von den Alten hatten ihrer

*) Histoire de l'église, B. 8.

als göttlicher Schriften gedacht. Doch entschlossen sich einige Kirchen, sie zu lesen. Der Zweifel dauerte lange, und endlich fiel er ganz weg. Hieronymus sagt ebenfalls von dem Briefe des H. Jacobus, daß er sein Ansehn nach und nach mit Hülfe der Zeit erhalten habe. Auf die nämliche Weise sind die Briefe an die Hebräer und der zweite und dritte Brief des H. Johannes kanonisch geworden. Kurz, so und nicht anders kam der Kanon der heiligen Schriften allmählig zu seiner Vollkommenheit; welches besonders sehr deutlich an der Offenbarung erhellt, deren Geschichte, und wie viele Widersprüche sie erdulden müssen, wir jetzt erzählen wollen.

§. 2. Von allen Schriften, die unmittelbar auf die Schriften der Apostel gefolgt sind, ist uns nichts übrig, als der erste Brief des H. Clemens, nebst einem Fragmente des zweiten; der vorgebliche Brief des H. Barnabas, der gewiß von einem sehr alten Schriftsteller ist; das Buch des Hermas; die Briefe, welche den Namen des Ignatius führen; und der Brief des Polycarpus.

Stillschweigen der Schriftsteller.

§. 3. In allen diesen Schriften findet sich nicht die geringste Spur von der Offenbarung Johannis. Freilich aber kann man aus diesem Stillschweigen nichts gegen dieses Buch insbesondere schließen, in-

dem sie eben so wenig der vier Evangelisten und fast aller übrigen Bücher des Neuen Testaments gedenken.

Vorgeben des Prochorus. Dessen Charakter.

§. 4. Der falsche Prochorus, welcher sich einen Jünger der Apostel nennt, wußte weit mehr davon, und Folgendes erzählt er von dem Leben des H. Johannes. Es habe nämlich dieser Apostel den Christen von Ephesus angezeigt, daß er eine Offenbarung von Jesu Christo gehabt. Diese hätten ihn ersucht, sie schriftlich aufzusetzen, worauf der Apostel sein Evangelium dem Prochorus mitten unter Donner und Blitz und Erdbeben in die Feder gesagt habe. Nachher aber habe der Apostel seine Offenbarung mit eigener Hand aufgeschrieben, als ob er gleichsam aus ihr mehr gemacht hätte, als aus seinem Evangelium. Aber der vorgegebene Prochorus, der sich selbst hier unter die handelnden Personen setzt, war von der Zahl der ehrlichen Christen, die der Leichtgläubigkeit des Publicums spotteten, und, indem sie einen großen Eifer für die Religion vorgaben, ihr Spiel nicht einmal unter der Maske einer heidnischen Aufrichtigkeit verbargen. Sein Buch ist voller Fabeln und Ungereimtheiten. Die Wörter hypostasis und consubstantiá verrathen die Zeit genugsam, in welcher es geschmiedet worden.

Cerinthus kommt in Verdacht, die Offenbarung geschrieben zu haben.

§. 5. Nach dem Tode der Apostel*) erschien Cerinthus, der für das weltliche tausendjährige Reich sehr eingenommen war. Diese Meinung schrieb sich ursprünglich von den Juden her, und er war es, der sie unter den Christen ausbreitete. Er gründete sich deßfalls auf die Offenbarung, von der er behauptete, daß sie ein Werk des H. Johannes wäre. Er mochte nun aber hierzu viel oder wenig Grund haben; genug, verschiedene Orthodoxen hatten ihn in Verdacht, daß er selbst Vater dazu sey, weil ihnen schien, daß dieses Werk das tausendjährige Reich zu viel begünstige, wie wir in der Folge mit Mehrerem sehen werden.

Andere Ketzer, die gegen die Offenbarung wären. Sonderbare Antwort des Epiphanius.

§. 6. Indeß erhoben sich andere Ketzer, als nämlich Cerdo und Marcion, nach dem Tertullianus, und selbst die Alogi, nach dem Epiphanius, gegen die Offenbarung, welche sie dem H. Johannes absprachen, weil, wie sie unter anderen Gründen sagten, zu den Zeiten dieses Apo-

*) Eusebius K. G. B. 3. Hptst. 28. u. B. 7. Hptst. 25.

stets noch keine christliche Kirche zu Thyatira gewesen sey. Dieses ihnen einzuräumen, fürchtet sich der H. Epiphanius auch im geringsten nicht; er nimmt vielmehr an, daß Johannes, wenn er an eine Kirche zu Thyatira schreibe, ganz und gar nicht von einer damals schon vorhandenen Kirche, sondern im prophetischen Geiste rede.

§. 7. So stritten also über die Offenbarung Ketzer gegen Ketzer, indem sich die Orthodoxen noch ganz von ferne hielten. Wenigstens sind wir in der vollkommensten Ungewißheit, aus welchem Gesichtspunkte sie diesen Streit betrachteten.

Justinus erklärt sich für die Offenbarung zuerst.

§. 8. Der Märtyrer Justinus, der um 170. nach Christi Geburt schrieb, ist der erste von allen Kirchenlehrern, welcher der Offenbarung gedenkt; und das Merkwürdigste dabei ist, daß er sie dem Apostel Johannes beilegt. In dem Gespräche mit Tryphon fragte ihn dieser Jude, ob er nicht glaube, daß Jerusalem noch einmal wieder hergestellt werden würde. Hierauf antwortet Justinus, daß er seines Theils, so wie jeder rechtgläubige Christ, es allerdings glaube, und sagt: „Es hat unter uns einen gewissen Mann, Namens Johannes, gegeben, welcher einer von den zwölf Aposteln Jesu Christi gewesen. Dieser hat in seiner Offenba-

rung geweissaget, daß die Gläubigen tausend Jahre in Jerusalem zubringen würden." Das ist das einzigemal, daß Justinus in seinen Werken die Offenbarung anführt; und warum führt er sie an? Das tausendjährige Reich damit zu beweisen.

§. 9. Aus den Worten dieses Kirchenlehrers läßt sich nicht schließen, daß sie damals von allen und jeden Kirchen angenommen gewesen. Justinus scheint bloß anzuzeigen, welcher Meinung er für sich sey; oder höchstens, welcher Meinung diejenigen Christen wären, die in diesem Punkte rechtgläubig dächten, das ist: das tausendjährige Reich glaubten. Aber das ist wohl außer Streit, daß Justinus für seinen Kopf ein falsches Evangelium anführt, wenn er in dem nämlichen Gespräche sagt, daß, als Jesus Christus in den Jordan getreten, sich ein Feuer darin entzündet, und man vom Himmel die Stimme gehört habe: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget. Er versichert, daß die Apostel dergleichen Dinge geschrieben hätten, die gleichwohl nur in dem Evangelium der Ebioniten standen.

Sein Charakter.

§. 10. Allerdings gab sich Justinus Mühe, sich von der Wahrheit geschehener Dinge wohl zu unterrichten. Er war viel gereist, und zwar nicht als ein gemeiner Mann, sondern als ein sehr aufmerksamer Antiquar.

XVIII.

Gotth. Ephr. Lessing's sogenannte Briefe an verschiedene Gottesgelehrten, die an seinen theologischen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weise Theil zu nehmen beliebt haben.

An den Herrn Doctor Walch.

Erster Brief.

Hochwürdiger ꝛc. ꝛc.

Sogleich, als ich Ew. Hochwürden Kritische Untersuchung vom Gebrauche der heiligen Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten, angekündigt fand, wisperte mir mein Gewissen oder meine Eitelkeit zu: auch das vermuthlich wird dir gelten.

Denn eben damals schien es, als wollten sich meine Händel mit dem Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg in einen gelehrten Streit auflösen, der eine Materie betrifft, die mit dem Inhalte Ihrer Schrift sehr nahe verwandt ist.

Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt, daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese, in dem engen Verstande genommen, in welchem man nur die eigentlichen Glaubenslehren darunter begreift, die sie von jeder anderen positiven Religion unterscheiden, sich weder auf die ganze Bibel, noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet, daß sich das Wesen des Christenthums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet, daß es einem wahren Christen sehr gleichgültig seyn könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse, oder nicht: besonders wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen, daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchem sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse; wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden seyn könne.

Diese Behauptung hatte der Herr Hauptpastor in Hamburg für weit giftiger, weit verdammlicher erklärt, als alles das Böse, das ich damit unschäd-

lich zu machen hoffte. Die abscheulichen Fragmente selbst wären ihm nichts gegen diesen meinen Vorschlag: die einzige simpelste Art, darauf zu antworten.

Denn ihm war es allerdings so klar, wie der Tag, daß die heilige Schrift der einzige Grund seiner allerheiligsten Religion sey, von deren mehresten Glaubenslehren er gar nicht einsehe, wo er an heiliger Stätte den Beweis anders her, als aus der Bibel nehmen könne! „Da stehts! da kratzt es aus! da seht ihrs ja, daß nur wir, wir Lutheraner, erhörlich zu Gott beten können! Das und dergleichen mehr ist einzig aus der Bibel und einzig aus Luther's Bibel zu beweisen, von welcher wir Gott alle die Originalausgaben so nebenbei in die Hände geführt hat."

Auch war ja der liebe Mann so versichert, daß mein Vorgeben, ein Christ zu seyn, ohne auf die Schriften des Neuen Testaments vollkommen eben den Werth zu legen, den er als ein Lutherischer Theolog Wittenbergischer Schule darauf zu legen geschworen, das bloße Blendwerk eines Teufels sey, der gern den Engel des Lichts spielen möchte! Seht da — dachte er? nein, schrieb er — die Naturalisten können großes Aufheben von der christlichen Religion machen, im Grunde aber weiter nichts, als ihr Bißchen elende Religion der Vernunft darunter verstehen.

„Und nun will ich ihn fragen, fuhr er fort, diesen undienstfertigen Bibliothekar! Ich will ihm

auflegen, mir kurz und rund zu erklären, was er unter christlicher Religion eigentlich verstehe. Auf mein Alle gute Geister! soll er sich wohl packen, dieser Teufel! Sprich, rede Teufel!"

Ich that es; aber wie groß muß sein Erstaunen gewesen seyn, als er nun gewahr ward, daß ich sonach doch wohl von einer andern Art Teufel sey, gegen welche diese Beschwörung nicht anschlage. Denn er erstaunte bis — zum Verstummen.

Kaum, daß er auf die kurzen Sätze, die Ew. Hochwürden kennen, und die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken, ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus erwiederte! Und als ich auch diesem Stellchen die Ehre anthat, mich darauf einzulassen: wie gesagt, nirgends ein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der freiwilligen Beiträge und des Postreiters war mit ihm zugleich verstummt!

Nun also, der Gedanke, einen beschwerlichen Gegner, an dem keine Ehre zu erjagen ist, losgeworden zu seyn und dafür einen andern zu erhalten, dem selbst unterzuliegen, Ehre seyn müßte — dieser Gedanke, der mir bei Erblickung des Titels aufstieß, durch welchen Ew. Hochwürden bald zu erscheinende Schrift sich ankündigte: wie hätte er mir nicht höchst angenehm und schmeichelhaft seyn sollen, wenn er auch weit minder natürlich gewesen wäre?

Das halbe Jahr, das darauf hinging, ehe diese Schrift Ew. Hochwürden erschien, würde mir sehr

lang geworden seyn, wenn es mir die unruhige Neugierde, den nähern Inhalt voraus zu errathen, in welcher ich so manches Buch aufs Neue nachlas, nicht sehr kurz gemacht hätte.

Da ist sie nun! da liegt sie nun vor mir, und ich habe die Feder ergriffen, ein ungeheucheltes Bekenntniß von dem Eindrucke abzulegen, den sie nach einer sorgfältigen Durchlesung auf mich gemacht hat.

Ein dergleichen Bekenntniß kann ein Mann, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, einem Manne unmöglich übel nehmen, der sich bewußt zu seyn versichert, keine unedlere Absicht zu haben; dabei aber das sonderbare Unglück hat, nicht selten gerade da auf eine ganz ungeheuere Art mißverstanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß seine Äußerungen am allerwillkommensten seyn würden.

Dieses Unglück, denke ich, hat mir sogar bei Ew. Hochwürden nicht wenig aufgelauert; denn ich könnte mich gleich Anfangs beklagen, daß der Herr Doctor Walch mich lieber aus Goezen, als aus mir selber verstehen wollen.

So ist denn Goezens Sache nothwendig die Sache der Kirche? und wenn sie es ist; ist denn nicht wenigstens diese Sache von diesem Anwalde zu unterscheiden?

Zweiter Brief.

Goeze hatte behauptet, daß es schlechterdings keine christliche Religion geben könne, wenn die Bibel nicht wäre; wenn die Bibel nicht vollkommen das wäre, wofür sie nur der Lutheraner hält. Ich setze diesem schneidenden Satze andere vielleicht (dieses vielleicht soll mir aber durchaus nichts vergeben) eben so schneidende Sätze entgegen: und mir will man nichts zu Gute halten? ihm alles?

Bei der unchristlichen Anstößigkeit seines allgemeinen Satzes, auf den er zum offenbaren Nachtheile des gesammten Christenthums, zum bloß anscheinenden Vortheile seiner Parthei, so trotzig und unwissend bocht, soll ihm stillschweigend doch Recht gegeben werden? Bei der geringsten Einschränkung, die ich hingegen von seinem allgemeinen Satze mache, soll und muß ich nicht einschränken, sondern völlig aufheben wollen?

Weil ich behaupte, daß die ersten Christen ihre Glaubenslehren nicht aus den Schriften des Neuen Testaments geschöpft haben; sondern aus einer frühern Quelle, aus welcher selbst diese Schriften und ihre, wenn ich das Wort wagen darf, Kanonicität, geflossen: soll ich behaupten, daß die Schriften des Neuen Testaments gar nichts nutzen? daß die ersten Christen sie gar nicht gekannt? gar nicht gebraucht haben?

Ich hätte geglaubt, so könne nur Goeze schließen, dem es nun einmal zur Natur geworden, einer jeden Behauptung, die nicht in seinen Kram taugt, die allerliebloseste Ausdehnung zu geben. Ich hätte geglaubt, so könne nur ein Homilet schließen, dem es erlaubt ist, von dem Unterschiede zwischen regula fidei und regula disciplinae nie etwas gehört zu haben.

Allerdings! so kann auch nur Er schließen! Und wenn Ew. Hochwürden nicht viel anders zu schließen scheinen: so geschieht es doch bloß auf seine Rechnung. Bloß weil Herr Doctor Walch die Gutherzigkeit gehabt, sich dem Hauptpastor surrogiren zu lassen, muß er mich ja wohl in eben dem Gesichtspunkt fassen, in welchem mich dieser genommen. Ich muß ein förmlicher Bibliomachus seyn: oder was für ein Buch kann er denn gegen mich schreiben? Wenigstens hätte er das nicht gegen mich schreiben können.

Zwar wollen Ew. Hochwürden es auch eigentlich gegen mich nicht geschrieben haben; noch weniger gegen den Herrn Doctor Semler. „Wie kann ich auch?" fragen Sie; „da keiner von beiden bis jetzt die Gründe angegeben, die beantwortet werden könnten."

Was Herr Doctor Semler zu dieser Erklärung sagen wird, weiß ich nicht. So viel weiß ich nur: daß ich sein Interesse von dem meinigen nicht früh genug absondern kann. Denn wenn ich mit ihm auch

jetzt auf Einem Wege zu wandeln scheine, so wollen wir Beide doch gewiß nicht nach Einem Orte.

Zudem hat mich unlängst Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie studirt, jetzt aber festere Wissenschaften treiben soll (vermuthlich handfestere), nach Berlin ins Tollhaus bringen lassen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weise mit ihm zu thun zu haben, verreden muß. Träte ich nun auf seine Seite, dächte ich, spräche ich, so wie er: würde es nicht scheinen, als ob ich wünschte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten, und sonach Befehl stellen möchte, daß man mich aus dem Tollhause nur wieder entlassen könnte! Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhause, in welches mich gewesene oder noch seyn wollende Theologen bringen, so wohl! so wohl!

Oder wollte ich nun gar anderer Meinung mit ihm seyn; nur im geringsten mit ihm anbinden: — Gott sey bei uns! — er ließe mich vollends an Ketten legen!

Ohne also auch für den Herrn Doctor Semler mit zugleich antworten zu wollen, muß ich Ew. Hochwürden bekennen, daß ich Ihre Kritische Untersuchung ꝛc. um so mehr gegen mich geschrieben zu seyn glauben muß, je sonderbarer die Ursache ist, warum sie es nicht seyn soll. —

Wenn ich gesagt habe, daß die ersten Christen das Neue Testament nicht für ihre regulam fidei

erkannt: habe ich denn das Nämliche auch von der regula disciplinae gesagt? Von dieser ist ja gar nicht die Rede gewesen. Auf diese hat man mich ja gar noch nicht kommen lassen.

Und nun urtheilen Ew. Hochwürden selbst, wie nahe es mir gehen muß, wenn ich finde, daß ich gleichwohl in Ihrer Schrift unter einem Schwalle von Stellen erliegen soll, die alle nur erweisen, daß die ersten Christen das Neue Testament bloß für regulam disciplinae gehalten haben.

Ich sage, alle; alle, sage ich, alle! Da ist auch nicht eine einzige, die das Neue Testament als die Quelle empföhle, aus welcher der Glaube fließe, den die ersten Christen in der Taufe angelobten, und von dem sie die Überzeugung, kraft dieser aufrichtigen Angelobung, durch die Taufe erhielten.

Es ist wahr, Ew. Hochwürden haben einen ganzen Paragraph, welcher versichert,*) „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren sey;" und dieser Paragraph ist mit Zeugnissen aus dem Ignatius, Justinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celsus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanasius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chrysostomus, Hieronymus, Pelagius, Augustinus, Theodoretus belegt.

*) Kritische Untersuchung S. 168.

Wenn ein einziges von diesen Zeugnissen schlechterdings wider mich ist, was für ein Großsprecher, oder was für ein Leser muß ich seyn, der ich mich gerühmt habe, meinen Satz (daß die Grundlehren unseres Glaubens nicht aus der Schrift gezogen sind, so deutlich sie auch immer darin enthalten seyn mögen, und daß die Schrift folglich der einzige Grund derselben nicht ist) aus eigener sorgfältiger, mehrmaliger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte zu haben!

Aber ich bin weder Großsprecher, noch unachtsamer Leser, und alle jene Zeugnisse, insgesammt und sonders, beweisen gegen mich so viel als Nichts. Denn entweder sprechen sie nicht von den Schriften des Neuen Testaments, oder unter die Kenntnisse, deren Quelle diese seyn sollen, gehört die Kenntniß der eigentlichen Glaubensartikel offenbar nicht; welches nicht sowohl aus den einzelnen angeführten Stellen, als vielmehr aus dem Geiste der ganzen Werke, aus welchen sie genommen sind, erhellen muß.

Erlauben mir Ew. Hochwürden, sie durchzulaufen, und das, was sie eigentlich sagen, mit dem, was sie sagen müßten, wenn sie mich widerlegen sollten, kurz und gut zusammen zu halten.

Zuförderst fertige ich also den Ignatius, Justinus und Theophilus mit einer und eben derselben Antwort ab.*) Sie reden alle drei bloß und

*) Kritische Untersuchung, S. 32. §. III. 1. S. 34. §. V. 3. 5. S. 40. §. VIII. 1. 2. 3.

namentlich von den Propheten des Alten Testaments, und nicht von Schriften des Neuen, die man doch nur vornämlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unseres Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Daß die Propheten von den ersten Christen fleißig, und vielleicht nur zu fleißig gelesen worden, wie habe ich das läugnen können oder wollen? Aus den Propheten freilich konnten es die ersten Christen einzig und allein lernen, daß Christus der Messias sey, das ist, derjenige Verheißene, welcher dem Gesetze Mosis ein Ende machen, und der Welt eine allgemeinere Religion dafür schenken sollte. Aber wenn sie in den Propheten den Stifter der neuen Religion erkannten, erkannten sie denn auch darin die Grundlehren dieser neuen Religion? Oder wenn sie aus den Propheten sich würdigere, erhabenere Vorstellungen von Gott zu machen lernten, als ihnen ihre ehemaligen heidnischen Religionen beizubringen im Stande waren: sind denn dergleichen Vorstellungen das eigentliche ganze Christenthum? Von diesem, so wie es in dem apostolischen oder jedem andern orthodoxen Glaubensbekenntnisse der ersten Jahrhunderte enthalten ist, ist ja nur allein die Frage. Von diesem behaupte ich ja nur allein, daß es aus der Bibel ursprünglich unmöglich könne gezogen seyn; am wenigsten aber aus dem Neuen Testamente. — Ich will nicht hoffen, daß man mich hier zu Schöttgen verweisen wird, welcher im Sohar und ande-

ren Mithraschischen Büchern die deutlichsten Spuren von allen christlichen Glaubensartikeln will gefunden haben. Denn wenn das wahr ist, was ich nicht beurtheilen kann: so waren die Verfasser besagter Bücher zuverlässig keine eigentlichen Juden, sondern es waren Juden-Christen, es waren Nazarener oder Ebioniten, welche ihre christlichen Ideen in die Propheten hineintrugen, aber nicht aus ihnen herholten.

Gegen das Zeugniß des Ignatius insbesondere hätte ich noch dieses zu erinnern, daß die Worte desselben äußerst verstümmelt und verfälscht sind, und daß das, was Ew. Hochwürden und Herr Doctor Leß *) jetzt darin zu finden glauben, ursprünglich unmöglich an dieser Stelle gestanden haben kann. Wie Ignatius eigentlich geschrieben, glaube ich aus dem 30sten Kapitel des zweiten Buchs der apostolischen Constitutionen zuverlässig errathen zu haben. Es ist von keinem Evangelium, von keinem Apostel, von keinem Propheten, als Büchern und Schriftstellern, die Rede. Anstatt *Εὐαγγελίῳ* muß *Ἐπισκοπῳ* gelesen werden; und Ignatius will die Philadelphier durch sein Exempel bloß lehren, wie hoch sie ihren Bischof, ihre Presbyteren und Diakonen verehren sollen: den Bischof als den Körper Christi, die gesammelten Presbyteren als die Apostel, und die Diakonen als die Propheten. Kurz,

*) Wahrheit der christlichen Religion. Vierte Auflage, Seite 44.

ich bin des festen Glaubens, daß die ganze Stelle ungefähr so geheißen: *Προσφύγων τῷ Ἐπισκοπῷ ὡς σαρκὶ Ἰησοῦ Χριστοῦ, καὶ τοῖς πρεσβυτέροις ἐκκλησιας ὡς Ἀποστόλοις: καὶ τοὺς Διακονους δὲ ἀγαπω ὡς προφητας Χριστοῦ καταγγειλαντας καὶ του αὐτου πνευματος μετασχοντας, οὐ καὶ οἱ Ἀποστολοι*; und nur so entsteht ein Sinn, wie er des Ignatius und seines Zeitalters würdig ist. Ich will mich hier bei den einzelnen Beweisen aller meiner Veränderungen und Einschaltungen nicht aufhalten. Genug, daß Ew. Hochwürden sie größtentheils aus dem angeführten Kapitel der apostolischen Constitutionen leicht errathen werden; besonders, wenn Sie in dem Briefe an die Smyrnäer den achten Paragraph damit vergleichen wollen, den ich für die vollkommenste und entscheidendste Parallelstelle halte. Für meine weitere Ausführung*) ist bereits ein anderer Ort bestimmt; und ich hoffe, daß mir jeder Beifall geben soll, der die Sache ohne Vorurtheile überlegen will und nicht befürchten darf, ich weiß nicht welchen Hauptbeweis für die Authentie des Neuen Testaments, dadurch zu verlieren.

2) Ich komme von den drei apostolischen Männern zu einem ihnen sehr ungleichen Mann, zum Celsus.**) Wie? auch der soll es gewußt haben, daß die Christen die heilige Schrift für die Erkennt-

*) Siehe No. 10.

**) Kritische Untersuchung, S. 41.

nißquelle ihrer Religion hielten? Kaum beweisen die Stellen, welche Ew. Hochwürden aus seinen Fragmenten anführen, daß er die Schriften des Neuen Testaments nur gekannt hat. Denn namentlich führt er keine derselben an; und Origenes, bei verschiedenen auffallenden Beweisen von der Unwissenheit seines Gegners in den allerbekanntesten evangelischen Nachrichten, zweifelt ja selbst, ob er die Evangelien gelesen habe. Was er daraus zu haben scheint, konnte er aus hundert anderen Büchern haben. Wenn er sie aber auch gelesen, die Evangelien: was beweiset das wider mich? Sind sie deßwegen für alle und jede zu lesen gewesen? Haben die Christen seiner Zeit kein Geheimniß daraus machen können? Wenn der spätere Hierokles in seiner Schrift gegen die Christen so viele und so geheime Dinge beibrachte, ut aliquando ex eadem disciplina fuisse videatur; und Lactanz*) ihn in diesem Falle den ruchlosesten Verräther nennt: was setzt Lactanz gleichwohl noch hinzu? nisi forte casu in manus ejus divinae litterae inciderunt. Hatte den Celsus nicht ein ähnlicher Zufall begünstigen können, aus dem entweder sein Vorsatz, wider die Christen zu schreiben, entsprang, oder den er um so viel begieriger ergriff, weil er diesen Vorsatz schon hatte. Auf alle Weise ist aus den Worten des Lactanz unwidersprechlich, daß

*) Instit. lib. V. c. 2. p. 581. edit. Bünem.

Schriften, zu deren Besitz Hierokles oder Celsus nur als Christen hätten gelangen können, wenn sie ihnen nicht etwa durch einen besondern Zufall in die Hände gekommen wären, daß solche Schriften unmöglich sehr gemein seyn konnten. Doch sehr gemein oder nicht sehr gemein: Celsus soll sie gehabt haben; Celsus soll gewußt haben, daß sie die Quellen christlicher Kenntnisse sind. Aber welcher Kenntnisse? Doch wohl nur der historischen und nicht der dogmatischen? Daß sich die Christen wegen der Begegnisse und Thaten ihres Meisters auf die Evangelien beriefen, sey dem Celsus immerhin bekannt gewesen. Genug, ihm war unbekannt, daß sie auch wegen der Lehren, die nicht unmittelbar aus seinen Thaten folgen, sich auf die nämlichen Evangelien, oder auf irgend eine jetzige Schrift des Neuen Testaments zu berufen gewohnt gewesen. Und das ist daher unwidersprechlich, weil er gerade ganz andere Schriften namhaft macht, wenn er den Christen ihre geheimen Lehrsätze vorrückt. Das himmlische Gespräch zum Exempel. Würde Celsus die Christen wohl aus einer solchen gnostischen Armseligkeit haben überweisen wollen, wenn er die eigentlichen Quellen ihres Lehrbegriffs gekannt hätte? Wer unsere symbolischen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem herrnhutischen Katechismus hernehmen?

3) Den Irenäus anbelangend, kann ich mich, wegen der Hauptstelle aus ihm, auf meine Erste

Folge der nöthigen Antwort ꝛc. beziehen, von der es mir leid seyn sollte, wenn sie Ew. Hochwürden nicht zu Gesicht gekommen wäre. Es ist die nämliche Stelle, die sogar Goezen bekannt war; und wem ist sie's nicht? Aber um so mehr steht zu verwundern, daß Männern entwischt, was jeder Knabe sehen muß, der construiren kann. Die Worte des Irenäus sind: Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod quidem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae futurum. Diese Worte sollen sagen, daß die Schriften der Grund und Pfeiler unseres Glaubens geworden? Gewiß nicht! Es müßte sodann schlechterdings futuris anstatt futurum und da der Syntax fundamentum et columnam futuris zu seyn, nicht wohl erlauben würde: so müßte die Veränderung sich noch weiter erstrecken und es wenigstens heißen, fundamento et columnae futuris; wenn Irenäus nicht lieber eine ganz andere Wendung gewählt hätte, falls er das hätte sagen wollen, was man mit einer Lutherischen Brille so offenbar darin entdecken will. Futurum bezieht sich auf Evangelium; und daß dieses sowohl praeconatum, als scripturis traditum, der Grund und Pfeiler unseres Glaubens geworden, ist der eigentliche Sinn des Irenäus. Was brauche ich mich bei den übrigen Stellen aus

ihm aufzuhalten? Wer behaupten darf, daß Irenäus die Schrift unabhängig von der Tradition gemacht; daß er der Meinung gewesen, sobald die Schriften der Apostel vorhanden waren, sey es gar nicht mehr darauf angekommen, was die Apostel mündlich gelehrt; daß er nicht dafür gehalten, nur der mündliche Vortrag der Apostel, so wie er in der regula fidei zusammen gezogen und aufbehalten worden, sey der wahre Grund unseres Glaubens, sey der unentbehrliche Schlüssel zu den Schriften der Apostel: wer, sage ich, das behaupten darf, der hat den Irenäus nie im Zusammenhange gelesen; der kann sich kaum die Mühe genommen haben, auch nur die Ökonomie seiner fünf Bücher contra Haereses mit einem flüchtigen Blicke zu übersehen. Denn wie ist sein Gang in diesen Büchern? Nachdem er die abgeschmackten schändlichen Lehren der Gnostiker an den Tag gebracht und sie vorläufig aus ihrer eigenen Ungereimtheit und mit Vernunftschlüssen bestritten (eversis, qui irreligiosas adinvenerunt sententias, aliquid quidem ex propria uniuscujusque illorum doctrina, quam in suis conscriptis reliquerunt; aliquid autem ex ratione, universis ostensionibus procedente): läßt er nicht sein Erstes seyn, sie manifestato praeconio Ecclesiae zu widerlegen? Und was ist dieses praeconium Ecclesiae anders, als die regula fidei? oder wie sie Irenäus lieber nennen wollen, die regula veritatis, der κανων της ἀληθειας, den er allen

Widerlegungen aus der Schrift vorausschickt, nach welchem er allein ausdrücklich prüfen zu müssen versichert, ob eine Schriftstelle für oder wider die Ketzer gelten könne. Durchaus erst traditio und dann ostensio ex scripturis. — Wäre es nicht gut, wenn man auch ein wenig auf den Geist des ganzen Buchs sähe, aus dem man einzelne Stellen anführt, und diese nach jenem vorher prüfte, ob sie das auch sagen könnten, was sie nach den ausgehobenen Worten freilich oft wahrscheinlich genug zu sagen scheinen?

Ich will aber diese Erinnerung bloß in Rücksicht auf den Herrn Hauptpastor Goeze gemacht haben. An das sorglose Nachsprechen, welches ich diesem mit so völliger Zuversicht auf den Kopf zusagen darf, ist bei Ew. Hochwürden gar nicht zu denken. Mit Ew. Hochwürden ist es hier gar etwas anders. Sie mußten nothwendig diese Stelle des Irenäus hier so beibringen, wie sie die Protestanten gemeiniglich zu nehmen pflegen, wenn man ihrer Sammlung ähnlicher Stellen nicht einen sehr wesentlichen Mangel vorwerfen sollte. Ich bin weit entfernt, mich in einem Studium, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, dessen Stand und Pflicht es mit sich gebracht, den größten Theil seiner Zeit und seines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein solcher Mann nur zugesteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere, und keine

feindseligen Angriffe auf die christliche Religion thue, welches mir jener Schreier so hämisch Schuld giebt.

Ich hoffe, daß mich Ew. Hochwürden sogar von aller Untergrabung der protestantischen Kirche, und namentlich der Lutherischen, loszählen sollen, wenn ich hinzusetze, daß jene regula veritatis des Irenäus, von der ich behaupte, daß sie das, nicht aus der Schrift gezogene, sondern der Schrift als Grundfeste unterzogene Glaubensbekenntniß sey, mir nun auch einzig und allein das ist, was er unter apostolischer Tradition versteht. Die katholischen Schriftsteller, die mehr darunter begreifen wollen, können aus ihm wenigstens keinen Beweis führen; und hieraus allein können schon Ew. Hochwürden abnehmen, wie weit ich noch von allem Pabstthum entfernt bin, und wie wenig ich bloß den alten Streit über Tradition und Schrift zu erneuern gedenke. Nur kann ich unmöglich vorsetzlich taub seyn, wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsere Reformatoren, unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition, viel zu viel weggeworfen haben. Sie hätten schlechterdings wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehn lassen müssen, was sie so ausschließungsweise der Schrift beizulegen für gut fanden.

Wenigstens bin ich gewiß versichert, wenn Ew. Hochwürden diesen echten ältesten Sinn des Worts Tradition bei dem Irenäus erkannt hätten, daß

Sie eine Stelle desselben minder anstößig würden übersetzt haben. Nach Ihnen soll Irenäus unter andern auch sagen: „Wenn die Apostel keine Schriften hinterlassen hätten, dann müßte man dem mündlichen Unterricht folgen, welchen sie denjenigen ertheilt, die sie zu Vorstehern der Kirche verordnet.“ — Nur alsdann? Es thut mir leid, daß, wenn ein strenger Katholik dieses für partheiische Entkräftung, wo nicht gar für eigentliche Verfälschung erklärte, ich eigentlich nicht wüßte, was ich darauf antworten sollte. Nur alsdann? Also, da nun aber die Apostel Schriften hinterlassen, ist es gar nicht mehr nöthig, sich um Tradition zu bekümmern? Und das wäre die wahre Meinung des Irenäus? Nimmermehr; und Ew. Hochwürden hätten ihm schlechterdings seine Frage hier lassen müssen. Quid autem, si neque Apostoli quidem scripturas reliquissent, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis? Denn nur aus der Frage erhellt, daß Irenäus den Nutzen der Tradition, den man in dem angenommenen Falle doch wohl für ganz unwidersprechlich erkennen müßte, auch außer diesem Falle erkennt. Bleibt hingegen die Frage weg: so scheint dieses so nicht, welches im Zusammenhange mit dem, was vorhergeht, noch merklicher auffällt. Denn kurz, aus dem Vorhergehenden ist klar, daß Irenäus schlechterdings von keiner Trennung der Tradition und Schrift weiß; sondern ihm vielmehr Schrift so gut als keine Schrift ist,

wenn sie nicht nach der Tradition verstanden wird. Und was ist darin auch Anstößiges für einen Lutheraner, sobald wir wissen, daß er unter Tradition nichts anders versteht, als das Glaubensbekenntniß, von welchem wir ja selbst drei verschiedene Formeln unseren symbolischen Büchern vorgesetzt haben?

Auch schiebe ich wahrlich dem Irenäus keinen bessern Sinn unter, als er hat. Denn eben das, was er regulam veritatis nennt, nennt er an anderen Stellen veritatis Traditionem oder veterem Traditionem, mit unmittelbarer Beifügung des Glaubensbekenntnisses selbst, welches alle falsche Deutung unmöglich macht. Und wie hätte auch das Glaubensbekenntniß in der ersten Kirche überhaupt anders heißen können, als Tradition, da es gar nicht aufgeschrieben werden durfte, sondern von den Competenten bloß auswendig gelernt, bloß aus öfterem mündlichen Vorsagen auswendig gelernt werden mußte? So ward es noch zu den Zeiten des Augustinus in der Kirche damit gehalten; und was könnte uns verleiten, zu argwohnen, daß es jemals anders damit gehalten worden? Die Reden, die Augustinus bei Ablegung des Glaubensbekenntnisses zu mehrmalen gehalten, heißen alle Sermones in Traditione Symboli, und in einer derselben*) sind die Worte so ausdrücklich, als möglich. Nec, ut eadem verba Symboli teneatis, sagt er

*) Sermone CCXII. T. V. Edit. Bened. pag. 653.

zu den Täuflingen, ullo modo debetis scribere, sed audiendo perdiscere; nec cum didiceritis, scribere, sed memoria semper tenere atque recolere; so wie bald darauf: audiendo Symbolum discitur, nec in tabulis vel in aliqua materia, sed in corde scribitur. Und Irenäus, der die nämlichen Worte braucht, sollte nicht die nämliche Sache meinen, wenn er von den gläubigen barbarischen Völkern, welche die Schriften der Apostel nicht lesen können, sagt, daß sie sine charta et atramento scriptam habent per Spiritum in cordibus suis salutem? Er sollte etwas anders damit meinen, als das auswendig gelernte Glaubensbekenntniß, welches der heilige Geist in ihren Herzen mit seiner Kraft begleite, und als hinlänglich zu ihrer Seligkeit versiegle?

4) Aus dem Clemens Alexandrinus sind es nicht weniger als fünf Stellen, welche die Bibel als die Quelle der christlichen Religion zeigen sollen. Da ich mich, wie begreiflich, nicht eher darüber zu erklären anfange, als bis ich alle fünfe in Erwägung gezogen: so kann ich mich kaum enthalten, mich im Voraus zu beklagen, welch sonderbares Unglück entweder ich, oder Ew. Hochwürden mit diesem Clemens haben. Denn wenigstens drei von diesen fünf Stellen finde ich in meinen Collectaneen als solche angemerkt, die meine Meinung von dem Gebrauche, den die damaligen Christen von der heiligen Schrift zu machen pflegten, am kräftigsten

bestärken. Sollten die Stellen selbst eines so zweideutigen Lichts fähig seyn? Wir wollen sehen.

a) Wegen der Stelle aus dem Pädagogen sind mir Ew. Hochwürden bereits selbst mit der Antwort zuvorgekommen. Der Pädagog zeigt, „wie die Kinder aus der heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments in der Moral zu unterrichten.“ Daß dieses sehr wohl geschehen könne, besonders wenn der Pädagog den Kindern die Bibel nicht selbst in die Hände giebt, sondern ihnen das bloß stellenweise beibringt, was ihren Einsichten und Umständen angemessen ist: wer wird das in Zweifel ziehen? Aber Moral ist nicht diese und jene Religion, ist die Grundlage aller Religionen; und Clemens, durch häufige Anführungen aus heidnischen Schriftstellern, welche die nämlichen Vorschriften enthalten, gesteht genugsam ein, daß, moralisch gut zu leben, es eben keiner Offenbarung bedurft hätte. Und wenn auch schon der christliche Pädagog bei bloßer Moral der Vernunft nicht stehen bleibt, sondern auch eine höhere christliche Moral lehrt: so ist doch auch selbst die christliche Moral nicht die christliche Religion. Von dieser will ich wissen, wo der Pädagog die ersten Grundlehren aus der Bibel beibringt? Nirgends, nirgends. Tugendlehren, Sittensprüche, nicht dicta probantia der eigentlichen Glaubensartikel zog er für seine Jugend aus der Bibel; und war sonach das völlige Widerspiel von unseren Lutherischen Schulmeistern. Denn was diese

fast nur thun, that er gar nicht; weil er wußte, daß er damit entweder zu früh oder zu spät komme: zu früh, wenn seine Untergebenen noch nicht getauft waren; zu spät, wenn sie es bereits waren. In jenem Falle soûten sie noch nichts von den eigentlichen Glaubenslehren des Christenthums wissen; in diesem hatten sie nichts mehr davon zu lernen. Die Taufe, die Taufe war der entscheidende Augenblick, in welchem die Competenten alles erfuhren. Was sie da erfuhren, war der vollständige christliche Glaube, die eigentliche christliche Religion, in so fern in jeder geoffenbarten Religion das allein das Wesen derselben ausmacht, was mit der Vernunft nicht zu erreichen steht, weil es entweder über die Vernunft, oder bloß positiv, bloß willkührlich ist. Ich bitte, hierüber das sechste Kapitel im ersten Buche des Pädagogen nachzulesen. Denn ich selbst möchte mich nicht gern aus der Nachbarschaft der vorigen Stelle bringen lassen, in welcher eine andere Stelle vorkommt, aus welcher ich mit zuerst meine Thesis abstrahirt habe. Wenn denn nun aber, läßt sich Clemens oder der Pädagog gleichsam fragen,*) für Kinder und für den gemeinen Christen, der immer Kind bleiben soll, aus der Bibel weiter nichts zu nehmen ist, als moralische Lehren und Sprüche, durch welche das Laster gleichsam mit der Wurzel ausgerissen wird; die Bibel gleichwohl noch

*) Libro III. cap. 12. pag. 309. edit. Potteri.

so viel andere Dinge enthält, und doch die ganze Bibel von dem heiligen Geiste eingegeben ist: für wen ist denn alles das Übrige? Hierauf antwortet Clemens: für προσωπα ἐκλεκτα, für auserlesene Personen. Und wer sind ihm diese auserlesenen Personen? Theils die Personen geistlichen Standes: Bischöfe, Presbyteren, Diakonen, Wittwen; theils seine Gnostiker, das ist, diejenigen Christen, welche Zeit und Kräfte haben, in diejenigen Tiefen des Glaubens zu dringen, welche der heilige Geist bloß durch Äuigmata und Parabeln in der Schrift anzudeuten, für gut befunden hat. Das, das liegt offenbar in folgender Stelle, die unmittelbar auf eine kurze Zusammenfassung aller vernunftmäßigen Tugendlehren folgt, die in den Schriften der Apostel enthalten sind! Ὀλιγα ταυτα ἐκ πολλων, δειγματος χαριν, ἀπ' αὐτων διεξελθων των θειων γραφων ὁ Παιδαγωγος, τοις αὐτου παρατιθεται παισιν, δι' ὡν, ὡς ἐπος εἰπειν, ἀρδην ἐκκοπτεται κακια, και περιγραφεται ἀδικια. Μυριαι δε ὁσαι ὑποθηκαι, εἰς προσωπα ἐκλεκτα διατεινουσαι, ἐγγεγραφεται ταις βιβλοις ταις ἁγιαις· αἱ μεν πρεσβυτεροις, αἱ δε ἐπισκοποις, αἱ δε διακονοις, ἀλλαι χηραις, περι ὡν ἀλλος ἀν εἰη λεγειν καιρος· πολλα δε και δι' αἰνιγματων, πολλα δε και δια παραβολων τοις ἐντυγχανουσιν ἐξεστιν ὠφελεισθαι. Ich darf nicht vermuthen, daß mir Ew. Hochwürden hier einwerfen könnten, daß Clemens unter den auserlesenen Personen auch der Wittwen ge-

denke. Denn Ew. Hochwürden wissen zu wohl, daß unter dieser Benennung die Diakonissä verstanden werden, die zu den Zeiten des Clemens noch einzig und allein aus dem Stande der Wittwen genommen wurden. Wohl aber werde ich zu einer andern Zeit auf diese Bemerkung zurückkommen, wenn ich zeigen werde, daß alle die Bibelleserinnen, die in der Kritischen Untersuchung eine so ansehnliche Rolle spielen, zu den Laien, unter die sie daselbst gesetzt worden, nicht gehören, sondern vermuthlich insgesammt Diakonissä gewesen.

b) Jetzt will ich nur zu der zweiten Stelle des Clemens, die zu der Klasse derjenigen Stellen gehört, die ich für diesesmal durchlaufen zu müssen, um Erlaubniß gebeten habe. Das Quid pro quo, das Ew. Hochwürden mit dieser widerfahren, kann ich mir nur auf eine einzige Art erklären. Dadurch nämlich, daß Sie diese Stelle nicht selbst nachgesehen, sondern nur bei einem von denjenigen Männern gefunden haben, die Sie S. 20. und 21. so sehr empfehlen. Aber nur erst das Quid pro quo selbst: und sodann noch ein Wort von dem Gebrauche dieser Männer. Die Stelle ist aus dem Anfange des ersten Buchs der Stromata, wo Clemens überhaupt von der Schriftstellerei handelt. Nach verschiedenen allgemeinen Betrachtungen, ob man überhaupt schreiben müsse, wer schreiben müsse, aus was für Ursachen man schreiben müsse, deren einige verloren gegangen, kommt es endlich darauf

hinaus, daß Schriften noch immer einen doppelten unstreitigen Nutzen haben: einen für den Schriftsteller, und den andern für den Leser. Der Schriftsteller, so wenig er sich auch bemüht, künstlich und zierlich zu schreiben, hat doch immer den Nutzen, daß das Aufschreiben seinem Gedächtnisse zu Statten kommt, und ein untrügliches φαρμακον λησης ist. Dem Leser hingegen sind Schriften um so viel vortheilhafter, je unwissender er selbst ist. Selbst einer, der in seiner Erziehung und in seinem ersten Unterrichte ganz versäumt worden, ὁταν ἀπημβλυτὰι κακη τροφη τε και διδασκαλιᾳ το της ψυχης ὀμμα, braucht, wenn er diese Versäumniß wieder einbringen will, nur zu demjenigen Lichte seine Zuflucht zu nehmen, das einem jeden bei der Hand ist, einem jeden gleichsam eigenthümlich zugehört, προς το οἰκειον φως βαδιζέτω, braucht nur denjenigen Wahrheitslehrer aufzusuchen, der schriftlich ihm auch das Ungeschriebene erklärt, ἐπι την ἀληθειαν, την ἐγγραφως τα ἀγραφα δηλουσαν, das ist, braucht nur zu lesen. Dieses Lob der Lectüre insgemein ist eine so feine und richtige Bemerkung, als nicht Viele von einem Kirchenvater zu erwarten geneigt seyn möchten. Aber, bei Gott, so ist es! Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern steht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verstehen und beurtheilen lernt, was sie nicht enthalten; wessen Verstand die Bücher nicht

überhaupt schärfen und aufklären, der wäre schwerlich viel schlimmer daran, wenn er auch gar keine Bücher gelesen hätte. „Die Schrift," fährt Clemens bald darauf fort, „entzündet jeden Funken der Seele, und gewöhnt das innere Auge zur Beschauung. Vielleicht daß sie, wie ein pfropfender Landmann, auch etwas hineinlegt; aber ganz gewiß erweckt sie doch das, was darin ist." Daß Clemens hier auf die Platonische Entwickelung zielt, brauche ich nicht zu erinnern. Aber wenn denn nun auch dieses allgemeine Lob des Bücherlesens die heiligen Bücher nothwendig mit treffen muß: was für Ursachen haben Ew. Hochwürden gehabt, uns die Stelle so zu übersetzen, als ob sie von diesen nur allein handle? Heißt denn γραφη immer nur die heilige Schrift? Oder soll das etwas entscheiden, daß Potter das Wort mit einem großen Anfangsbuchstaben drucken lassen? Und nun vollends ἐγγραφως und ἀγραφα nicht für geschrieben und ungeschrieben überhaupt, sondern in dem besondern Sinne, in welchem beides erst um das Nicäische Concilium gebräuchlich ward! Doch weg mit allen den Wortkritteleien! Die Verfälschung, in welcher uns gleich darauf eine Thatsache gezeigt wird, verdient eine schärfere Rügung. — Clemens will nun auch anzeigen, was er denn eigentlich in seinem vorhabenden Werke aufzeichnen wolle. Und da gedenkt er denn verschiedener apostolischer Männer, die er in seiner Jugend zu hören gewürdigt worden,

deren Reden er gern niederschreiben möchte, damit sie ihm in seinem Alter nicht einmal entfielen. Von einem insbesondere sagt er, daß er wie eine Biene in Sicilien auf der prophetischen und apostolischen Flur Blumen gebrochen; und von allen insgesammt sagt er, daß sie die wahren Überlieferungen der seligen Lehre unmittelbar vom Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus erhalten gehabt, und durch Gottes Gnade bis auf seine Zeit leben müssen, damit auch er jenes uralten apostolischen Samens durch sie theilhaftig werden können. Es ist merkwürdig, daß das, was Clemens von jenem einzeln sagt, Eusebius in seiner Anführung der ganzen Stelle völlig wegzulassen, für gut befunden. Ein alter unverdächtiger Lehrer, der auf der prophetischen und apostolischen Flur nur Blumen gebrochen, ist freilich kein Mann, der uns einen hohen Begriff von der homogenen Göttlichkeit der heiligen Schrift machen kann. Doch hätte nun wohl eben Eusebius kein spitzes Maul machen dürfen, der uns an einer andern Stelle so etwas, auf eine noch anstößigere Art, schon vom Papias erzählt hat. Wenn man auch nur die Worte ein klein wenig anders schraubt, was wäre denn darin, was nicht vollkommen lutherisch klänge? Ew. Hochwürden übersetzen ja ganz ohne Anstoß, wie folgt: „Wer die Blumen auf den prophetischen und apostolischen Wiesen benutzt, gleich einer Biene in Sicilien, der pflanzt einen vortrefflichen Vorrath von Erkenntniß in die Seelen

derer, welche ihn hören. Solche Lehrer bleiben bei der wahren Überlieferung der seligen Lehre, welche sie von Petro, Jacobo, Johanne und Paulo, diesen heiligen Aposteln, empfangen und vom Vater auf den Sohn bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt." Ich habe mir alle Wortkritiken bereits untersagt. Aber die Übersetzung eines Dritten dagegen halten, das darf ich doch wohl? Dieser Dritte ist Herr Stroth, von welchem wir ohnlängst eine sehr treue und unbefangene Übersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius erhalten haben. Da lautet es in dem 11ten Kapitel des 5ten Buches, wo Eusebius die Stelle des Clemens einschaltet, nun so: „Diese Männer, die die wahren Überlieferungen der seligen Lehre erhalten haben (wiewohl sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind), hat uns Gott erleben lassen, daß sie jenen altväterlichen apostolischen Samen auf uns brächten." Sehr gut und genau; das heiß' ich doch übersetzen! Bloß für die Kleinigkeit: hat uns Gott erleben lassen, möchte ich lieber gesetzt wünschen: hat Gott bis auf uns leben lassen; weil erleben einen Nebenbegriff der Zukunft mit sich führt, welcher die Zeitordnung, wenn sie nicht sonst bekannt wäre, ungewiß machen könnte. Aber nun? Getrauen sich Ew. Hochwürden wohl, auch dieser Strothischen Übersetzung die nämliche Anmerkung gleich an die Seite zu stellen, die Sie Ihrer Übersetzung beizufügen, kein Bedenken getragen? Die Versicherung meine ich: „daß die Na-

men der vier Apostel sich offenbar auf ihre Schriften und nicht auf ihren mündlichen Unterricht beziehen." Getrauen sich Ew. Hochwürden das wirklich? Und so entscheidend? Mit einem solchen offenbar? Wenn es wahr ist, daß unter andern hier auch die Epistel Jacobi zu verstehen: so haben der Ritter Michaelis und Dr. Leß sehr Unrecht, daß sie diese Stelle nicht als ein offenbares Zeugniß für die Authentie derselben angenommen haben, und Ew. Hochwürden würden wohl gethan haben, diesen Männern eine dergleichen Entdeckung unter den Fuß zu geben. Doch ich bin gewiß versichert, daß weder der eine, noch der andere, was Ihnen so offenbar scheint, auch nur wahrscheinlich, auch nur möglich würde gefunden haben. Und noch mehr Schade, daß nicht schon Luther aus dieser Stelle des Clemens gewußt, daß ein Jacobus wenigstens sich zuverlässig unter den apostolischen Schriftstellern befunden! Er würde uns das Ärgerniß mit der strohernen Epistel erspart haben. — Im Ernst und ohne alle Spötterei: zweierlei ist vielmehr aus der Stelle des Clemens offenbar. Einmal, daß Clemens mündliche geheime Nachrichten meint, die durch seine Lehrer von gedachten Aposteln auf ihn gekommen. Denn was hatte er nöthig, die Schriften der Apostel von ihnen zu erhalten? Oder würden Ew. Hochwürden, um dieses mit einigem Anschein vorgeben zu können, nicht wirklich Ihre eigene Ärnte niedertreten müssen?

und zweitens, daß Clemens seine Lehrer, den Pantänus, den Bardesanes, den Tatianus, oder wie sie sonst geheißen, für nicht geringer gehalten, als die benannten Apostel selbst, welches aus der Anspielung auf den Vers des Homer folgt, „wiewohl sonst wenig Kinder ihren Vätern ähnlich sind," in welchem Herr Stroth ὅμοιοι auch wohl ein wenig nachdrücklicher hätte übersetzen können. Denn Kinder, die ihren Vätern bloß ähnlich sind, giebt es doch genug! —

Und sonach darf ich meine Vermuthung gar wohl wiederholen, daß Ew. Hochwürden ohne Zweifel diese Stelle des Clemens selbst nachzusehen für überflüssig gehalten, weil Sie dieselbe beim Chamier oder Suicer, oder Gott weiß, bei wem sonst, dergestalt aufgeführt gefunden, auf welchen allein alles das Harte zurückfällt, was ich von einer so groben Mißdeutung zu sagen, gezwungen worden. Ich müßte den Hrn. Dr. Walch in seinen übrigen Schriften zu sehr verkannt haben, wenn ich ihn selbst für fähig halten könnte, uns vorsetzlich einen solchen Staub in die Augen streuen zu wollen. Er glaubte als ein redlicher Mann, daß das, was solche Männer untersucht hätten, ein- für allemal untersucht sey. Aber lieber nicht so: und besonders möchte ich mir meine Landsleute und Glaubensgenossen, die Gerharde, die Kortholte und die Zorne verbitten. Diese guten Leute waren viel zu herzliche Lutheraner, als daß sie nicht ihren Lehrbegriff nur all

zu oft auch da gesehen haben sollten, wo das pure platte Gegentheil davon befindlich ist. Wahrlich bedürfen vornämlich ihre Anführungen einer sehr starken Revision: und wie anders? Die gelehrten Katholiken hatten das Entscheidendste darin schon beschlagen, und befanden sich in ihrer Heimath.

c) Ich will bei den übrigen Stellen des Clemens kürzer zu seyn suchen. Die dritte Stelle ist eine Auslegung, die Clemens von einer Dichtung des Hermas macht. Aber so, wie das ganze Buch des Hermas meiner Hypothese von Entstehung des Neuen Testaments, und von dem Gebrauche, den die ersten Christen davon machen zu müssen sich verbunden hielten, ganz besonders günstig ist: so ist es diese Clementinische Auslegung nicht minder; so gezwungen sie auch an und für sich selber ist. Ich verstehe nur die Worte ein wenig anders, als Ew. Hochwürden sie zu übersetzen, für gut befunden. Wenn nämlich die Bibel, κατα την ψιλην ἀναγνωσιν genommen, allen Menschen verständlich seyn soll: so verstehe ich die darauf folgenden Worte, και ταυτην εἰναι την πιστιν στοιχειων ταξιν ἐχουσαν, nur so, daß πιστις hier nicht der Glaube, die Disposition unserer Seele, sondern das Glaubensbekenntniß bedeute. Auch ist es weit schicklicher, dieses mit den ersten Elementen der Schrift, mit den Buchstaben, zu vergleichen, als jenen. Das Glaubensbekenntniß allein macht die Bibel allen Menschen verständlich; und das ist gerade das, was ich will. Aber dieses

Glaubensbekenntniß muß nicht aus dem Neuen Testamente gezogen seyn, sondern es muß früher, als das Neue Testament, und in seiner völligen Unabhängigkeit vom Neuen Testamente, wenigstens eben so glaubwürdig, als das Neue Testament seyn. — Wenn das Buch des Hermas hiernächst, von welchem Eusebius sagt, daß es zum ersten Unterrichte in der Religion gebraucht worden, überhaupt der heiligen Schriften mit keiner Sylbe gedenkt, worüber sich Hr. Leß selbst so sehr verwundert: was folgt daraus? Entweder waren die Schriften des Neuen Testaments damals noch nicht beisammen; oder sie standen in dem Ansehn noch nicht, in welchem sie jetzt stehen, und wurden zu dem Unterrichte in der christlichen Religion für entbehrlich gehalten; — oder beides.

d) Bei der vierten Stelle des Clemens wünschte ich sehr, daß Ew. Hochwürden wenige Zeilen weiter damit zurückgegangen wären. Clemens will von der Schwierigkeit reden, welche mit den Gnostischen Auslegungen der Schrift verbunden ist. Bei hohen Unternehmungen, sagt er, steht immer ein hoher Fall zu besorgen, vor welchem man sich hier nicht anders sichern kann, als wenn wir uns genau an die Regel der Wahrheit halten, die wir von der Wahrheit selbst überkommen haben. *Σφαλλεσθαι γαρ ἀναγκη μεγιστα τους μεγιστοις ἐγχειρουντας πραγμασιν, ἠν μη τον κανονα της ἀληθειας παρ' αὐτης λαβοντες ἐχωσι της ἀληθειας.* Nun wissen

wir aber, wenn wir es auch aus ihm selbst nicht wüßten, aus dem Irenäus, was diese Regel der Wahrheit, dieser κανων της αληθειας, ist. Es ist das Glaubensbekenntniß, die πιστις der vorigen Stelle, wodurch das Verständliche der Schrift auch dem gemeinsten Manne verständlich wird, und das Unverständliche auch dem kühnsten Forscher nicht länger unverständlich bleibt. Ich brauche Ew. Hochwürden nicht zu sagen, wie Clemens diesen κανονα της αληθειας von dem κανονι εκκλησιαστικω unterscheidet, die er beide unter dem gemeinen Namen der παραδοσεως εκκλησιαστικης zusammen faßt. Aber ich darf versichern, daß man, ohne diesen Unterschied genau in Gedanken zu behalten, im Clemens gar nicht fortkommt, und da bloß ein gnostisches Geschwätz findet, wo er doch sehr bestimmte Begriffe zum Grunde legt. Er geht freilich von der Göttlichkeit der heiligen Schrift aus: und habe ich denn die schon geläugnet? Ich bezeige ja bloß mein Mißfallen, daß man ihn auf seinem Wege so bald verläßt und von dem Werthe der Hülfsmittel, die heilige Schrift zu verstehen, so verschieden mit ihm denkt, als welche die Protestanten in die Schrift selbst zu legen für gut finden, anstatt daß Clemens, mit dem gesammten christlichen Alterthume, sie außer der Schrift annimmt. Es ist wahr, Clemens sagt allerdings: „Menschen, die nur schlechthin (απλως, d. i. ohne Beweis) ihre Lehren vortragen, lasset uns keinen Glauben schenken. Sie können auf

eben diese Art auch Irrthümer lehren." Aber wie? Ohne Beweis reden, soll ihm so viel seyn, als ohne Beweis aus der Schrift reden? Ihm ist ohne Beweis reden, gerade das Gegentheil; ihm ist ohne Beweis reden, mit nichts als mit Stellen aus der Schrift beweisen wollen; denn dieses Beweises rühmen sich ja auch alle Ketzer. Clemens soll fortfahren: „Wenn es nun nicht hinreicht, seine Meinung schlechthin zu sagen, sondern man auch das, was man sagt, beweisen muß, so erwarten wir keine menschlichen Zeugnisse; sondern wir erweisen durch das Wort des Herrn das, was bewiesen werden soll. Diese Stimme des Herrn übertrifft alle Beweise (ἀποδείξεις) an Sicherheit; ja, recht zu sagen, ist sie allein ein Beweis. Durch diese Überzeugung sind diejenigen, welche die heilige Schrift gekostet haben, gläubig." Fährt Clemens wirklich so fort, wo bleibt Tertullian: Fides salvum facit, non exercitatio scripturarum? Aber er fährt auch so nicht fort; und man mißbraucht auf eine unverantwortliche Weise einige seiner Worte, um ihn nichts weniger als seine Gedanken sagen zu lassen. Ihm sind die menschlichen Zeugnisse eben die Zeugnisse der Propheten und Apostel, so lange sie unabhängig von der Regel der Wahrheit genommen werden; und die Stimme des Herrn, die allein gilt, die allein keine weitere Demonstration zuläßt, ist diese Regel der Wahrheit, die wir von der Wahrheit selbst empfangen haben;

ist, mit Einem Worte, das Glaubensbekenntniß. Dieses, dieses ist die Wissenschaft, κατ' ἣν οἱ μὲν ἀπογευσαμενοι μονον των γραφων πιστοι, durch welche auch die gläubig sind, welche die Schriften auch nur gekostet haben. Auch nur gekostet, ἀπογευσαμενοι μονον. Ei, sagen mir doch Ew. Hochwürden, warum Sie dieses μονον nicht mit übersetzt haben? Sie empfanden ohne Zweifel, daß es sehr abgeschmackt seyn würde, den Clemens sagen zu lassen: Die Stimme des Herrn, wenn Stimme des Herrn nothwendig das geschriebene Wort Gottes bedeuten müsse, mache auch diejenigen gläubig, welche die heiligen Schriften nur eben gekostet hätten? Aber warum wollen Sie hieraus nicht lieber schließen, daß jene Überzeugung aus dem Worte des Herrn die Überzeugung aus der Schrift nicht seyn könne? Warum wollten Sie Ihren Autor lieber verstümmeln? Ich kann nicht anders glauben, als daß Ew. Hochwürden auch hier bloß mit den Augen eines Compilators gesehen haben, der in seiner Anführung das μονον wohl ganz weggelassen hatte. — Ich muß über den Clemens nur wegzukommen suchen. Es möchte mir länger unmöglich seyn, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns solche Steine für Brot in die Hände stecken wollen.

e) Auf die fünfte Stelle des Clemens endlich brauche ich nichts zu erwiedern, als dieses, daß Clemens daselbst von den Gnostikern insbesondere, nicht aber von den Christen überhaupt, spricht.

Der Gnostiker allerdings muß Schrift aus Schrift erklären und beweisen. Aber die Christen überhaupt haben das nicht nöthig, weil der Gnostiker selbst, so weit er sich über sie verstiegen hat, doch wieder zu ihnen herab muß, und wenn er die Schrift aus Schrift noch so apodiktisch erwiesen hat, doch nur auch durch das Glaubensbekenntniß apodiktisch überführen kann. Das ist der wahre Sinn folgender Stelle des Clemens, die, wenn sie diesen Sinn nicht hätte, gar keinen haben würde. *Οὕτως καὶ ἡμεις*, auch wir, wir Gnostiker, *ἀπ' αὐτων περι αὐτων των γραφων τελειως ἀποδεικνυντες ἐκ πιστεως πειθομεθα ἀποδεικτικως.*

5) Ich bin wirklich sehr erfreut, über den Clemens hinweg zu seyn. Ich kenne keinen salebrosern Scribenten, der mehr Schlupfwinkel für Zänker gewährt, als ihn. Besonders sind seine Stromata ein so buntscheckiges, desultorisches Werk, daß man selten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln. Ich will damit nicht sagen, daß er in streitigen Untersuchungen darum ganz unbrauchbar sey; ich will nur sagen, daß er eine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordert, und von zwanzig Lesern, die ihn in die Hände nehmen, achtzehn ganz gewiß bloß den schönen Brocken nachjagen, die er aus der weltlichen Gelehrsamkeit so reichlich einstreut, wenn von den übrigen zwei, der eine auch nur bloß bei den schönen theologischen Steinchen verweilt, die sich in einen Lehrbegriff so

gut wie in den andern passen. Wir kommen von ihm auf einen Lateiner, der in Ansehung des Styls und der Worte vielleicht noch salebroser ist, aber doch in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit des gesammten Vortrags ihn bei weitem übertrifft, auf den Tertullian.

Von diesem nun muß ich Ew. Hochwürden im Voraus bekennen, daß er es ist, von welchem ich zuerst eine richtigere Vorstellung von der wahren Quelle unseres Glaubens erlangt zu haben glaube; daß er es ist, welcher mir das Pochen auf die bloße Schrift zuerst verdächtig gemacht hat; daß er es ist, welcher mich zuerst überzeugt, wie natürlich es sey, wenn sich die Apostel vor allen Dingen unter einander über ein gewisses Formular verglichen, um nicht allein selbst einerlei zu glauben, sondern auch einerlei zu lehren, welches Formular schlechterdings auch noch jetzt mehr gelten müsse, als die nachherigen Schriften der Apostel, die nur gelegentliche Erläuterungen über diesen und jenen Punkt desselben seyn könnten, indem nicht eine einzige erst Christen machen sollen, sondern alle an schon gläubige Christen geschrieben worden.

Doch es ist hier noch nicht der Ort, wo ich zeigen muß, was alles für mein System aus dem einzigen Tertullian zu beweisen steht. Jetzt soll ich nur auf ein Paar Stellen antworten, die mir Ew. Hochwürden aus ihm entgegen setzen, als deutliche Beweise, daß auch Er die Schrift für die ein-

zige Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren erkannt habe.

Die erste derselben ist aus der Schutzschrift genommen und lautet nach Ew. Hochwürden Übersetzung, wie folgt: „Wie könnt ihr Heiden euch doch einbilden, daß wir Christen uns um das Wohl der Kaiser nicht bekümmern? Leset nur selbst die Befehle Gottes, die Quellen unserer Erkenntniß, die wir gewiß selbst nicht unterdrücken und die so viele besondere Pflichten gegen Nichtchristen vorschreiben." Und das wäre eine Übersetzung von den Worten des Tertullian, die ich aus der nämlichen Ausgabe, die Ew. Hochwürden gebraucht, hersetze? Qui ergo putaveris, nihil nos de salute Caesarum curare, inspice Dei voces, litteras nostras, quas neque ipsi supprimimus et plerique casus ad extraneos transferunt. Wo steht denn da eine Sylbe von Erkenntnißquellen? Sie haben doch nicht litteras nostras durch Erkenntnißquellen geben zu müssen geglaubt; in der Meinung, daß litterae nostrae auch wohl so viel als primae litterae fidei nostrae heißen könne? Ja, wenn man so übersetzen darf! So läßt sich freilich Alles in Allem finden! Eben so unrichtig und ohne allen Grund hineingetragen ist das Letzte: „die so viel besondere Pflichten gegen Nichtchristen vorschreiben." Casus, Pflichten! transferunt, vorschreiben! Wem ist so etwas schon vorgekommen? Tertullian will sagen, daß

die Schriften der Christen, auf die er sich hier beruft, von ihnen ja nicht unterdrückt würden; sondern durch diesen und jenen Zufall in die Hände der Heiden kämen. Es ist eben das, was oben Lactanz vom Hierokles vermuthet, und ich kann mich nicht enthalten, den ähnlichen Fingerzeig dabei zu thun. Wenn es wahr ist, wie Tertullian hier sagt, daß die ersten Christen ihre heiligen Schriften nur eben nicht unterdrückt haben, und bloß zulassen müssen, daß sie zufälliger Weise vielen Nichtchristen in die Hände gekommen: so kann man doch auch wahrlich nicht sagen, daß sie dieselben auszubreiten und bekannter zu machen, freiwillig bemüht gewesen; so kann man doch auch wahrlich nicht läugnen, daß sie eine Art von Vorsicht damit gebraucht, und eben das Geheimniß daraus gemacht haben, was ungefähr die Freimaurer aus ihren Constitutions-Büchern oder die preußischen Officiere aus ihren Reglements machen, die sie beide auch eben nicht unterdrücken, sondern vielmehr in die weite Welt zu kommen, nicht verhindern können.

Die zweite Stelle des Tertullian, die aus eben der Schrift genommen ist, würde mir eben so leichtes Spiel machen, wenn ich im geringsten auf die Hinterfüße treten wollte. Cogimur ad litterarum divinarum commemorationem, si quid praesentium temporum qualitas aut praemonere cogit, aut recognoscere. Ich dürfte nämlich nur

fragen, wie Ew. Hochwürden beweisen wollten, daß unter den litteris divinis auch das gesammte Neue Testament begriffen gewesen. Weil wir es jetzt unter jener allgemeinen Benennung mit begreifen würden? Divina litteratura heißt dem Tertullian in eben derselben Schutzschrift*) offenbar nur das Alte Testament, von welchem er behauptet, daß es die Schatzkammer aller fremden Weisheit gewesen, und gegen welches, seinem Ausdrucke nach, eine gewisse novitiola paratura sehr absticht, unter welcher er das Neue Testament verstehen soll. Doch in die Verlegenheit, sich auf solche Dinge einzulassen, brauche ich niemand zu setzen, der ich es mit beiden Händen zugebe, daß die gesammten Schriften der Evangelisten und Apostel nicht allein damals vorhanden, sondern auch bei den Christen im Gebrauche gewesen. Ich frage ja nur, in welchem Gebrauche? Ich frage ja nur, ob sie ihre Glaubenslehren daraus hergeholt; ob sie ihre Glaubenslehren ohne sie nicht gehabt haben würden. Hierauf antwortet diese Stelle des Tertullian so wenig mit einiger Bejahung, daß sie vielmehr einen ganz andern Gebrauch, einen bloß zufälligen Gebrauch, nach Maßgebung gewisser Zeitumstände, offenbar anzudeuten scheint. Die Christen schlugen ihre heiligen Schriften nach, so wie die Römer ihre geheimen archivalischen Nachrichten, oder die Sibyllinischen Bücher, nicht ihre

*) Cap. 47. p. 396.

Gesetze daraus zu lernen, sondern daraus zu sehen, wie es bei gewissen Vorfällen ehedem gehalten worden, oder was ihnen bei gewissen ominösen Ereignungen bevorstehe. Vollends machen die nächstfolgenden Worte des Tertullian: Certe fidem sanctis vocibus pascimus, spem erigimus, fiduciam figimus, disciplinam praeceptorum nihilominus in compulsationibus densamus, es klar, daß bloß von einem disciplinarischen und von keinem dogmatischen Gebrauche des Neuen Testaments hier die Rede seyn könne. Fidem sanctis vocibus pascimus kann gar wohl auch nur heißen: zur Stärkung unseres Glaubens singen wir geistliche Lieder. Denn daß das Singen in den ersten Versammlungen der Christen Mode war, wissen wir gewiß; da hingegen von Vorlesungen, wenigstens der jüngere Plinius, weder in Gutem noch in Bösem etwas erfahren hatte. Wenn nun gar unter compulsationibus die Verfolgungen zu verstehen wären: wem könnte man es verdenken, wenn er unter der commemoratione litterarum divinarum vornehmlich die Ablesung der Verhandlungen der heiligen Märtyrer verstehen wollte, als welche freilich erst nach den Zeiten des Plinius recht üblich werden konnte, und von welcher bekannt ist, wie viel die erste Kirche darauf gehalten, ut armentur filiorum animi, dum patrum recensentur triumphi?

Und das wäre denn alles, was man mir aus dem Tertullian entgegen setzen könnte? Wie gut

komme ich da weg! Ich fürchte, ich werde Ew. Hochwürden so leicht nicht können abkommen lassen, wenn ich nun einmal den Tertullian für mich reden lasse. Und wie? wenn Ew. Hochwürden, damit diese wiederholte Drohung nicht bloß einer Drohung ähnlich bleibe, mir sofort erlaubten, hier eine kleine Ausschweifung über einen Punkt zu machen, der am besten zeigen kann, wer von uns beiden seinen Tertullian am richtigsten inne hat?

Dieser Punkt betrifft die Glaubensbekenntnisse, die Ew. Hochwürden, nach dem Basnage, für nichts, als zufällige menschliche Erweiterungen der ersten von Christo selbst eingesetzten Taufformel ansehen, weil man die Täuflinge mit den Unterscheidungslehren der Ketzer nicht zeitig genug bekannt machen können. Von diesen behaupten der Herr Doctor, S. 205 u. f. Ihrer kritischen Untersuchung, eine Menge Dinge, von welchen Sie, ich weiß nicht, ob mitleidiger oder zufriedener mit sich selbst, — bald hätte ich stolzer gesagt, — bedauern, daß sie denen, die sich darüber zu schreiben erdreisten, nicht bekannt sind. Was Wunder also, daß ich die Gelegenheit nicht früh genug ergreifen zu können glaube, mich von dem Verdachte einer so schülerhaften Unwissenheit — denn welche Unwissenheit ist schülerhafter, als wenn man auch das nicht einmal weiß, was Andere glauben? — zu befreien und zu entschuldigen, wenn ich von so bekannten Angaben nicht vermeine, daß sie darum keines Beweises nö-

thig haben? — Das Scharmützel ist aber noch kein Treffen, in welches ich mich zu seiner Zeit Paragraph für Paragraph einzulassen gesonnen bin. —

Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen.

§. 1. Es sey immerhin noch so wahrscheinlich, daß die Anerkennung der von Christo (Matth. 28, 19.) vorgeschriebenen Taufformel Anfangs hinlänglich gewesen, denen, die sich zu Christo bekennen wollten, die Taufe wiederfahren zu lassen: ist es denn darum unwahrscheinlich, oder etwa gar unmöglich, daß Christus nach seiner Auferstehung seinen Jüngern einen kurzen Inbegriff von dem hinterlassen, was sie künftig von ihm lehren sollten? welchen er ihnen vor seinem Tode darum nicht ertheilen konnte, weil das Wenigste davon noch geschehen war. Daß ein solcher Inbegriff sehr nützlich gewesen wäre, wird doch niemand läugnen wollen: und nach der großen Entdeckung, die in unseren Tagen gemacht worden, daß Christus, nach seiner Auferstehung bis zu seiner Himmelfahrt, nicht bloß seinen Jüngern dann und wann erschienen, sondern die ganzen vierzig Tage continuirlich, nach wie vor, mit ihnen gelebt habe, hatte er ja wohl auch noch Zeit genug dazu.

§. 2. Es wäre falsch, schlechterdings falsch, daß man vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts auch nur eine Spur eines vermehrten Tauffor-

lars oder eigentlichen Glaubensbekenntnisses anträfe? Bei dem Irenäus und Tertullian kommen dergleichen zuerst vor? Wer sie älter mache, der sage nicht historische Wahrheit, sondern Conjektur und Hypothese? Hierauf antworte ich. Erstlich: giebt es denn frühere Kirchenväter dieser Art, als Irenäus und Tertullian, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntniß vorkommen könnte? Ich sage, dieser Art, d. i. solcher, die sich mit Widerlegung der Ketzer abgegeben und sonach Anlaß gehabt hätten, sich ausdrücklich darauf zu beziehen? Zweitens: wenn diejenigen, bei welchen ein eigentliches Glaubensbekenntniß zuerst in extenso zu finden, versichern, daß das von ihnen angeführte das nämliche sey, welches sofort mit dem Evangelium seinen Umlauf in der Welt gemacht habe, hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse; wenn sie versichern, daß es das nämliche sey, welches die Kirche von den Aposteln, die Apostel von Christo, Christus von Gott erhalten habe, quam Ecclesia ab Apostolis, Apostoli a Christo, Christus a Deo tradidit; wenn sie versichern, daß es das nämliche sey, welches selbst Paulus, ungeachtet seiner unmittelbaren Erleuchtung, sich endlich von den Aposteln habe müssen geben lassen: sind das keine älteren Spuren?

§. 3. Ja, die letztgedachte: führt sie uns nicht so hoch hinauf, als wir nur immer verlangen können? führt sie uns nicht auf ein Zeugniß des Apo-

stets selbst? Paulus Hierosolymam ascendit, sagt Tertullian, ad cognoscendos Apostolos et consultandos, ne forte in vanum cucurrisset, id est, ne non secundum illos credidisset et non secundum illos evangelizaret. Denique ut cum auctoribus contulit et convenit de regula fidei, dexteras miscuere et exinde officia praedicandi distinxerunt. Nun bezieht sich dieses freilich auf Galat. 2, 2, wo nach Luther's Übersetzung bloß steht, daß sich Paulus mit den Aposteln über dem Evangelio besprochen. Doch da ἀνατιθεσθαι in dieser Bedeutung nur an diesem Orte vorkommen würde, so müssen die alten Kirchenväter doch ihren Grund gehabt haben, eine nähere Anspielung auf das eigentliche Glaubensbekenntniß darin wahrzunehmen. Denn nicht allein Tertullian erkennt diese, sondern auch Augustinus; und zwar unter dem nämlichen Ausdrucke der regula fidei. Wenn denn auch das Symbolum, wie der Herr Doctor wollen, weiter nichts, als ein bloßer geheimer Gruß gewesen, wie ihn noch unsere Handwerker haben: so kann ja wohl ἀνατιθεσθαι το εὐαγγελιον bedeutet haben, diesen Gruß hersagen, um sich dadurch für einen wahren Bruder in Christo erkennen zu lassen.

§. 4. Oder soll etwa regula fidei das Glaubensbekenntniß nicht bedeuten? Hat Tertullian die Bedeutung dieses Ausdrucks durch die unmittelbare Hinzufügung der Sache selbst nicht genug ge-

sichert? Herr Dr. Walch scheinen, als ob Sie es gar zu gern läugnen möchten. Denn nicht allein soll noch gar nicht gewiß seyn, daß κανων und κανων ἀληθειας das öffentliche Glaubensbekenntniß bedeute, sondern die lateinische Benennung, die nach jener unstreitig gemacht ist (indem Tertullian eben sowohl regula veritatis sagt, als regula fidei), soll nun wohl einmal eine Sammlung der vornehmsten christlichen Lehren, aber wiederum kein eigentliches Symbolum anzeigen? Kein eigentliches? Nun was gehört denn zu einem eigentlichen? Ipsissima verba, in welchen es zuerst abgefaßt worden? Und weil die Tertullianische regula fidei diese nicht hat, soll es kein eigentliches Symbolum seyn? Wie haben der Herr Doctor hier mich erinnern können, daß es ja verboten war, das Symbolum aufzuschreiben: ipsissimis verbis, versteht sich, aufzuschreiben.

Nun folgt in der Reihe der Väter, welche die Bibel zur Erkenntnißquelle der christlichen Lehren machen sollen, Athanasius. — Athanasius? und wer mehr? Wer sonst, als lauter Männer, mit welchen sich die zweite Periode der Kirche anfängt, und die nur immer zum vierten Jahrhunderte gezogen werden können.

Dieser aller, wenn ich Ew. Hochwürden die Wahrheit gestehen darf, wäre ich mir kaum hier vermuthen gewesen. Es ist wahr, ich habe überall,

was ich behauptet habe, von den ersten vier Jahrhunderten behauptet. Aber ich habe wirklich geglaubt, daß es erlaubt sey, sich so in Bausch und Bogen auszudrücken, wenn man eigentlich nur die erste Periode der Kirche meine, die sich, in Ansehung der äußern Verfassung, mit der Regierung Constantins des Großen, und in Ansehung der innern, mit dem Nicäischen Concilium beschließt. Ich habe wirklich geglaubt, daß ein Schriftsteller, welcher von gewissen Besonderheiten der Kirche in den ersten vier Jahrhunderten spreche, nicht eben sagen wolle, daß diese Besonderheiten gerade bis 399 gedauert. Ich habe wirklich geglaubt, daß, wenn man einen solchen Schriftsteller gütlich behandeln wolle, man vornehmlich auf die Hauptmeinung sehen müsse, die sich in dem letzten Viertel seiner ganzen Epoche zugetragen.

Doch was hätten Ew. Hochwürden mich so gütlich zu behandeln für Ursache gehabt? Nachgebend ist man nur für seine Freunde, und mit wem wir nach der äußersten Strenge verfahren, der mag es sich selbst zuschreiben, daß er unter unsere Freunde nicht gehört. Auch wäre es Thorheit, das Nachgeben weiter zu erstrecken, wo man sich selbst dadurch so viel vergeben würde.

Meine Thesis hätte offenbar nicht mehr und nicht weniger auf sich gehabt, wenn ich sie so ausgedrückt hätte: bis auf das Nicäische Concilium findet man keine Spur, daß die Kirche die heilige Schrift für

eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehren gehalten. Was aber hätten Ew. Hochwürden nicht verloren, wenn es mir eingekommen wäre, mich so vorsichtig auszudrücken? Ihr Buch würde offenbar auf sein Drittheil eingeschrumpft seyn; und das ist nun einmal Disputirkunst, daß man seinen Gegner bei dem geringsten Excesse vornehmlich angreift, den er sich entwischen zu lassen, das Unglück hat.

Freilich werden Ew. Hochwürden nunmehr sagen, daß diese nähere Beschränkung meines Satzes nichts, als ein elender Fechterstreich sey, genannt Brechung der Mensur, durch den man einen Stoß noch gar abglitschen machen möchte, der schon sitzt. Aber, bei Gott! das ist sie nicht. Denn sehen Ew. Hochwürden, daß mit und nach dem Nicäischen Concilium die Väter der Kirche angefangen haben, der Bibel einen höhern Werth beizulegen, und sie nach und nach so vorzustellen, als ob auch die eigentlichen Glaubensartikel daraus gezogen wären und gezogen seyn müßten: das will ich so wenig läugnen, das ist mir so wenig unbekannt gewesen, daß vielmehr dieser nämliche Unterschied zwischen den Vätern vor der Nicäischen Versammlung und zwischen den Vätern nach derselben eben das ist, was mich zuerst aufmerksam gemacht hat.

Dieser Unterschied, sagte ich mir, muß nothwendig eine besondere Ursache haben. Er kann nicht bloß die Frucht einer allmähligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz seyn. Denn er ist so auf ein-

mal, so schnell! Äußere Ursachen müssen ihn befördert haben.

Hier fiel mir bei, daß, so wie alle Ketzer von jeher fleißig in der Schrift geforscht, und ihnen von dieser Seite nichts vorzuwerfen gewesen, als daß sie nicht bloß nach dem, quod salva regula fidei potest in quaestionem devenire, darin geforscht, sondern diese regulam fidei selbst nach ihrem Gutdünken darin finden wollen: besonders sind die Arianer wegen ihrer vorzüglichen Fertigkeit, die Schrift auszulegen, von Anfang an berühmt gewesen. Arius selbst war — — — — — —

Hilarius. *)

Auch hier brauche ich mich bei den einzelnen Stellen nicht aufzuhalten. Es trifft mich keine. Sie beweisen alle nur, daß Hilarius die heiligen Schriften gekannt, gebraucht und empfohlen hat. Das habe ich nie geläugnet; und das ist die Frage nicht. Sondern die Frage ist, wozu er sie gebraucht, wozu er sie empfohlen habe. Die Frage ist, ob er sie gebraucht habe, die Glaubenslehren daraus zu

*) Ein besonderer Bogen Manuscript, überschrieben Hilarius, welchen Kirchenvater auch Herr Dr. Walch für seine Meinung anführt, ist von der Beschaffenheit, daß er hier am schicklichsten mit eingerückt werden kann.

lernen; ob er sie empfohlen habe, daß Andere, und besonders der Laie, die Glaubenslehren darin suchen sollen. Und das hat er gewiß nicht.

Es ist wahr, in seinem Buche de Trinitate führt er unendliche Schriftstellen an. Aber bloß, sie von den Verdrehungen der Arianer zu retten; bloß als die Belege seiner katholischen Lehren, und im geringsten nicht als die Quellen derselben.

Es waren die Arianer, es war Constantius, auf Anstiften der Arianer, die es ausdrücklich verlangten, daß der Streit von der Gottheit Christi tantum secundum ea, quae scripta sunt*) ausgemacht werden sollte. Hilarius ließ sich dieses sehr wohl gefallen. Er sagte: Hoc qui repudiat, antichristus est, et qui simulat, anathema est. Nun fuhr er fort: Sed unum hoc ego per hanc dignationis tuae sinceram audientiam rogo, ut praesente synodo, quae nunc de fide litigat, pauca me de scripturis evangelicis digneris audire. Diese seine Rede ist nicht mehr; aber wir können darum nicht minder zuverlässig wissen, was der Inhalt derselben gewesen. Er stellte dem Kaiser darin vor, daß es unmöglich sey, Glaubenslehren aus bloßen Schriftstellen auszumachen, wenn man nicht zugleich eine gewisse Regel annehme, wie diese Schriftstellen verstanden werden müßten. Und diese Regel war keine andere, als das Glaubensbe-

*) Hilar. ad Constantium, lib. II. §. 8.

kenntniß, davon er die Überzeugung in der Taufe angelobt und empfangen habe. Diese innere Überzeugung, sagt Hilarius, habe er, und bedürfe einer äußern aus der Schrift nicht: penes me habeo fidem, exteriore non egeo. Dieser in der Taufe erhaltene Glaube müsse als der Sinn der Schrift angenommen werden, und aller vorgegebene Glaube, der einzig auf Schriftstellen beruhe, sey außer diesem Glauben nichts, weil Schriftstellen auch Ketzer für sich anzuführen nicht ermangelten. Es sey daher auch in diesem Sturme mit einander streitender Auslegungen das Sicherste, sich in den Hafen, aus welchem man ausgelaufen sey, wieder zurückzuziehen; und man sieht leicht, welchen Hafen er meint. Inter haec fidei naufragia, coelestis patrimonii jam paene profligata haereditate, tutissimum nobis est, primam et solam evangelicam fidem confessam in baptismo intellectamque retinere.

Heißt das nun auch, die Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens machen? Meint Hilarius auch, wenn die Bibel nicht wäre, würde er gar keinen Glauben haben? Er würde auf Niemand getauft seyn, wenn es die Bibel nicht sagte, auf wen er getauft seyn müßte?*) —

*) Auch findet sich noch ein Bogen, der wahrscheinlich ebenfalls zu dieser Schrift gehört hat. Er ist überschrieben Theodoretus, welchen Herr Dr. Walch

gleichfalls als Zeugen anführt, daß in den ersten vier Jahrhunderten die heilige Schrift allein die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren gewesen, obwohl er selbst sagt, daß Theodoretus in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gestorben sey. Man kann aber aus diesem Bogen schwerlich die Meinung meines Bruders errathen. Z. E. gleich der Anfang:

Lib. I. p. 7.

Arius, cui sacrorum voluminum expositio commissa erat. Vom Alexander aber heißt es τοις θειοις λογοις ἑπομενος, welches nicht gut durch sacrarum litterarum vestigiis insistens übersetzt wird. Θειοι λογοι heißen wohl mehr die göttlichen Überlieferungen.

Und dergleichen Anmerkungen mehrere.

XIX.

über den
Beweis des Geistes und der Kraft.

Ein zweites Schreiben
an den
Herrn Director Schumann
in Hannover.

Braunschweig 1778.

Mein Herr,

Lieber wollen wir einander weder bestechen, noch zum besten haben. — Ich entsage daher gleich Anfangs allen verbindlichen Wendungen, so wie aller Ironie, womit sie Ihrer Antwort einen so hohen Geschmack zu geben, bedacht gewesen. Traun, welche treffliche Ironie, mir selbst Ironie anzudichten!

Nur schweigen kann ich nicht ganz: ob Sie schon drohen, mir das letzte Wort zu lassen.

Ich nehme diese Demüthigung im Voraus hin; und will mich gern in diesem zweiten Schreiben darnach richten: so daß ich Ihnen nur mit Dingen nochmals beschwerlich falle, auf welche keine Antwort mir auch eine Antwort seyn wird; mit allem übrigen aber, wo es mir um eine genauere Belehrung zu thun ist, mich an sonst jemand wende, der mehr Zeit und mehr guten Willen hat, mich zu unterrichten, als Sie zu haben, mir zu meinem Leidwesen versichern.

Was mich indeß hierüber noch einigermaßen tröstet, ist dieses, daß ich Ihnen aufrichtig bekennen muß, wie ich weit mehr Stoff zu neuem Nachdenken in Ihrer Antwort erwartete. Dafür haben Sie mich nur an alte verwirrte Begriffe wieder erinnert, die ich, mir schon längst zu größerer Deutlichkeit gebracht zu haben, überzeugt bin.

Auch habe ich mich über manche Mißdeutung, über manche Entnervung meiner Meinung zu beklagen. Vorsetzlich wird gewiß keine gewesen seyn: und doch war mein Ausdruck so diffus auch nicht, daß man leicht den Sinn unter den Worten verlieren könnte.

Ich hätte vielmehr mit geringer Mühe aus meinem Bogen ein Büchlein, aus dem Pamphlet ein Werk machen können. Aber ich dachte, wer keinen Bogen liest, liest noch weniger mehrere Bogen; und die Wahrheit, die man auf Einem Bogen nicht

sagen und erweisen kann, ist wohl nicht weit her; — oder ist vielmehr zu weit her.

Freilich aber kann ich nicht in Abrede seyn, daß es leider meine eigensinnige Art ist, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn ich durch sie mich am geschwindesten mitten in die Materie versetzen kann. Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige, elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo ist nicht der Sprung: und wer sein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich eben so wenig springen sehen, als er vermuthlich mag. Denn er ist vermuthlich selbst ein Springer, und will nur kunstmäßig beurtheilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit, oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für sich ist ihm ein Nichts: den kann er auch; den kann er besser.

Also recht wohl: die Stelle des Origenes war Ihnen nur „ein unschuldiges Pförtchen, wodurch Sie mit einiger Manier auf die Laufbahn treten wollten." Aber wenn sie Ihnen ein Pförtchen war: warum darf ich denn auf diesem unschuldigen Pförtchen nicht mein Tempo nehmen? Weil dieses Pförtchen ganz überflüssig ist? Kann wohl seyn. Weil dieses Pförtchen nicht fest genug steht? Ich hätte geglaubt, auch ein unschuldiges Pförtchen müßte vor allen Dingen fest stehen. Weil der Stoß dieses Pförtchens zu viel oder zu wenig prellt? — Das wäre etwas. Das hätte ich allerdings genauer un-

tersuchen müssen. Dafür könnten weder Sie, noch ihr unschuldiges Pförtchen.

Wie? Ich sollte also nicht gewußt haben, wie weit die Stelle des Origenes trägt? Ich sollte die ganze Elasticität derselben in der Grundsprache nicht gehörig erwogen haben?

Lassen Sie uns doch dieses, mein Herr, einen Augenblick genauer untersuchen. Und nur dieses allein. Denn alles Übrige, von dem Sie sagen, daß es Sie eigentlich nichts angehe, haben Sie auch wirklich so beantwortet, als ob es Sie nichts angehe; und wenig erhellt daraus deutlicher, als daß wir über dergleichen Dinge nicht streiten müssen. Wir nicht! Nur über die Stelle eines Kirchenvaters, nur über die wahre Meinung derselben, wollen wir uns hoffentlich wohl noch verstehen.

Also, mein Herr: warum Sie den Origenes nicht ausreden lassen, begreife ich noch jetzt nicht. Sie versichern zwar, den Ausdruck des Origenes in der engern Bedeutung des Apostels genommen zu haben. Aber ich fürchte sehr, daß Ihnen die engere Bedeutung des Apostels noch mehr zuwider ist, von der ich nicht einmal einsehe, warum sie die engere heißen soll.

Denn wenn Paulus zu den Corinthern sagt: Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft; und wir unter der Beweisung des Gei-

stes den Beweis aus Weissagungen, so wie unter der Beweisung der Kraft den Beweis aus Wundern, mit dem Origenes verstehen sollen und müssen: glauben Sie wohl, mein Herr, daß Paulus dabei nichts anderes gethan hat, als was Sie ungefähr in Ihren Blättern von der Evidenz dieser beiden Beweise geleistet haben? Glauben Sie wohl, daß er sich begnügte, die alleinige Anwendung der Weissagungen des Alten Testaments auf Christum, von deren Priorität man damals noch ganz anders überzeugt seyn mußte, als man jetzt überzeugt seyn kann, zu zeigen, zu erhärten? Glauben Sie wohl, daß er sich begnügte, die Wunder, die Christus gethan hatte, zu erzählen, deren Glaubwürdigkeit zu einer Zeit, als noch so viele Augenzeugen am Leben waren, doch wohl um vieles größer seyn mußte, als sie jetzt ist, da wir gar nichts davon wissen würden, wenn sie nicht in Einem Buche ständen? Glauben Sie wohl?

Ich bilde mir ein, mein Herr, Sie möchten so etwas, wodurch die Predigt des Paulus Ihren Blättern so ganz ähnlich würde, sehr gern glauben: wenn nur nicht in diesem nämlichen Buche gar zu deutlich stände, daß Paulus sich noch auf mehr verstanden habe, als auf bloßes Vernünfteln; wenn es, diesem nämlichen Buche zufolge, nur nicht gar zu unläugbar wäre, daß Paulus selbst weissagen können, daß Paulus selbst Wunder gethan; wenn man nur dieses nämliche Buch gar nicht müßte ge-

lesen haben, um nicht zu wissen, daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst weissagen können, und dadurch allein, als den Mann erwies, der es am besten einsehen können, was Weissagungen und erfüllte Weissagungen sind, — daß sich Paulus eben dadurch, daß er selbst Wunder that, und dadurch allein, als den Mann erwies, der vollkommen glaubwürdig war, wenn er von den Wundern seines Meisters sprach.

Hat nun Paulus nicht durch Vernünfteln über Weissagung und Wunder, nicht durch πειθοις ἀνθρωπινης σοφιας λογοις, nicht durch vernünftige Reden menschlicher Weisheit, sondern durch eigene Weissagungen, durch eigene Wunder dasjenige bestärkt, was er von den in Christo erfüllten Weissagungen, von den durch Christum und an Christo geschehenen Wundern predigte: so steht freilich Origenes, der sich selbst keiner übernatürlichen Gaben rühmte, schon weit unter dem Paulus; und der Beweis aus Weissagungen und Wundern in dem Munde des Origenes hatte seine Stärke schon um ein großes, aber doch nicht gänzlich verloren. Denn jene übernatürlichen Gaben, ob sie gleich Origenes nicht hatte, hatten doch noch andere fromme Christen zu seiner Zeit; und der Beweis, wovon jene übernatürlichen Gaben der Beweis waren, war folglich im Grunde noch eben derselbe, und konnte nur seltener in seiner völligen Stärke geführt werden.

Ich sage, der Beweis des Geistes und der Kraft, wie ihn Origenes führte, war im Grunde eben derselbe, wie ihn Paulus geführt hatte. Keiner von beiden hat ihn in einem engern oder weitern Verstande geführt: und es ist so wenig wahr, daß ihn der Apostel in einem engern Verstande geführt habe, daß vielmehr, wenn ja ein Unterschied gemacht werden sollte, der engere Verstand dem Origenes beigelegt werden müßte. Denn Origenes schon, weil die Wundergaben nicht mehr in ihrem vollen alltäglichen Glanze herrschten, weil nur noch Fußstapfen und Spuren davon unter frommen Christen übrig waren, mußte sich mehr auf die bloß erzählten Wunder zurückwerfen, wenn er mit spöttischen Feinden der christlichen Religion zu thun hatte. Und doch hat er sich nie so sehr darauf zurückgeworfen, daß er nicht mit deutlichen Worten gesagt, — — — — — —

XX.

Über die von der Kirche angenommene Meinung,

daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde.

Gegen

den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg.

Eingang.

Bei Gelegenheit der nähern Prüfung, welche der Reichshofrath über Bahrdt's neueste Offenbarungen Gottes zu verhängen nöthig gefunden, und die noch bis diese Stunde zu keiner wirklichen Unterdrückung dieses Buches gediehen, indem die

Exemplare desselben nur einstweilen bei Seite geschafft worden, ist mir im ersten Stücke des Anti-Goeze folgende Stelle entflossen:

„Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu, so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen, ehe er sich an seine Übersetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger protestantischer Übersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne: anstatt daß Lu-

ther etwas that, wobei es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdt's oder eines andern Jetztlebenden Übersetzung verdammen, heißt der Lutherischen Übersetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luther's Übersetzung ging von den damals angenommenen Übersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kommt nichts an."

Die Stelle, sagt der Hauptpastor Goeze,*) sey ein bloßes Gewäsch. — Aber seine Widerlegung dieses Gewäsches, was ist denn die? — Ohne Zweifel ein Meisterstück von Präcision, von gesunder Logik und litterarischen Kenntnissen. —

Das wird aus folgender Erörterung näher erhellen, die ich in zwei Abschnitte zu theilen, für gut finde. Der erste soll die Antithesis des Herrn Hauptpastors überhaupt beleuchten. Der zweite soll meine Thesis mit allen den Beweisen unterstützen, die seine Unwissenheit abzuläugnen sich erdreistet hat. — Ich will eine Schrift, die freilich nur bestimmt ist, die Blöße eines Mannes auch hier aufzudecken, wo man seine ganze Stärke vermuthen sollte, so lehrreich zu machen suchen, als möglich.

*) Lessings Schwächen, Zweites Stück, S. 99 u. f.

Erster Abschnitt.

Hier ist des Herrn Hauptpastors Widerlegung von Wort zu Wort. — Erst will ich bloß durch kleine Einschiebsel sie hier und da unterbrechen; und sodann in ausführlichen Anmerkungen nachholen, was ich, ohne allzugroße Auseinanderrückung des Textes, so einschieben nicht konnte. Jenes giebt wieder eine Art von Dialog, die ich, als der Erfinder derselben, den Kanzeldialog zu taufen, mir die Freiheit genommen habe. — Der Herr Hauptpastor hat im feierlichsten Pompe seinen Ort bestiegen: und ich, der arme Sünder, stehe unter demselben. Er spricht, und ich horche. Er schwadronirt, und ich denke mir mein Bißchen dabei. Also

1) Dialog und nicht Dialog.

Er. „Nun wenn das kein Gewäsche ist" —

Ich. Obige meine Worte nämlich.

Er. „so weiß ich nicht, was sonst diesen Namen führen könnte."

Ich. Ich will auch nichts voraus wissen.

Er. „So etwas in die Welt hineinschreiben zu können, und dabei doch auf die Dictatur in der

Kirche selbst und der gelehrten Welt Anspruch machen, ja, dabei nur Bibliothekar in Wolfenbüttel seyn, das ist zu viel."

Ich. Ich danke Gott herzlich, daß ich nicht mehr bin. Und wer, wenigstens nächst mir, auf die Dictatur in der Lutherischen Kirche Anspruch macht, lasse man sich von Semlern sagen.

Er. „Herr Lessing setzt hier zum Grunde, daß Luther, durch Unternehmung einer neuen Übersetzung der Bibel, eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gehandelt habe, nämlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde. Und das weiß Herr Lessing so gewiß, daß er es auch nicht einmal nöthig findet, davon den geringsten Beweis zu geben."

Ich. Weil ich glaubte, daß es jeder Gelehrte eben so gewiß wisse. Weil mir nicht alle Augenblicke einfällt, was wohl der Herr Hauptpastor Goeze nicht wissen könnte, der doch auch ein Gelehrter seyn will.

Er. „Ich weiß es, daß mehrere Gelehrte diese abgeschmackte Meinung angenommen haben, aber nur solche, welche in der gelehrten Geschichte der Bibel offenbare Idioten sind."

Ich. Das wäre ein Trost, — und wäre auch kein Trost für mich! Denn darf ein Bibliothekar wohl ein offenbarer Idiot in der gelehrten Geschichte

irgend einer Wissenschaft, irgend einer Art von Kenntnissen seyn? — Er möchte mich doch gar zu gern, der liebe freundschaftliche Herr Hauptpastor, von meinem kleinen Ämtchen verdrängen! —. Nun soll ich ihm auch das nicht einmal haben, was mir andere gute Freunde nur geben. Nicht einmal Geschichte der Gelehrsamkeit! Nicht einmal Bücherkunde!

Er. „Hr. Lessing mag nun so geringschätzig von der Bibel urtheilen, als er will; so behauptet doch dieselbe immer unter den merkwürdigen Büchern den ersten Platz, und ich sollte glauben, daß eine solche Unwissenheit in diesem Fache, als Hr. Lessing hier zu meinem Erstaunen zu Tage legt, niemand weniger kleide, als einen Vorsteher eines solchen Bücherschatzes" —

Ich. Ja, ja; ich soll fort, ich soll fort. Der Hr. Hauptpastor hat bereits einen andern an meine Stelle; einen Candidatum reverendi Ministerii, der ihm alle Woche seine Bibliothek abstaubt, und der es in dieser, in dieser gelernt hat, was die rechten raren Bücher sind.

Er. — „eines solchen Bücherschatzes, dessen erster Durchlauchtigster Stifter ein so großer Verehrer der heiligen Schrift war, und weder eigenhändigen Briefwechsel, noch Mühe, noch Kosten scheuete, um seine Bibliothek mit den kostbarsten und seltensten Ausgaben derselben in allen Sprachen zu bereichern, so daß auch Conring wußte, daß er

demselben eine besondere Freude machte, wenn er in seiner Epistola gratulatoria auf den 88sten Geburtstag desselben die vornehmsten Stücke davon namentlich anführte, und dem Herzoge zum Besitz derselben besonders Glück wünschte: " —

Ich. Gottes Wunder! Wo der Mann alle die geheimen Nachrichten von unserer Bibliothek her hat! Ich muß gestehen, ich lese und höre so etwas heute, den 18ten Julius 1778, zum erstenmale. — Aber, allwissender Mann, ich bitte Sie, wozu alles das hier?

Er. — „als dem Vorsteher eines Bücherschatzes, welcher durch den Zuwachs der zahlreichen und vortrefflichen Bibelsammlung der Hochseligen Herzoginn Maria Elisabeth Sophia einen solchen Vorrath in diesem Fache erhalten hat, daß nun die Wolfenbüttelsche Bibelsammlung unstreitig in Deutschland die erste ist."

Ich. Noch mehr? Barmherzigkeit! Ich vergehe vor Scham, daß ich allein nicht weiß, was die ganze Welt von unsrer Bibliothek weiß. — Aber nochmals, Herr Hauptpastor, nochmals: wozu alles dieses hier? Warum beschämen Sie mich eben hier so? — Ich kann doch nimmermehr glauben, daß Sie mich damit auf alle die Bibelübersetzungen in gemeine europäische Sprachen verweisen wollen, die schon vor Luther's Zeiten im Drucke waren? Wer läugnet die? Welcher Auctionator, welcher Händler mit alten Schwarten kennt die nicht? Aber was

haben die mit meiner Behauptung zu thun? Ich behaupte, daß es eine schon vor Luther's Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sey, wenn der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache nicht lese: und Sie, um das zu widerlegen, wüßten mir nichts entgegen zu stellen, als die damals schon gedruckten namenlosen Übersetzungen, welche sich in den Händen des gemeinen Mannes gar nicht befanden, und welche die Kirche da so seyn ließ, weil, wenn sie auch in den Händen des gemeinen Mannes gewesen wären, sie dennoch keinen Schaden anrichten konnten, indem sie alle aus der Vulgata genommen und zum Theil mit Anmerkungen gespickt waren, die allem eigenen Raisonnement den Weg abschnitten? — Ich weiß freilich, Herr Hauptpastor, daß Sie eine wunderbare Gabe haben, herzlich albern zu schließen: aber so gar albern! — Nein; ehe ich so verächtlich von Ihnen urtheile, muß ich Sie doch nur erst aushören. Vielleicht wollen Sie noch ganz wo anders hinaus.

Er. „So lange also Herr Lessing diese Stelle bekleidet, wird die Bibliothek in diesem Felde wohl wenig Thaten thun, und nichts weiter als ein prächtiges Bibelgrab bleiben."

Ich. Das erwäge doch ja mein gnädiger Herr, des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, und schicke mich je eher je lieber zum Guckguck! — Indeß doch, Herr Hauptpastor; wer

weiß? — Ich ziehe Sie wohl auch gar am Ende dieser Erörterung bei Seite, und lasse Sie wohin gucken, wohin ich eben sonst nicht einen jeden gern gucken lasse.

Er. „Ich ersuche denselben, mich hier nicht als ein hungriges Pferd, sondern als einen lernbegierigen Schüler anzusehen."

Ich. Fiat, wie gebeten. — Aber es giebt gleichwohl lernbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde sind; die nur lernen, um zu essen; die, wenn sie durch ihr Erlerntes endlich zu essen bekommen haben, lieber essen und essen, als anders lernen und mehr lernen.

Er. „Ich verspreche, ihn auf der andern Seite nie unter dem niedrigen Bilde eines Stallknechts, der nur Heu auf die Raufe tragen soll, sondern unter dem ehrwürdigen Bilde meines Lehrers zu betrachten und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen" —

Ich. Einen Augenblick Geduld! — Was schnakken Sie? — „Ich verspreche ihn als meinen Lehrer zu betrachten, und mir diejenigen Schriften anzuweisen." — Wenn das zusammenhängt, kann es nur in Ihrem Kopfe zusammenhängen. — Wie mag der Mann predigen, wenn er so schreibt! Wenn seine Feder so stolpert, was mag seine Zunge thun! — Doch nur weiter. Es wird sich ja doch wohl noch errathen lassen, was er will.

Er. „und mir diejenigen Schriften anzuweisen, in welchen ich den Beweis des von ihm mit so großer Autorität dahin geworfenen Satzes: daß es zu Luther's Zeiten eine von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Mann in seiner Sprache gar nicht gelesen würde, finden könnte."

Ich. Nur das? Nur das soll ich thun, damit er mich künftig unter dem ehrwürdigen Bilde seines Lehrers betrachte? Weiter nichts? — Nun so merken Sie auf, senex ABCdarie! Die Schriftsteller, welche ex professo erwiesen haben, daß jene Wahrheit nicht bloß eine erst zu Luther's Zeiten von der Kirche angenommene Wahrheit gewesen, sondern daß die Kirche von Anfang an sie nicht anders als erkennen und befolgen müssen, sind: Hosius, Lizet, Roter, Staphylus, Ledesma, Poncet. — Haben Sie genug? In der Anmerkung (a) können Sie nähere Nachricht von ihnen einziehen.

Er. „Ich vermuthe, daß es eben die Schriften seyn werden, in welchen der Beweis für die von dem Hrn. Dr. Semler angenommene Meinung, daß die ganze römische Kirche vor der Tridentinischen Kirchenversammlung die Vulgata für authentisch gehalten, und verlangt habe, daß sogar die Grundtexte nach derselben geändert werden müßten, befindlich ist."

Ich. Sie vermuthen nicht glücklich, und Ihr Triumphchen, das Sie über den Dr. Semler dort wollen erhalten haben, verlohnt sich wohl der Mühe, daß Sie so damit prahlen?

Er. „Daß dieser Satz in der Tridentinischen Kirchenversammlung Sess. IV. 7. angenommen worden, aber mit der Einschränkung, daß der Bischof, Inquisitor, Parochus oder Beichtvater das Recht haben sollte, die Erlaubniß die von katholischen Verfassern in die Landessprachen übersetzten Bibeln, solchen Personen zum Lesen zu ertheilen, von welchen sie versichert wären, daß dieselben am Glauben und an der Gottseligkeit dadurch keinen Schaden nehmen würden, das weiß ich:" —

Ich. Das weiß er! das weiß er! Nun so weiß er denn auch hier eine große Falschheit! eine große Lüge! So zeigt er denn auch hier eine Unwissenheit, wie nur immer eine den Namen eines Lutherischen Prädicanten bei gelehrten Katholiken stinkend gemacht hat! Denn offenbar ist es, offenbar, daß er die Verhandlungen der Tridentinischen Kirchenversammlung nie selbst kann gelesen haben. Auch nicht einmal nachgeschlagen kann er sie haben, in dem Augenblicke, da er sich so vermessen auf sie bezieht. Das Allegat Sess. IV, 7. ist handgreiflich, Gott weiß aus welchem Lutherischen Tröster, oder aus welchem alten Hefte irgend eines Collegiums abgeschmiert, das er einmal auf der Universität über Chemnitii examen Concilii Tridentini mag

gehört haben. Denn bei dem nur ist der Stoff der 4ten Session in acht Sectionen abgetheilt, wovon die 7te de versione seu translatione scripturae in alias linguas handelt. In der Urschrift des Conciliums selbst enthält die 4te Session nur zwei Decrete, in deren zweitem das stehen müßte, was er so unverschämt daraus anführt. Aber man glaube ja nicht, daß also der belesene Herr Hauptpastor nur eine 7 anstatt einer 2 drucken lassen. Er würde sich sehr freuen, wenn ich eine solche Lumperei zu rügen im Stande wäre. Nein; sein Pudel ist der, daß der ganze Satz, von welchem er sagt, daß ihn die Tridentinische Kirchenversammlung am angeführten Orte angenommen habe, weder an dem angeführten Orte, noch sonst wo in den Decreten der Kirchenversammlung vorkommt. Es wird nirgends darin der Übersetzung der Bibel in gemeine lebendige Sprachen mit einer Sylbe gedacht: und es ist so wenig wahr, daß sich die Väter des Conciliums wegen der Schädlichkeit solcher Übersetzungen erst auf dem Concilium vereinigten, daß sie vielmehr in fester Überzeugung von derselben auf das Concilium schon kamen. Von dem einzigen Kardinal Madruccio könnte es scheinen, daß er anderer Meinung gewesen sey. Doch wenn man die Stelle des Pallavicini von ihm etwas genauer erwägt: so ist auch diese mehr für mich, als wider mich. (b) — Aber, wird man fragen, wie kam es denn gleichwohl, daß der Herr Hauptpastor einen solchen Bock

schoß? Er weiß nicht allein, daß die Tridentinische Kirchenversammlung mehrgedachten Satz zuerst angenommen, er weiß sogar, mit welcher Einschränkung sie ihn angenommen habe. Das alles kann er sich doch nicht aus den Fingern gesogen haben. — Das nun freilich nicht. Freilich hat er lauten hören, nur zusammenschlagen hat er nicht gehört. Denn kurz: die Deputation, welche das Concilium, zufolge der 18ten Session, zur Untersuchung der verdächtigen Bücher niedersetzte, hat er für das Concilium selbst genommen; die allgemeinen Regeln, welche diese Deputation ihrem Indici librorum prohibitorum vorsetzte, hat er für Decrete des Conciliums gehalten; die vierte dieser Regeln hat er, so wie es in seinem Tröster oder in seinem Hefte steht, nach Sess. IV, 7. verlegt, weil vermuthlich sein Professor seliger an dieser Stelle dieser Regel gedachte. (c) Weiter nichts? Das laßt mir den Mann seyn, der sich rühmen darf, einen Sieg über Semlern erhalten zu haben! So ein Quid pro quo paßt trefflich zu jenen Lorbeern!

Er. — „aber ich weiß auch, daß dieser Satz nicht vom Concilium selbst förmlich confirmirt worden, sondern erst seine Bestätigung von den Päbsten Pius IV. und Clemens VIII. erhalten."

Ich. Wie könnte denn etwas, das schon Sess. IV, 7. stehen soll, von dem Concilium nicht confirmirt seyn? Etwa darum, weil das zweite Decret dieser Session kein Anathema hat, womit der

Herr Hauptpastor alle seine Behauptungen zu versiegeln pflegt? Und was soll denn überhaupt die förmliche Confirmation des Conciliums heißen, in sofern sie der päbstlichen Bestätigung entgegen gesetzt wird? Hat denn das Concilium irgend eins seiner Decrete selbst confirmirt? Sind denn nicht alle und jede in Bausch und Bogen von dem Pabste confirmirt worden? — Doch warum will ich die Absurda alle erschöpfen, die aus den windschiefen Worten des Hrn. Hauptpastors nothwendig folgen? Wir wissen ja ein- für allemal, welche Unwissenheit ihm nicht erlaubt hat, sich bestimmter auszudrücken. Was von Wassernüssen nicht ganz unwahr ist, erzählt er von Weintrauben: die Stacheln von jenen versetzt er an diese; und wir sollen ihm gleichwohl glauben, daß er allein Weintrauben gegessen habe.

Er. „Daß er aber schon zu Luther's Zeiten ein solcher allgemeiner Satz gewesen, dessen Ungrund Luther erst hätte erweisen und die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten müssen, ehe er, ohne gegen ein allgemeines Kirchengesetz zu sündigen, sich an seine Übersetzung hätte machen können, das ist mir ein böhmisches Dorf."

Ich. Also, Hochehrwürdiger Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein wenig bekannter zu machen. Sie denken, weil Sie keine Bauern daraus kennen, daß es auch keine Bauern darin giebt? Ei ja doch! — Ernsthaft! Da dieses das Centrum

unseres Streits ist: so habe ich den ganzen zweiten Abschnitt dazu bestimmt, in welchem ich hoffentlich mehr erweisen will, als der Hauptpastor verlangt. Denn er verlangt nur, daß ich ihm beweisen soll, der Satz von Schädlichkeit dem gemeinen Volke verständlicher Bibelübersetzungen sey zu Luther's Zeiten ein von der Kirche allgemein angenommener Satz gewesen. Kleinigkeit! Ich will ihm das, und noch ganz etwas anderes erweisen. Ich will ihm sogar erweisen, daß von Luthern zurück bis zu der Zeit hinauf, da dergleichen Übersetzungen erst möglich zu werden anfingen, die Kirche nie anders als diesem Satze gemäß, gelehrt und gehandelt hat. Das will ich ihm sogar beweisen; es wäre denn, daß Concilium und Pabst zur Kirche nicht gehörten. Er borge mir nur bis dorthin.

Er. „Wie viele Übersetzungen in Landessprachen, in die italiänische, ober- und niederdeutsche, holländische, waren schon an das Licht getreten, ehe Luther den ersten Gedanken von einer neuen Übersetzung fassen konnte und gefaßt hatte."

Ich. So viele als der Herr Hauptpastor nur immer mag gezählt haben! — Aber wie? So kommen Sie doch auf die Absurdität wieder zurück, die ich Ihnen oben kaum zutrauen wollte? So denken Sie doch mit einem Bißchen elender Bücherkunde mich einzutreiben? Weil Bibeln in Landessprachen vor Luthern sogar gedruckt vorhanden sind, soll die Kirche nicht dafür gehalten haben, daß der ge-

meine Mann solcher Bibeln gar wohl müßig gehen könne? Ist denn gar kein Unterschied zwischen diesen beiden Sätzen: die Kirche will durchaus nicht, daß die Bibel in gemeine Landessprachen übersetzt werde; und die Kirche hält es für besser, wenn der gemeine Mann dergleichen Übersetzungen gar nicht liest? Hätte die Kirche dieses Letztere nicht glauben können, ohne darum jene Übersetzungen durchaus verbieten zu können und zu wollen? Konnten denn jene Übersetzungen nicht von der Art seyn, und waren sie nicht wirklich von der Art, daß sie in die Hände des gemeinen Mannes gar nicht kommen konnten? Konnten denn jene Übersetzungen, welche dem gemeinen Manne schadeten, nicht Anderen nützlich seyn, auf welche die Kirche doch auch ein Augenmerk nehmen mußte? Und was kann deutlicher beweisen, daß vorbesagter Unterschied keine Grille ist, die ich aus der Luft gegriffen habe, als wenn ich gute Katholiken aus Luther's Zeiten anführe, welche nicht allein die älteren Übersetzungen der Bibel ins Deutsche recht wohl kannten, sondern auch selbst neue Übersetzungen besorgten, und dennoch mit ihrer Kirche glaubten, daß dergleichen Übersetzungen dem gemeinen Manne gefährlich und schädlich wären? (d)

Er. „Herr Lessing wird sie alle in der Wolfenbüttelschen Bibliothek finden: er muß sie aber noch nicht angesehen haben, denn sonst würde der Anblick derselben ihn von dem Ungrunde dieser

seiner Meinung überzeugt, und ihn bewahrt haben, solche zu seinem eigenen Nachtheile so dreist auf das Papier zu werfen."

Ich. Dieses bärtige Schülerlein hat von dem Manne, den es sich zu seinem Lehrer erbittet, eine wunderliche Idee! — Wenn es aber auch möglich wäre, daß ich jene alten Bibelübersetzungen noch nicht angesehen hätte: so dürfte ich von vernünftigen Männern doch leicht Vergebung deßfalls erhalten, weil ich wohl so viele andere gute Bücher dafür angesehen haben könnte. Hingegen würden es mir vernünftige Männer weit schwerer vergeben, wenn ich sie wirklich angesehen hätte, wenn ich sie so oft und viel angesehen hätte, als der Herr Hauptpastor wohl mag gethan haben, und ich fähig wäre, aus dem bloßen Anblicke derselben einen so albernen Schluß zu ziehen, als er mir gern zutrauen möchte.

Er. „Wie leicht wäre es in den Zeiten gewesen, diese Übersetzungen zu unterdrücken, oder den Druck derselben zu hindern?"

Ich. Das beliebt sich der Herr Hauptpastor nur so einzubilden! Heut zu Tage ist es freilich ganz etwas Leichtes, daß die Obrigkeit in die Buchdruckereien und Buchladen schickt, und da etwas mit gewaltsamer Hand wegnehmen läßt; und das hätte freilich auch in dem 15ten Jahrhunderte ganz etwas Leichtes seyn können, wenn es nur damals schon auch etwas Gerechtes und Gesetzmäßiges gewesen wäre. Das Recht und die Befugniß, einem

Bürger sein Eigenthum zu nehmen, ob es schon nur papiernes Eigenthum ist, hatte sich der Pabst erst kurz vor dem völligen Ausbruche der Reformation gegeben; und die protestantischen Kirchen, besonders die Lutherische, weil diese gar zu gern wieder Pabstthum werden möchte, sind ihm christlich darin gefolgt. Die hohe Landesobrigkeit hilft ihnen treulich alles confisciren, was sie widerlegen sollten: und confiscirt ist widerlegt.

Er. „Kann aber Herr Lessing eine Spur angeben, woraus dieses geschlossen werden könne?"

Ich. Dieses? nämlich, daß die Kirche jemals gesucht, jene schon vor Luthern gedruckten Übersetzungen der Bibel in gemeine lebendige Sprachen zu unterdrücken? — Ganz gewiß kann ich keine solche Spur angeben. Eben so wenig, als mir der Herr Hauptpastor eine Spur angeben kann, daß man überhaupt in dem 15ten Jahrhunderte ein gedrucktes Buch wieder aus der Welt zu schaffen gesucht habe. Eben so wenig, als er mir eine Spur angeben kann, daß die Kirche dasjenige genehmigt habe, was sie so da seyn ließ, und aus anderen nicht unerheblichen Ursachen weder vernichten konnte, noch wollte.

Er. „Er sehe doch nur die dort befindlichen Ausgaben der Göllnischen Bibel nach, so wird er in der Vorrede Stellen finden, in welchen der Verfasser das Lesen der Bibel in der Landessprache ver-

theidigt, nein! das hatte er nicht nöthig, denn es war kein Verbot da, sondern anpreist."

Ich. Ich kenne diese Cöllnische Bibel recht gut, und habe sie nicht erst hier in der Bibliothek dürfen kennen lernen. Denn ich kannte sie schon, als ich noch bloß die alten Bibeln wegen der Holzschnitte durchsuchte, und erinnere mich gar wohl, wie sehr ich mich freuete, als ich in der Vorrede derselben eine sehr merkwürdige Anekdote zur alten deutschen Kunstgeschichte unvermuthet entdeckte. (e) Daß ich sonst damals etwas darin sollte bemerkt haben, was hier für oder wider mich angezogen werden könnte, kann ich nicht sagen. Aber es verlohnt sich immer der Mühe, sie aufs Neue deßfalls zu durchlesen, und wenn es wahr ist, daß die Lesung der Bibel in der Landessprache darin so angepriesen wird, ein wenig genauer zu erwägen: wer denn dieser Anpreiser ist; was er denn eigentlich anpreist; wem er es anpreist; und wie er es anpreist. (f)

Er. „Hatten denn etwa Emser, Dietenberger, Eck besondere Dispensationen, daß sie mit ihren deutschen Übersetzungen des Neuen Testaments und der Bibel an das Licht treten durften? Ich weiß keine."

Ich. Alle drei haben auch nichts weniger als neue Übersetzungen gemacht. Emser's Neues-Testament ist nichts als Luther's Neues Testament, fast von Wort zu Wort, bis auf die Stellen, von welchen Emser glaubte, daß sie Luther verfälscht,

oder ihnen nicht Recht genug gethan habe. Dietenberger und Eck aber, deren letzter die Lutherisch-Emserische Arbeit ganz beibehalten hat, haben bloß die alten Übersetzungen aus der Vulgata ein wenig polirt, und den wahren Sinn der Vulgata gegen Luthern gerechtfertigt und wieder hergestellt. Was brauchten sie hierzu besondere Dispensationen? Und wirft es denn Emser nicht Luthern ausdrücklich genug vor, daß er, Luther, mit seiner Übersetzung sich eigenmächtig einer Arbeit unterwunden habe, zu der er höhere Erlaubniß bedurft hätte? (g)

Er. „Aber, wird Herr Lessing sagen, hat man nicht vor dem Tridentinischen Concilium Luther's Übersetzung auf das heftigste verfolgt, und solche an vielen Orten gar verbrannt?"

Ich. Dieses würde ich vielleicht sagen, wenn ich nichts Besseres zu sagen wüßte, und vielleicht auch dann nicht einmal. Denn immer wäre es doch nur ein sehr Goezescher Schluß: „Weil Luther's Übersetzung schon vor dem Tridentinischen Concilium verfolgt worden: so hat die Kirche auch schon vor diesem Concilium alle Übersetzungen der Bibel in gemeine Sprachen ohne Unterschied gemißbilligt." Ich beweise das Letztere unabhängig von jener spätern Verfolgung; und weiß es sehr wohl zu erklären, warum man hier und da nur Luther's Übersetzung verfolgte, ohne jemals eine ältere auf eben

die Art zu verfolgen, welche die Genehmigung der Kirche eben so wenig hatte.

Er. „Hat nicht Karl V. in den Niederlanden durch die schärfsten Mandate alle aus Luther's Übersetzung gemachten holländischen Übersetzungen zum Feuer verdammt, und sind solche aus dem Grunde nicht so häufig verbrannt und auf alle mögliche Art vertilgt, daß von vielen Ausgaben auch nicht ein Exemplar übrig geblieben ist?"

Ich. Auch das läßt mich der Herr Hauptpastor so sagen, weil er es an meiner Stelle sagen würde; — weil er mir am liebsten in den Mund legt, was er am leichtesten beantworten kann; — weil er mir gern die Karten in die Hand spielt, die er stechen kann.

Er. „Ich antworte: dieses alles räume ich ein;" —

Ich. Nicht, weil ich es sage, sondern weil er es mich sagen läßt. Wie trefflich der Mann antwortet, wenn er sich selber antwortet!

Er. — „Aber ist solches aus dem Grunde geschehen, weil Luther die Bibel in die Landessprache übersetzt hat, oder weil man ihn beschuldigte, daß er solche seinen Irrthümern zu Gunst verfälscht hätte?"

Ich. Weder aus jenem Grunde allein, noch aus diesem allein: aus beiden Gründen zugleich. Denn wenn Luther seine Übersetzung aus der Grundsprache Lateinisch gemacht hätte, so würde seine

Übersetzung sicherlich nicht mehr und nicht weniger seyn verfolgt worden, als die Übersetzung des Erasmus. Gleicher Weise, wenn er sie zwar deutsch, aber nur aus der Vulgata gemacht hätte, würde sie zuverlässig eben sowohl ohne alle Verfolgung geblieben seyn, als nur irgend frühere Übersetzungen geblieben sind.

Er. „Dieses (die Verfälschung) und nicht jenes (die Übersetzung an und für sich selbst) warf ihm Emser vor." —

Ich. Er warf ihm schlechterdings Beides vor. Man sehe nochmals die Anmerkung (g).

Er. — „Und sein (Emser's) Hauptgravamen ist dieses: er hätte nicht allein aus einem verfälschten Hussitischen Exemplare übersetzt, sondern auch selbst hinzugesetzt, was ihm gefallen, und in der Feder gelassen, was ihm nicht angestanden habe."

Ich. Ich denke, es ließe sich noch sehr streiten, was Emser eigentlich unter dem Wicklefschen, oder Hussitischen, oder Pickardischen Exemplare verstehe, welches Luther vor sich gehabt habe. Daß er ein Exemplar des lateinischen oder griechischen Textes verstanden, will mir nicht recht zu Kopfe; weil ich nirgends finde, daß man den Wicklefiten, oder Hussiten, oder Pickarden eine Verfälschung der Vulgata oder gar des griechischen Textes Schuld gegeben habe. Wohl aber finde ich, daß sowohl Wicklefiten, als Hussiten und Pickarden

sich mit Übersetzungen der Bibel in ihre Landessprache geschleppt haben: und es wäre nicht unmöglich, daß Emser irgend eine solche deutsche Übersetzung gemeint hätte, auf welche Luther zugleich ein Auge gehabt habe. Der Grund dieser meiner Vermuthung wird sich in dem zweiten Abschnitte zeigen. Doch da dieses hier nichts verschlägt, so lasse ich den Herrn Hauptpastor nur fortplaudern.

Er. „Alle diese Beschuldigungen getraut sich kein vernünftiger Katholik, die einzige Stelle Röm. 3, 28, wo er das Wort allein gegen den Grundtext hinzugethan haben sollte, ausgenommen, zu wiederholen."

Ich. Ich weiß weder, wer dem Herrn Hauptpastor ein vernünftiger Katholik ist, noch was sich ein solcher getrauen würde. Ich weiß nur, daß es nicht darauf ankommt, was jetzt geschehen würde, sondern was damals geschah, als Luther's Übersetzung noch neu war. Unmöglich kann Herr Goeze jetzt von Bahrdt's Übersetzung mehr Böses sagen, als Emser damals von Luther's sagte; und ob über 200 Jahr die guten Exegeten sich auch noch getrauen werden, alle Vorwürfe zu wiederholen, die Herr Goeze und seines Gleichen Bahrdten jetzt machen, das muß die Zeit lehren. Hiermit aber will ich im geringsten nicht mich zum Vertheidiger von Bahrdt's Übersetzung aufwerfen: ich will bloß seine Befugniß, nach seinem Gewissen zu übersetzen, rechtfertigen, die wenigstens in keinem Betracht geringer war, als Luther's Befugniß.

Er. „Zu eben der Zeit, da in den Niederlanden Luther's Übersetzung auf das heftigste verdammt wurde, erschienen katholische Übersetzungen in holländischer Sprache, mit dem Privilegium eben des Kaisers, der Luther's Übersetzung zum Feuer verurtheilte. Kann Herr Lessing nach seinem Grundsatze diesen Widerspruch heben?"

Ich. Sehr leicht! Denn wenn man dem gemeinen Manne eine ketzerische Bibel in seiner Sprache nahm, so mußte man ihm ja wohl an deren Statt eine rechtgläubige in der nämlichen Sprache wiedergeben, wenn er nicht glauben sollte, daß die Unterdrückung mehr auf die Bibel, als auf die hineingelegte Ketzerei gemünzt sey, besonders wenn der gemeine Mann desselben Landes schon ehedem eine unschädliche Bibel in seiner Sprache gehabt hatte. — Das wäre, dächte ich, eine sehr natürliche Antwort, wenn das Factum anders seine Richtigkeit hat. Aber es sey mir erlaubt, gegen das Factum selbst noch erst meine Zweifel zu äußern. (h)

Er. „Ich besitze ein sehr seltenes hierher gehöriges Buch: Sanctuarium profanis occlusum, sive de S. S. Bibliorum prohibitione in lingua vulgari, seu vernacula, tractatus. Gallice primum conscriptus, Anno 1651. a. Do. *Nicolao le Maire* S. S. Theologiae Licentiato in facultate Parisiensi, Consiliario, Eleemosinario, et Praedicatore Regis Christianissimi etc. Nunc latine prodit in Germania. Herbipoli, MDCLXII. 4."

Ich. Dieses Buch sehr selten? Wer sagt denn das? Noch habe ich es in keinem Verzeichnisse seltener Bücher gefunden: so gemeine Schwarten dergleichen Verzeichnisse auch sonst mit anzuführen pflegen. In unserer Bibliothek ist es zweimal; und ich habe es in meinem Leben wohl an zwanzig Orten gesehen. Es ist schon wegen der Titel-Vignette so berüchtigt. Es ist in Deutschland gedruckt; ein berühmter Lutherischer Gottesgelehrter hat dawider disputirt: und soll gleichwohl sehr selten seyn! Ein sehr seltenes Buch, das so bekannt ist! Allenfalls könnte das französische Original in Deutschland so heißen; aber die lateinische Übersetzung, die in Würzburg ans Licht getreten! — Doch der Litteratoren haben bereits mehrere die Eitelkeit des Herrn Hauptpastors belacht, welche alle Bücher, die ihm die gnädige Vorsehung Gottes zufließen lassen, als selten stempelt. Mag er doch! — ich will ihn mit dem eigentlichen Werke bekannt machen, welches er hätte kennen und anführen müssen. (i)

Er. „Dieser Verfasser theilt sein Werk in drei Theile; in dem ersten will er seinen Satz aus der heiligen Schrift, und in dem zweiten aus den Kirchenvätern der ersten vier Jahrhunderte beweisen; in dem dritten macht er den Anfang sogleich, aus dem Tridentinischen Concilium seinen Beweis zu führen. Ein sichtbarer Beweis, daß er vor dieser Kirchenversammlung nichts gefunden, was er zu seinem Behufe hätte anführen können."

Ich. Also weil der nichts gefunden, so ist auch nichts zu finden. — Wie doch Ein elender Schriftsteller sich immer mit dem Andern schützt!

Er. „Ich glaube nunmehr, das Gegentheil von dem, was Hr. Lessing vorgegeben, hinlänglich erwiesen zu haben."

Ich. Er glaubt es; denn er ist sich bewußt, daß er hinlänglicher nie in seinem Leben etwas bewiesen.

Er. „Kann er diese Beweise umstoßen, und mir gegenseitige vorlegen, welche seinen Satz erweisen, so will ich ihm von Herzen danken."

Ich. Ich erlasse ihm seinen Dank, damit er mit gutem Gewissen undankbar seyn kann.

Er. „Bis hierher ist das, was er vorgegeben, nicht so sonnenklar, wie er rühmt, sondern vielmehr erweislich falsch."

Ich. Daß es wenigstens noch nicht erwiesen falsch ist, werden unsere Leser wohl hoffentlich anfangen zu merken. — Und hiermit lasse ich sie zu den

2) Anmerkungen,

in welchen sie finden werden, daß ich in den Zwischenreden nichts mehr geäußert habe, als was ich gut zu machen im Stande bin.

XXI.

Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der christlichen Religion.

(Neueste Ausgabe S. 44.)

Ich lese in einem Buche, in welchem ich mich so oft erbaue und unterrichte: Ignatius in seinem Briefe an die Philadelpher bezeuge klar, daß schon zu seiner Zeit einige Schriften der Evangelisten und Apostel in einer Sammlung zusammengebracht gewesen. Das macht mich äußerst aufmerksam. Ich habe die Briefe des Ignatius nur eben einmal durchblättert. Gott! warum kann man nicht alles, alles mit der äußersten gewissenhaftesten Aufmerksamkeit lesen!

Mein Verfasser ist so ein rechtschaffener Mann, als einer. Die Stelle des Ignatius nach seiner Übersetzung lautet also; „Ich fliehe zu dem

Evangelium, als dem Körper Christi, und zu den Aposteln, als dem Presbyterium der Kirche. Allein, wir müssen auch die Propheten werth halten, denn auch diese kündigten den Menschen an, daß sie ihre Hoffnung auf das Evangelium und auf Jesum gründen und die Zukunft desselben erwarten sollten."

Was ist gegen diese Stelle zu sagen? und was kann ich dawider haben, wenn mein Verfasser von dem Seinen hinzusetzt: „Jedermann wird eingestehen, daß Ignatius hier durch die Propheten die Schriften der Propheten A. T. meine; und so ist wohl kein Zweifel, daß Ignatius durch das Evangelium die Schriften der Evangelisten, und durch die Apostel die Schriften der Apostel verstehe."

Da sieh nun! sage ich zu mir selbst. Wie sehr hast du dich geirrt, wenn du bisher geglaubt, daß in den Kirchenvätern der zwei ersten Jahrhunderte schlechterdings keine Spur von irgend einer Sammlung Neutestamentlicher Schriften zu finden sey! Daß hier und da bei ihnen dieser und jener Neutestamentlichen Schrift im einzeln gedacht werde: das wußtest du wohl. Aber einer Sammlung derselben! — Einer Sammlung! Gesteh, daß dir das so etwas Fremdes, etwas so Unerwartetes ist.

Auch muß ich, dem ersten Anblicke nach, allerdings bekennen, daß die Übersetzung das Original

völlig auszudrücken scheint. *Προσφυγων τω ευαγγελιω ως σαρκι Ιησου, και τοις αποστολοις ως πρεσβυτεριω εκκλησιας. Και τους προφητας δε αγαπωμεν δια το και αυτους εις το ευαγγελιον κατηγγελκεναι, και εις αυτον ελπιζειν, και αυτον αναμενειν.* Das sind die nämlichen Worte des uninterpolirten Ignatius, so wie sie Vossius zuerst abdrucken lassen.

Mit ihnen stimmt die alte lateinische Übersetzung, welche Usserius kurz vorher aufgefunden hatte, vollkommen überein. Confugiens Evangelio ut carni Jesu, et Apostolis ut Presbyterio Ecclesiae. Sed et Prophetas diligamus, propter et ipsos in Evangelium annunciasse, et in Christum sperare, et ipsum exspectare.

Ich schlage hiernächst den interpolirten Ignatius nach, und finde, daß auch da sich nichts findet, wo ein anderer Sinn durchschimmerte. Nur das letzte Kolon fließt etwas anders. *Προσφυγων τω ευαγγελιω ως σαρκι Ιησου Χριστου, και τοις αποστολοις ως πρεσβυτεριω εκκλησιας. Και τους προφητας δε αγαπω ως Χριστον καταγγειλαντας, ως του αυτου πνευματος μετασχοντας, ου και οι αποστολοι.* Freilich scheint mir dieses letzte Kolon hier gerade der unverfälschtere Text, und, für sich betrachtet, jenem tautologischen ελπιζειν und αναμενειν weit vorzuziehen zu seyn. Aber was verschlägt das? Im Grunde ist der verfälschte Ignatius hier um nichts verfälscht; und es ist bloß zum

Überflusse, daß ich dessen gleichfalls alte lateinische Übersetzung auch nachsehe. Confugiens ad Evangelium, tamquam ad corpus Jesu Christi, et ad Apostolos, tamquam ad Presbyterium Ecclesiae. Et Prophetas quidem diligo ut Christum praenunciantes, continentes ejus Spiritum, sicut et Apostoli.

Indem ich alles dieses in des Clericus Ausgabe der Apostolischen Väter nachsehe, werde ich gewahr, daß die Auslegung meines Verfassers keine andere ist, als die, welche schon Clericus von der Stelle des Ignatius gegeben hat. Das Vorurtheil des Ansehns also steigt in mir, und ich werde immer unruhiger. Videntur haec verba, sagt Clericus, ein Mann, dem hergebrachte Meinungen eben nicht ans Herz gewachsen waren, de Evangeliis et apostolicis scriptis intelligenda, ut hoc velit *Ignatius*, cognoscendae divinae veritatis causa, se confugere ad Evangelia, quibus crederent; non secus ac si Christus ipse in carne, hoc est in eo statu, quo fuit in terris, conspicuus et etiamnum apud homines vivens, eos sermones, qui in Evangeliis leguntur, ore suo proferret; tum etiam ad scripta Apostolorum, quos habebat quasi totius Christianae Ecclesiae Presbyterium, sub Christo omnium Episcopo, quod coetus omnes Christianorum, quid credendum sit, docerent. Unde, quanti fierent libri Novi Testamenti iis temporibus, satis

liquet. Addit: *sed et Prophetas amamus*, quia ipsi nunciarunt, quae pertinent ad Evangelium, id sperarunt atque exspectarunt. Quae respiciunt Vetus Testamentum, prout scriptum exstat, nam aliunde Prophetae Ignatio innotescere non potuerant. Nec leviter praetermittendum, ab eo, primo quidem loco, Novi Testamenti scripta, per quae Christiani sumus, nominari, quasi perfugium suum; secundo vero Veteris libros, quia ex iis Novum confirmari potest.

Es kann nicht wohl seyn, daß mein Verfasser hier bloß mit den Augen des Clericus gesehen hätte. Er hat gewiß nicht minder seine eigenen gebraucht; und wenn, bis auf eine Kleinigkeit, beide einerlei sehen: so muß es ja klar und deutlich genug zu sehen seyn. — Das ist alles wahr. Und doch! und doch! —

Aber was habe ich denn dagegen? Muß ich nicht zugeben, daß, wenn in der Stelle des Ignatius unter den Propheten nichts anders, als die Schriften der Propheten gemeint seyn können, die Ausdrücke Evangelium und Apostel eben so zu erklären sind? — — —

XXII.

Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion.

Unter den Gründen für die Wahrheit der christlichen Religion ist derjenige keiner von den geringsten, der von der Art und Weise ihrer Fortpflanzung und Ausbreitung hergenommen wird.

Hierin soll sich die unmittelbare Hand Gottes zeigen.

Ich läugne nichts; aber um mich davon zu überzeugen, darf ich doch wohl den natürlichen Lauf der Dinge etwas genauer betrachten, um zu sehen, wie weit es durch diesen allein mit einer Religion hätte gedeihen können, deren anderweits erwiesene Richtigkeit ich so lange bei Seite setze.

Man hat drei Stücke bei Einführung einer jeden Neuigkeit zu erwägen. 1) Wie vortheilhaft die

äußeren Umstände; 2) wie kräftig die Mittel; 3) wie stark die Hindernisse sind.

Dies sey auch hier mein Leitfaden. Anfangs will ich die äußeren Umstände übersehen, unter welchen die christliche Religion eingeführt ward. Nämlich

1) die Umstände, in welchen sich die anderen damals herrschenden Religionen,
   a) die jüdische (1stes Hauptstück),
   b) die heidnische (2tes Hauptstück);
2) die Umstände, in welchen sich damals die gesunde menschliche Vernunft, oder die Philosophie, befanden (3tes Hauptstück).

Hierauf will ich die Mittel schätzen, deren sich die ersten Christen zur Ausbreitung ihrer neuen Lehre bedienten. Und zwar

1) in Ansehung ihrer Lehrart (4tes Hauptstück),
2) in Ansehung ihrer gesellschaftlichen Verbindung (5tes Hauptstück).

Endlich will ich die Hindernisse beurtheilen, die der neuen Religion entgegengesetzt wurden,

1) von der Obrigkeit (6tes Hauptstück),
2) von den Weltweisen (7tes Hauptstück).

Und dieser Untersuchung, sage ich zu mir selbst, unterziehe dich als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts; beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht.

I. Hauptstück.

Von der jüdischen Religion.

Hier wollen wir 1) die Umstände der Religion selbst, 2) die Umstände des Volks, welches sie bekannte, erwägen.

I. Abschnitt.

Die jüdische Religion hatte sich 1) weit von ihrer Lauterkeit, 2) von ihrer Einigkeit entfernt.*)

1.

2.

Von den Trennungen und Sekten der jüdischen Religion.

II. Abschnitt.

Von den politischen Umständen des jüdischen Volks.

II. Hauptstück.

Von der heidnischen Religion.

Und zwar 1) von der Religion des Pöbels, 2) der Klügeren.

1.

Die Religion des Pöbels hatte lauter Lokal-

*) Hierbei nachzulesen *Ph. Jacobi* Commentarius de rebus gestis Christianorum sub Apostolis. Berolini in 4. 1699. v. Act. Erudit. anno 1700. p. 398. conf. les Nouv. Mémoires *d'Artigny* T. I. p. 201.

götzen, welche die Römer in ihrem Werthe ließen oder gar adoptirten.

2.

Die Religion der Klügeren.

III. Hauptstück.

Von der Philosophie.

1) Von dem Untergange der vornehmsten alten Sekten.
2) Von der Entstehung der neueren,
   1) der Eklektischen,
   2) der Pythagorisch-Platonischen.

I.

Die vornehmsten von den alten berühmten Sekten waren ohne Häupter. Siehe die Stelle des Seneca in den quaestionibus naturalibus.

Und diejenigen, welche diese Sekten noch lehrten, lehrten sie mit vielen Verfälschungen. Dieses kann nicht besser erläutert werden, als aus der Erzählung des Justinus von seinem studio philosophico. Was für einen Begriff macht er von den Stoikern! Bei den Pythagoräern schreckten ihn die mathematischen Vorübungen ab, die ihn eben sowohl von der Platonischen Schule hätten abhalten müssen, wenn die neueren Platoniker sich nicht auch in diesem Stücke von den Grundsätzen ihres Lehrers relachirt gehabt hätten.

Alle philosophischen Vorübungen überspringen, besonders die mathematische, welche, ihre eigenen Wahrheiten bei Seite gesetzt, schon dadurch unentbehrlich wird, daß sie unsern Geist an Ordnung und deutliche genaue Begriffe gewöhnt, und ihn lehrt, was Demonstration ist; diese überspringen, sage ich, und bei dem anfangen, was die Spekulation Kühnes und Wunderbares hat: heißt den geraden Weg zur Schwärmerei nehmen.

Ich muß bekennen, daß mir auch Justinus diesen Vorwurf zu verdienen scheint. Seine Begierde, Gott zu kennen, war rühmlich. Aber wie sich Gott nur durch seine Werke den Menschen geoffenbart, so ist es nothwendig, auch diese Werke zu studiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus diesen Werken abstrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen.

II.

1.

2.

IV. Hauptstück.

Von der Lehrart der ersten Christen.

Sie war nach aller möglichen didaktischen Klugheit eingerichtet. Denn

1.

Sie begnügte sich größtentheils nur mit Bestreitung der übrigen Religionen.

2.

Sie zeigte von außen nur den großen und schönen Lehrsatz der natürlichen Religion.

Hier ist von der doctrina arcani zu handeln. Die meisten unserer Gottesgelehrten halten mit Kortholt*) dafür, daß diese doctrina arcani nur die Gebräuche und Symbola der Sakramente, keineswegs aber die Lehrsätze betroffen, und erst gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts aufgekommen sey.

Ich kann dieser Meinung nicht seyn, doch bin ich eben so wenig mit der Art, mit welcher die Papisten, besonders Schelstrat,**) das Gegentheil zu erhärten suchen, am allerwenigsten aber mit den Folgerungen, die sie daraus ziehen, zufrieden.

Indeß scheint es, daß bloß diese Folgerungen und die Furcht vor selbigen, unsere Gottesgelehrten auf jenes andere Extremum getrieben.

Ich will mich in diese Streitigkeit nicht einlassen; sondern lediglich die Anmerkungen mittheilen,

*) Dissert. de disciplina arcani, habita Wittebergae 1683. Und Epistola ad amicum, qua Responsio ad Schelstrati Dissert. Apologet. continetur. Gothae 4to. 1687. vid. Act. Erudit. Tit. I. Suppl. p. 15.

**) De sacro Antiocheno Concilio und Dissert. apologetica de Disciplina arcani contra Tenzelium. Romae in 4to. 1685. v. Act. Erudit. anno 1685. p. 541.

die ich bei meiner eigenen Lektüre der ersten Kirchenväter über diesen Punkt gemacht habe.

1) Daß die doctrina arcani weit früher aufgekommen, als erst gegen das Ende des zweiten Seculi, beweise ich

a) aus der Natur der Sache selbst,

b) aus Zeugnissen, und zwar aus Spuren derselben

1) in den Vorwürfen der Heiden, und besonders

2) des Celsus,

3) beim Plinius.

2) Die doctrina arcani war keine Nachahmung der heidnischen Mysterien, sondern vielmehr eine sehr heilsame Klugheit, wenn die Heiden nicht die nämlichen Waffen, mit welchen sie die Christen angriffen, gegen sie umkehren sollten. Mußten sie nicht schon, nur in dem Artikel von der Gottheit Christi, die so oft verspottete Mythologie der Heiden zu ihrer Schutzwehr machen? Man sehe die Apologie des Justinus.

3) Man muß einen Unterschied unter den Lehrsätzen machen, welche sie verbargen. Einige verbargen sie nur Heiden überhaupt, andere den Katechumenen. Die ausdrückliche Stelle des Cyrillus deshalb. Welches die Lehrsätze der erstern; welches die Lehrsätze der zweiten Gattung gewesen.

4) Die doctrina arcani hörte auf, sobald das Christenthum die herrschende Kirche ward, und sie die Spöttereien der Heiden nicht mehr zu befürchten

hatte. Gab es schon noch bis in das siebente Jahrhundert Katechumenen, so waren sie doch von einer ganz andern Art.

3.

Mit ihren eigentlichen Lehrsätzen hielten sie zurück, und reizten dadurch die Neugierde.

Der Exempel sind in der alten und neuen Geschichte unzählige, wie viel Anhänger die bloße Neubegierde verschaffen kann.

Cyrillus selbst sagt es an einem Orte, daß bei vielen die Neubegierde die erste Triebfeder gewesen, warum sie zu den Christen getreten.

Muthmaßung über diejenigen, welche ihre Taufe verschoben. Es waren Leute, die ihre Neubegierde ohne Zweifel gesättigt hatten, und die den verlassenen Aberglauben nur mit einem andern zu vertauschen fürchteten. Cf. *Tob. Pfanneri* de Catechumenis antiquae Eccles. liber. Gothae in 12. v. Act. Erudit. anno 1688. p. 334.

4.

Und wußten durch die Heiligkeit ihres Lebens ein großes Vorurtheil für die Lauterkeit ihrer Lehrsätze zu erwecken.

5.

Und endlich wußten sie, wenn sie diese geheimen Lehrsätze entdeckten, solche 1) durch eine Afterphilosophie, die damals Mode war, zu bemänteln; 2) durch untergeschobene und erdichtete Prophezeihungen und Bücher zu erhärten.

V. Hauptstück.

Von den gesellschaftlichen Verbindungen der ersten Christen.

1) Von ihrer Allengefallenheit.

2) Von ihrer Gemeinschaft der Güter und der außerordentlichen Unterstützung, welche die Reichen die Bedürftigen genießen ließen.

Der Geiz war bei den ersten Christen das abscheulichste Laster, welches alle in sich begriff; die Milde hingegen und die Bereitwilligkeit, sein Vermögen mitzutheilen, die erste Tugend.

Besonders war diese Unterstützung derer, welche in Verfolgungen des Namens Christi wegen geriethen, ganz unglaublich. Wer nichts im Vermögen hatte, ihnen zu schicken, war verbunden, zu fasten, und ihnen das Antheil von Speise auf diesen Tag zu senden.

3) Von ihrer Nachsicht gegen alle Arten von Ketzern.

Man kann diese Nachsicht als einen Beweis der Bescheidenheit und Liebe der ersten Christen betrachten; aber hört sie darum auf, die Wirkungen der feinsten und studirtesten Politik gehabt zu haben?

Ihr Einfluß auf die Ausbreitung der christlichen Religion aber bestand darin, daß

a) die Trennung von der heidnischen Religion um so viel größer ward. Denn jeder Sektenstifter

arbeitete nunmehr für seine eigene Rechnung, und schaffte sich die Anhänger unter den Heiden, die er unter den Christen nicht finden konnte.

b) Diejenigen, die sich von den Sekten verführen ließen, waren vielleicht Leute, die ohnedies wieder zu der heidnischen Religion zurückgesprungen wären, wenn man ihnen die Freiheit, ihren besonderen Meinungen zu folgen, hätte streitig machen wollen. Da man ihnen aber nachsah, so kamen sie oder ihre Kinder wieder nach und nach in den Schooß der gemeinen Kirche zurück, welche die Klugheit gehabt hatte, sie nie ganz zu verstoßen.

c) Viele von diesen Sekten wußten sich den Verfolgungen zu entziehen, und wuchsen um so viel ruhiger zu einer künftigen Verstärkung des großen Haufens, als dieser auf die Einheit in der Lehre schärfer zu dringen anfing.

Z. E. Selbst die Anhänger des Simon wurden von den Heiden mit unter dem Titel der Christen begriffen. *Origenes* contra Cels. lib V. Da sie aber die Verehrung der Götzen für eine gleichgültige Sache erklärten, so konnten sie sich den Verfolgungen leicht entziehen, idem lib. VI.; und Justinus Apol. 2. sagt ausdrücklich, daß sie in Ruhe gelassen worden, als man die Christen offenbar verfolgte. So zahlreich aber Anfangs diese Sekte war, so sehr war sie doch gegen die Hälfte des dritten Jahrhunderts geschmolzen, da Origenes wenige oder gar keine mehr kannte. Sie verloren sich: und

wo anders hin, als in den Schooß der rechtgläubigen Kirche?

So ist der Schnee, der auf den Bergen fällt, bestimmt, zu seiner Zeit den Strom der Thäler zu schwellen.

4) Von ihrer Gelindigkeit gegen die Sklaven.

Pseudo-Clemens Constit. Apost. lib. VIII. c. 33. Ego Petrus et ego Paulus constituimus, ut servi quinque diebus operentur, Sabbato vero et Dominica quiescant vel ferientur in ecclesia propter doctrinam pietatis. Sabbatum enim diximus creationis habere rationem, Dominicam resurrectionis. Und ferner heißt es: magna hebdomate tota et ea, quae illam sequitur, servi otientur, deßgleichen noch viele Feste.

Bei den Griechen, bei welchen die Knechtschaft noch sonst am leidlichsten war, war's ein ausdrückliches Gesetz, μη ἐξεινα ἀργον τρεφειν οἰκετην.

NB. Dieses Gesetz hat uns Ulpianus aufbehalten (v. *Petiti* Comment. in leges atticas Lib. II. Tit. VI. Edit. Heinec. p. 265.), und er setzt hinzu: διοπερ οἱ μεν αὐλοποιους, οἱ δε μαχαιροποιους εἰχον τους δουλους. Aber warum war es gleichwohl eine Schande, wenn die Griechen nicht allein selbst ein Handwerk trieben, sondern auch nur durch ihre Knechte treiben ließen? Ich habe in meinem Sophocles eine Stelle aus dem Plutarch angeführt.

Die ersten Christen feierten nämlich beide Tage, ob sie schon die Feierung des Sabbaths nicht für nothwendig hielten. Warum sollten Sklaven nicht gern eine Religion angenommen haben, die ihnen zwei Siebentheile ihrer Mühseligkeiten erließ?

Ich will indeß nicht behaupten, daß wirklich Petrus und Paulus dieses Gesetz gegeben, die vielmehr in diesem Punkte völlige Freiheit gelassen. Genug, daß man daraus sieht, was zu den ersten Zeiten üblich gewesen.

Ich weiß auch, daß die Feierung von aller Arbeit an solchen Tagen in den nachfolgenden Zeiten untersagt ward; allein das geschah erst dann, als das Christenthum schon etablirt, und es nunmehr Zeit war, daß die Christen auch endlich einmal dem Staate nützliche Bürger würden. Z. E. in dem Concilio Laod., welches gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts gehalten ward. Cap. 29. Quod non oporteat Christianos judaizare et in Sabbato otiari; diem autem dominicum praeferentes otiari, si modo possent, ut Christiani. Quod si inventi fuerint judaizare, Anathema sint a Christo.

VI. Hauptstück.

Von den Hindernissen, welche die Obrigkeit der christlichen Religion entgegensetzte.

Hier wird es auf einen richtigen Begriff von

den Verfolgungen ankommen, zu welchem folgende Bemerkungen etwas beitragen werden.

Erst von den Verfolgungen der Juden.

Diese konnten nicht weit gehen, weil die Juden nach ihrer damaligen Staatsverfassung ihnen nicht an das Leben kommen konnten. Wenn ja Christen durch sie umgebracht wurden, so hatten sie sich diese Gewalt nicht ohne Gefahr angemaßt. Dieses zeigt der Tod des heil. Jacobus. Der Hohepriester Ananus machte sich die Zeit zu Nutze, da der Landpfleger Festus gestorben und der neue, Albius, noch unterwegs war. Diese Vermessenheit bekam ihm auch sehr übel; Albius schrieb ihm deßhalb einen sehr zornigen Brief, und nach drei Monaten ward er von dem Agrippa seines Priesterthums entsetzt.

Hernach von den Verfolgungen der Römer.

I. Unter dem Nero.

Sie war weder allgemein, noch eine eigentliche Religionsverfolgung. Denn er ließ sie nicht als Christen umbringen, sondern, wie bekannt, als vorgebliche Mordbrenner; als Elende, auf die er den Haß, den ihm seine neugierige oder stolze Grausamkeit zugezogen hatte, wälzen zu können glaubte. Ergo (Taciti Annal. XV. cap. 44.) abolendo rumori Nero subdidit reos, et quaesitissimis poe-

nis adfecit, quos, per flagitia invisos, vulgus Christianos appellabat. Auctor nominis ejus Christus, qui, Tiberio imperitante, per Procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. Repressaque in praesens exitiabilis superstitio rursus erumpebat, non modo per Judaeam, originem ejus mali, sed per urbem etiam, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque. Igitur primo correpti, qui fatebantur, deinde indicio eorum multitudo ingens, haud perinde in crimine incendii, quam odio humani generis convicti sunt. Et pereuntibus addita ludibria, ut ferarum tergis contecti, laniatu canum interirent, aut crucibus affixi, aut flammandi, atque ubi defecisset dies, in usum nocturni luminis urerentur. Hortos suos ei spectaculo Nero obtulerat et Circense ludicrum edebat, habitu aurigae permixtus plebi vel curriculo insistens. Unde, quanquam adversus sontes et novissima exempla meritos, miseratio oriebatur, tanquam non utilitate publica, sed in saevitiam unius absumerentur. Wenn die letzten Worte gehörig genommen werden, so liegt sogar ein Verweis und ein Tadel darin, daß Nero die Christen zwar unüberwiesener Verbrechen wegen, nicht aber ihres Aberglaubens wegen, hinrichten lassen. Orosius, welcher (lib. VII. c. 7.) hinzusetzt, ac per omnes provincias pari persecutione Christianos excruciari imperavit, verdient keinen

Glauben. Man kennt ihn als einen Schriftsteller, der immer aus seinen Quellen mehr schöpfte, als darin ist. Auch Sulpicius Severus ist verdächtig, wenn er sagt: latis legibus religio vetabatur, palamque edictis propositis, Christianum esse non licebat. Denn befanden sich nicht Christen selbst unter dem Hausgesinde des Nero? Und was fragte Nero darnach, er, dem alle Götter und Religionen gleichgültig waren, bis auf seine Dea Syria,*) bis er auch diese gegen eine noch elendere Armseligkeit vertauschte?

Und man lese nur in der Apostelgeschichte, wie Paulus in Rom gehalten ward, ob dieses einer Verfolgung sehr ähnlich sieht? Und warum er endlich wohl gar frei gegeben? Was von seinem nachherigen Märtyrtode zu Rom nebst Petrus erzählt wird, ist voller Widersprüche und Fabeln, und er kann hingerichtet worden seyn, ohne daß die Christen überhaupt deßwegen verfolgt worden, wie denn Nicephorus selbst und andere seine Streitigkeiten mit dem Simon zur Hauptursache machen.

II. Unter dem Domitian.

Auch diese hat nicht das geringste Ansehn einer allgemeinen Verfolgung. Sie ist auch vielleicht nicht viel schrecklicher gewesen, als die, welche eben dieser Kaiser gegen die Philosophen ergehen lassen.

*) *Suetonius* Nerone cap. 56.

Und vielleicht gar, daß dort das Christenthum bloß der Vorwand, und hier ein wirklicher Haß gegen die Weltweisheit der Grund war.

Viele, sagt Dio, Domit. cap. 14., εἰς τα των Ἰουδαιων ἠθη ἐξοκελλοντες, qui ad mores Judaeorum aberraverant, wurden der Ohngötterei wegen verdammt, und einige verloren das Leben, andere nur ihr Vermögen.

Von der Verfolgung der Philosophen, sagt hingegen eben dieser Geschichtschreiber, nachdem er erzählt, daß er den Rusticus Aruletus, ὁτι ἐφιλοσοφει, aus dem Wege räumen lassen: ἄλλοι τε ἐκ της αὐτης ταυτης της κατα την φιλοσοφιαν αἰτιας συχνοι διωλοντο· και οἱ λοιποὶ παντες ἐξηλαθησαν αὐθις ἐκ της Ῥωμης. Sie wurden häufig umgebracht, und die übrigen alle aus der Stadt gejagt.

Ganz sonderbar ist es, wenn Kortholt und Andere die Verfolgung, welche Domitian gegen die Nachkommen David's ergehen ließ, mit zu den Verfolgungen gegen die Christen rechnet. Es ist wahr, sie traf einige Christen mit, als die Enkel des Juda, welcher ein Bruder des Herrn nach dem Fleische heißt; sie ist aber dessenungeachtet für eine Verfolgung des Christenthums so wenig zu rechnen, daß dem Christenthume nichts vortheilhafter hätte seyn können, als wenn dem Domitian sein Vorsatz, alle Nachkommen David's auszurotten, gelungen wäre.

In der Stelle des Orosius, die hiervon handelt,*) muß wohl offenbar statt invidetur, diffidetur gelesen werden.

Tertia persecutio, schreibt Sulpicius Severus,**) per *Trajanum* fuit; qui cum tormentis et quaestionibus nihil in Christianis morte aut poena dignum reperisset, saeviri in eos ultra vetuit.

Es ist falsch, daß Trajanus eine Verfolgung gegen die Christen befohlen. Es erhellt solches keineswegs aus dem Briefe, den Plinius deßhalb an ihn schrieb, und das Zeugniß des Eusebius (Hist. Eccl. lib. III. p. 32.) widerspricht ihm völlig. *Μετα Νερωνα και Δομετιανον, κατα τουτον οὐ νυν τους χρονους ἐξεταζομεν* (des Trajanus nämlich) *μερικως και κατα πολεις ἐξ ἐπαναστασεως δημων, τον καθ' ἡμων κατεχει λογος ἀνακινηθηναι διωγμον.* Die Verfolgung war nur zum Theil; in dieser und jener Stadt; und ward nicht durch öffentliche Gebote, sondern durch den Aufstand des Pöbels veranlaßt. — — — — — — — — — — — — ***)

*) Beim Kortholt p. 58.

**) Sacrae Histor. lib. II. §. 45. Edit. Horn.

***) Das ist alles, was ich über die christliche Verfolgung auf drei halben Bogen, die in dem Manuscripte besonders lagen, von ihm gefunden. Nun folgen seine generellen Bemerkungen darüber. K. G. L.

1.

Die Verfolgungen waren fast nie allgemein. Überhaupt kamen sie auch zu spät. Die erste Verfolgung des Nero fällt in das 30ste Jahr nach Christi Himmelfahrt. Wo waren seine Jünger damals nicht schon hingekommen!

2.

Waren fast nie durch förmliche Gesetze befohlen.

3.

Hatten fast immer eine andere Ursache, als die Religion.

Die Heiden bestraften die ersten Christen nicht sowohl wegen ihrer Religion, als wegen der Übertretung der Gesetze. Die Heiden hatten keine Gesetze, welche die Gewissen banden, und dieses und jenes zu glauben befahlen. Aber sie hatten Gesetze, welche alle Zusammenkünfte, und besonders alle nächtlichen Zusammenkünfte,*) bei schwerer Strafe untersagten. Über diese hielten sie, und wenn die Christen diese übertraten, so wurden sie nicht als Christen, sondern als Übertreter der Gesetze verfolgt

*) Nach den Gesetzen des Romulus: Nocturnas in templo vigilias ne habento. Cf. *Balduinus* ad leges Rom. in Heineccii Jurisprud. et Art. T. I. p. 34.

Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln: Si quis in urbe coitus nocturnos agitaverit, capite luito. Tab. IX. lex VI. Edit. Funec. p. 401. *Balduinus* in leges XII. Tab. c. 4. l. c. p. 74.

und bestraft. Ja, ich setze frei hinzu: sie verdienten, bestraft zu werden, und zwar um so viel mehr, da ihre Religion dergleichen Zusammenkünfte im geringsten nicht erforderte. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind ꝛc.

Ich sage, diese Versammlungen gehörten nicht zu dem Wesen der Religion. Sie konnte ohne sie bestehen, ohne sie ausgebreitet werden. Gesetzt aber, diese Versammlungen wären ein wesentliches Stück der Religion gewesen, oder von den Christen dafür gehalten worden: so war ihnen doch noch ein anderer Weg übrig, ehe sie, den Gesetzen zuwider, heimliche und nächtliche Zusammenkünfte anstellten; dieser nämlich, daß sie sich bei der Obrigkeit deßfalls meldeten, und sich die Erlaubniß dazu auswirkten. Dieses hatten auch die Juden thun müssen, und ihre Synagogen waren sonach von den verbotenen Hetärien ausgenommen.

Wozu also das Zusammenlaufen? Wozu die nächtlichen Versammlungen ganzer Schaaren von allerlei Alter und Geschlecht? Diese mußten nothwendig einer guten Polizei verdächtig seyn.

Aus diesen geheimen verbotenen Zusammenkünften nahm Celsus seinen ersten Grund wider die Christen. Daß Origenes sehr schlecht darauf geantwortet habe, hat auch Mosheim erkannt. (S. 16.) Allein daß die Antwort, welche Mosheim darauf giebt, hinlänglicher sey, ob sie gleich weniger anstößig ist, glaube ich schwerlich. Denn

1) ist es falsch, daß die Zusammenkünfte de Christen nicht mit unter den verbotenen begriffen, und daß dieses Verbot nur die wollüstigen, aufrührischen und ärgerlichen Zusammenkünfte verboten. Sie waren es alle ohne Ausnahme. Siehe, was der Consul bei dem Livius cap. XV. lib. 39. sagt, als die Bacchanalien abgeschafft wurden.

2) Und woher wußten denn die Heiden, daß die Zusammenkünfte der Christen wirklich so unschuldig waren? Setzt hier Mosheim nicht eben sowohl als Origenes als bewiesen und ausgemacht voraus, was zwischen ihm und dem Celsus streitig ist?

Daß aber die Römer überhaupt nie eine Religion als Religion verfolgt, sondern nur in sofern sie mit gewissen Anordnungen verknüpft war, welche den guten Sitten oder ihrer Staatsverfassung zuwider liefen, erkennt man deutlich aus der Ausrottung der Bacchanalien, unter dem Consulate des Sp. Postumius Albinus und Q. Marcius Philippus (anno u. c. 568. a. C. 186.), welche Livius l. c. weitläuftig beschreibt. Denn nachdem sie solche nun mit der äußersten Strenge verfolgt, so stellten sie sie doch noch demjenigen frei, welcher sich Gewissens halber dazu verbunden achten würde, und verordneten nur, daß sie nicht ohne Vorwissen des Prätors und Erlaubniß des Senats gehalten werden sollten. Si quis tale sacrum solenne et necessarium duceret, nec sine religione et periculo se

id omittere posse, apud praetorem profiteatur etc. c. 18 s.

Anmerkungen über die Erzählung des Livius von Ausrottung der Bacchanalien zu Rom.*)

1) Ihr Urheber in Etrurien war ein gemeiner, unwissender Grieche. Graecus ignobilis in Etruriam primus venit nulla cum arte earum, quas multas ad animorum corporumque cultum nobis eruditissima omnium gens invenit, sacrificulus et vates etc.

Eine neue Sekte zu stiften, eine neue Religion zu predigen, ist ein Ungelehrter auch immer geschickter, als ein Gelehrter. Gesetzt auch, ein Gelehrter hätte sich ein noch so blendendes System ausgedacht; gesetzt, er besäße noch so viel Ehrgeiz, dieses System zu einer herrschenden Religion, und sich zu dem Haupte derselben zu machen: wenn er nicht die Macht besitzt, welche Moses besaß; wenn er nicht schon Heerführer und Gesetzgeber eines ganzen Volkes ist; oder wenn er nicht Männer, die diese Stelle bekleiden, sogleich in sein Interesse ziehen kann; wenn er sich seine ersten Anhänger unter

*) Auch diese Anmerkungen befinden sich auf einem besondern Bogen. Ob sie gleich eine Digression in dem Werke sind, so hat mein Bruder sie doch bei dieser Gelegenheit gemacht, und weil er den Bogen mit dabei gelegt, sie vermuthlich dabei lassen wollen. K. G. L.

der Menge suchen muß: so wird er wahrlich seinen ganzen Charakter verläugnen, seine ganze Denkungsart verändern müssen, um nur einigermaßen glücklich zu seyn. Wahrheit und Philosophie werden ihn bei dem Pöbel nicht weit bringen; die künstliche Beredsamkeit der Schule ist ein viel zu feines Rüstzeug, so plumpe Massen in Bewegung zu setzen: er muß aufhören, Philosoph und Redner zu seyn, er muß sacrificulus et vates werden, oder es sich zu seyn stellen.

2) Nec is, fährt Livius fort, qui aperta religione propalam ob quaestum et disciplinam profitendi animos horrore imbuerat, sed occultorum et nocturnorum antistes sacrorum.

Das ist das Kunststück eines neuen Religionsstifters. Er muß nicht sagen: Komm, ich will dich eine neue Religion lehren. So ein Vortrag erweckt bei der Menge Schauder. Er fängt mit Scrupeln an, die er gegen die gewöhnliche Religion beibringt, und im Vertrauen beibringt, als ein Mann, dem das Wohl eines Freundes am Herzen liegt. Aus diesen Scrupeln werden Assertionen; aus diesen Assertionen entstehen freiwillige Absonderungen erst nur in Kleinigkeiten, endlich im Ganzen. Ich verachte, wird der griechische Bacchuspriester gesagt haben, eure Götter nicht; sie wären mächtig genug, euch viel Gutes zu erweisen, wenn sie nicht vielleicht von einer mächtigern Gottheit eingeschränkt würden. Und wer könnte wohl diese seyn? fragt die fromme Neu-

begierde. — Ich vermuthe nur. Denn die Götter, wie du wohl weißt, sind immer einer mächtiger, als der andere. Die Götter des weisen und berühmten Griechenlands zum Exempel. Doch auch unter diesen giebt es einige von ganz besonderer Gewalt und Bereitwilligkeit, den Menschen, die in gewissen ihnen gefälligen Gebräuchen unterrichtet sind, zu helfen. — Nenne mir doch diese. — Sie werden in Griechenland selbst sehr geheim verehrt. — Aber du kennst sie doch? — Ich kenne sie, und kenne sie als sehr eifersüchtige Wesen, die nicht von Jedermann gekannt seyn wollen, die ihre Geheimnisse nicht unter den Pöbel gebracht wissen wollen, weil sie mit der Kenntniß dieser Geheimnisse ein für allemal ihren unausbleiblichen Beistand verbunden haben. Ein Schauder überfällt mich, laß uns von etwas anderm sprechen. — Ich hielt dich für meinen Freund — Und hältst mich nicht mehr dafür? — Kann ich? Freunde sollten alles gemein haben; und du behältst mir das vor, was nicht allein Freunden, was allen Menschen gemein seyn sollte. — Lege es mir nicht so nahe. An meinem Willen fehlt es nicht; aber prüfe dich selbst, ob du im Stande bist, ganz neue sonderbare Dinge zu hören, zu glauben, zu thun. — Du warst es doch im Stande? — Aber welche Überwindung hat es mich gekostet! Ich zittere noch; genug, es ist überstanden. — Auch ich werde es überstehen. —

Nun ist die Neubegierde aufs Höchste; nun ist

die Bereitwilligkeit da; nun nimmt das Spiel seinen Anfang.

3) Initia erant, quae primo paucis tradita sunt: deinde vulgari coepta per viros mulieresque.

Die ersten Dutzend Anhänger sich zu schaffen, recht blinde, gehorsame, enthusiastische Anhänger, ist für den neuen Religionsstifter das Schwerste. Hat er aber nur erst die, so geht das Werk weit besser von Statten. Welcher Mensch hat nicht andere Menschen, über welche ihm Natur oder Glück eine Art von Superiorität ertheilen? Wer will, wenn er erleuchtet zu seyn glaubt, nicht gern wieder erleuchten? Der Ungelehrteste, der Einfältigste ist darin immer am geschäftigsten. Man sieht dies alle Tage. Es bekomme ein eingeschränkter Kopf gewisse halbe Kenntnisse von dieser oder jener Wissenschaft und Kunst, bei aller Gelegenheit wird er davon plaudern, u. s. w.

Besonders die Weiberchen! Es ist zu bekannt, wie vortrefflich sich alle Häupter neuer Religionen und Sekten, gleich dem Stifter der ersten — — — im Paradiese zu Nutze zu machen gewußt haben.

4) *Additae**) voluptates religioni vini et epularum, quo plurium animi illicerentur.

---

*) additae, sagt Livius. Sie waren also nicht das Hauptwerk. Der Betrüger debitirte auch nicht damit. v. le Misopogon de *Julien*, de la traduct. franç. p. 53. u. 124.

Dieses erinnert mich an die Liebesmahle der ersten Christen. Wozu diese heiligen Schmausereien? Ich glaube im geringsten nicht, daß bei ihren Stiftungen die Gesetze der Ehrbarkeit und Mäßigkeit übertreten worden. Aber diese Übertretung folgte gar bald, und man sehe nur, wie sehr schon der Apostel Judas in seiner Epistel v. 12. wider die Mißbräuche, die dabei vorgingen, eifert. Auch der Apostel Petrus II. Epist. 2, 13. In welcher Stelle es wohl keine Frage ist, ob für ἀπάταις, ἀγάπαις gelesen werden müsse, da es aus dem Parallelismus mit der Epistel Judä deutlich genug erhellt. Diese Mißbräuche wuchsen auch mit der Zeit so sehr, daß man für nöthig hielt, sie auf den Kirchenversammlungen erst einzuschränken und endlich ganz und gar zu verbieten.*)

Plinius**) sagt von diesen Liebesmahlen, daß sie zusammen gekommen wären, ad capiendum cibum, promiscuum tamen et innoxium. Ich finde keinen Ausleger, der dieses promiscuus erklären wollen; daß ich also zweifle, ob es viele gehörig verstanden. Sartorius hat es wenigstens nicht verstanden, wenn er es übersetzt: sie wären zusammen gekommen, unter sich, doch nach gemeiner Art,

*) In dem 4ten Jahrhunderte v. P. I. *Tilemanni* Commentarium in Epistolam Judae in Appendice de Agapis. Marburgi in 8. 1693. et Act. Erudit. anno 1694. p. 368.

**) Epist. 97. Lib. X.

und sonder Jemandes Nachtheil, zu speisen. Die Ungewißheit, in welcher auch die Herausgeber sind, ob sie das tamen zu promiscuus oder zu innoxius ziehen sollen, zeigt schon, daß sie nicht deutlich genug gesehen. Ich glaube, daß nicht sowohl alle Speisen unter einander damit gemeint werden, als die Vermischung der Gäste selbst von allerlei Stand, Alter und Geschlecht. Diese Vermischung war den Alten bei ihren Gastereien etwas ganz Ungewöhnliches und Anstößiges. Und darum will Plinius sagen: obschon von dieser Seite ihre Gastereien anstößig, so wären sie doch sonst von allem Frevel frei.

Daß die Beschuldigungen des Cäcilius beim Minutius Felix wahr sind, ob sie schon von den Carpocratianern*) galten, und es sich die ersten Christen durch ihre allzugroße Gelindigkeit und Nachsicht gegen alle Arten von Ketzern zuzuschreiben hatten, wenn die Heiden, was sie von den Ketzern in Erfahrung brachten, den Christen überhaupt zuschrieben.

5) Hujus mali labes ex Etruria Romam, velut contagione morbi, penetravit. Primo urbis magnitudo capacior patientiorque talium malorum, ea celavit.

Der Enthusiasmus ist eine wahre ansteckende

*) *Clemens Alexandr.* Stromat. lib. III. §. 2. p. 514. Edit. Potteri.

Krankheit der Seele, die mit einer unglaublichen Geschwindigkeit um sich greift. Shaftesbury.

Seinen ersten Schauplatz muß der neue Religionsstifter auf dem Lande, in kleinen Orten wählen. Hat er aber da die ersten Anhänger sich verschafft, so sucht er ein größeres Theater, und die größte Stadt ist für ihn immer die beste. Ein Jünger fängt auf dieser, der andere auf jener Ecke an; die verschiedenen Flammen fressen in der Stille fort; endlich treffen sie zusammen, und die halbe Stadt steht in der schrecklichsten Feuersbrunst, noch ehe die Polizei Rauch gemerkt hat. —

4.

Die Verfolgungen konnten sich auf zwei ansehnliche Klassen von Leuten fast gar nicht erstrecken:

1) auf die römischen Bürger;
2) auf die Sklaven.

5.

Viele Kaiser thaten ihr Möglichstes, sie einzuschränken, ja sogar den Grund davon wegzuschaffen.

Aufs erstere beziehen sich ihre Verbote gegen die Angeber und die ihnen gedrohten Strafen. vid. *Eusebius.*

Auf das andere ist das Bemühen der Kaiser, Christum für einen Gott öffentlich erkennen zu lassen, zu ziehen. Dies ist der wahre eigentliche Gesichtspunkt, aus welchem man das, was Tertul-

lianus vom Tiberius, und Lampridius von dem Severus deßfalls erzählt, betrachten muß. v. *Mosheim* de studio Ethnicorum Christianos initiandi. Diss. Eccl. Vol. I. p. 357.

Von der Menge der Märtyrer.

Um das begreiflich und verständlich zu machen, was die Geschichtschreiber der Kirche von der unzählbaren Menge der Märtyrer sagen, kann vielleicht auch diese Anmerkung nicht undienlich seyn, daß nämlich in den ersten Zeiten nicht allein diejenigen für Märtyrer gerechnet wurden, welche Verfolgungen wegen des Namens Christi erlitten, oder gar ihr Zeugniß mit ihrem Blute versiegelten, sondern auch diejenigen, welche jenen in ihrem Gefängnisse bei ihren Duldungen nach allen Kräften beistanden, ihnen den nöthigen Unterhalt reichten, sie mit Gelde versahen, um sich dadurch ihren Wächtern gefällig machen zu können. *Τουτο γαρ ποιησαντων ὑμων, μαρτυριον ὑμιν λογισθησεται.* Constit. Apost. lib. V. c. 1.

Das Märtyrthum ging bei ihnen über alles. Wenn ein Catechumenus Märtyrer ward, so durfte er sich im Geringsten nicht beunruhigen, daß er noch nicht getauft sey. *Το γαρ παθος το ὑπερ Χριστου ἐσται αὐτῳ γνησιωτερον βαπτισμα.* Constit. Apost. lib. V. c. 6.

Man erkennt hier deutlich eine menschliche Bigisirung. Niemals haben die ersten Christen die

Taufe, wohl aber das Nachtmahl, für unentbehrlich gehalten, obgleich die ausdrücklichen Aussprüche der Schrift für die Unentbehrlichkeit der ersten vorhanden. Wer nicht gläubt und getauft wird ꝛc. So oft ihr dieses thut ꝛc. Und warum dieses? Weil die Christen, besonders die angehenden, zwar in Umstände kommen konnten, die Taufe nicht erhalten zu können, aber niemals in Umstände, das Nachtmahl nicht zu genießen; indem sie von ihren Glaubensgenossen in den Gefängnissen besucht werden durften, die auch da mit ihnen essen und trinken, und sonach während desselben das Sacrament genießen konnten.

VII. Hauptstück.

Von den gegenseitigen Bemühungen der Philosophen.

Sie setzten der christlichen Religion entgegen

1.

Elende Vertheidigungen und Entschuldigungen der heidnischen.

2.

Eine eben so unbegreifliche, abgeschmackte Philosophie.

Hierher gehört die abgeschmackte Philosophie des Celsus, und die noch weit tollere des Porphyrius. Cf. *Alciphron* Dial. VI. p. m. 95 u. f.

Beschluß.

Wenn aus allem, was bisher angeführt worden, folgen sollte, daß die christliche Religion durch ganz natürliche Mittel fortgepflanzt und ausgebreitet worden: so hüte man sich, zu glauben, daß wider die Religion selbst etwas Nachtheiliges daraus folgen könne.

Es ist gar keine fremde Assertion unter unseren Gottesgelehrten, daß Christus selbst zu keiner bequemern Zeit in die Welt hätte kommen können.*)

Hat nun Christus selbst die bequemste Zeit erwartet; hat er das große Wunder seiner Erscheinung nicht bloß durch lauter andere Wunder unterstützen, sondern dem natürlichen Laufe der Dinge unterwerfen wollen: warum wollen wir diesen natürlichen Lauf der Dinge bei der weitern Ausbreitung aus den Augen setzen?

---

*) *Mosheimii* Comment. de rebus Christ. cap. I. §. 3. — Quibus ex rebus rectissime statuunt, qui commodiore tempore filium Dei ad homines descendere potuisse negant. Cf. *Origenes* contra Celsum libr. II.

XXIII.

Das Christenthum der Vernunft.

§. 1.

Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts, als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können.

§. 2. Das Vollkommenste ist er selbst; und also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können.

§. 3. Vorstellen, wollen und schaffen, ist bei Gott eins. Man kann also sagen: alles, was sich Gott vorstellt, alles das schafft er auch.

§. 4. Gott kann sich nur auf zweierlei Art denken: entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal, und sich als den Inbegriff derselben; oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgesondert, und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt.

§. 5. Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit, das ist: Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß.

§. 6. Dieses Wesen nennt die Schrift den Sohn Gottes, oder welches noch besser seyn würde, den Sohn Gott: einen Gott, weil ihm keine von den Eigenschaften fehlt, die Gott zukommen; einen Sohn, weil, unserm Begriffe nach, dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität zu haben scheint.

§. 7. Dieses Wesen ist Gott selbst und von Gott nicht zu unterscheiden, weil man es denkt, sobald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kann; das ist, weil man Gott ohne Gott nicht denken kann, oder weil es kein Gott seyn würde, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte.

§. 8. Man kann dieses Wesen ein Bild Gottes nennen, aber ein identisches Bild.

§. 9. Je mehr zwei Dinge mit einander gemein haben, desto größer ist die Harmonie zwischen ihnen. Die größte Harmonie muß also zwischen zwei Dingen seyn, welche alles mit einander gemein haben, das ist, zwischen zwei Dingen, welche zusammen nur eins sind.

§. 10. Zwei solche Dinge sind Gott und der Sohn Gott, oder das identische Bild Gottes; und die Harmonie, welche zwischen ihnen ist, nennt die Schrift den Geist, welcher vom Vater und Sohn ausgeht.

§. 11. In dieser Harmonie ist alles, was in

dem Vater ist, und also auch alles, was in dem Sohne ist; diese Harmonie ist also Gott.

§. 12. Diese Harmonie ist aber so Gott, daß sie nicht Gott seyn würde, wenn der Vater nicht Gott und der Sohn nicht Gott wären, und daß beide nicht Gott seyn könnten, wenn diese Harmonie nicht wäre; das ist: alle drei sind eins.

§. 13. Gott dachte seine Vollkommenheiten zertheilt, das ist, er schuf Wesen, wovon jedes etwas von seinen Vollkommenheiten hat; denn, um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke ist bei Gott eine Schöpfung.

§. 14. Alle diese Wesen zusammen, heißen die Welt.

§. 15. Gott könnte seine Vollkommenheiten auf unendliche Arten zertheilt denken; es könnten also unendlich viel Welten möglich seyn, wenn Gott nicht allezeit das Vollkommenste dächte, und also auch unter diesen Arten die vollkommenste Art gedacht, und dadurch wirklich gemacht hätte.

§. 16. Die vollkommenste Art, seine Vollkommenheiten zertheilt zu denken, ist diejenige, wenn man sie nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern, welche so auf einander folgen, daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwischen ihnen ist, zertheilt denkt.

§. 17. Nach solchen Graden also müssen die Wesen in dieser Welt geordnet seyn. Sie müssen eine Reihe ausmachen, in welcher jedes Glied alles

dasjenige enthält, was die unteren Glieder enthalten, und noch etwas mehr; welches etwas mehr, aber nie die leßte Grenze erreicht.

§. 18. Eine solche Reihe muß eine unendliche Reihe seyn, und in diesem Verstande ist die Unendlichkeit der Welt unwidersprechlich.

§. 19. Gott schafft nichts, als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts, als eine Folge seiner Schöpfung.

§. 20. Da jedes von diesen einfachen Wesen etwas hat, welches die anderen haben, und keines etwas haben kann, welches die anderen nicht hätten, so muß unter diesen einfachen Wesen eine Harmonie seyn, aus welcher Harmonie alles zu erklären ist, was unter ihnen überhaupt, in der Welt, vorgeht.

§. 21. Bis hierher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiet der Naturlehre erstrecken; doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurück zu führen.

§. 22. Da diese einfachen Wesen gleichsam eingeschränkte Götter sind, so müssen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich seyn; so wie Theile dem Ganzen.

§. 23. Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheit bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommen-

heiten gemäß handeln kann: beide sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten.

§. 24. Mit den verschiedenen Graden seiner Vollkommenheiten müssen also auch verschiedene Grade des Bewußtseyns dieser Vollkommenheiten und der Vermögenheit, denselben gemäß zu handeln, verbunden seyn.

§. 25. Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen moralische Wesen, das ist solche, welche einem Gesetze folgen können.

§. 26. Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen, und kann kein anderes seyn, als: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß.

§. 27. Da in der Reihe der Wesen unmöglich ein Sprung Statt finden kann, so müssen auch solche Wesen existiren, welche sich ihrer Vollkommenheiten nicht deutlich genug bewußt sind, —

XXIV.

Über eine Prophezeihung des Cardanus, die christliche Religion betreffend.

1.

Kerolt an Tutilo.

— — — Ja auch sodann, wenn die Vorhersagung in Erfüllung geht, ist es noch sehr ungewiß, ob diese Vorhersagung eine ächte Prophezeihung gewesen. Denn was der Schwärmer ohne Überlegung vorhersagte, kann das Ungefähr ohne Absicht erfüllen. Folglich gehört zu einer ächten Prophezeihung nicht bloß, daß sie erfüllt, sondern daß sie in dem nämlichen Sinne und aus den nämlichen Gründen erfüllt werde, in welchem und aus welchen sie gestellt worden. Wer aber kann von diesem Sinne und von diesen Gründen bei der schwankenden und räthselhaften Sprache versichert seyn, deren sich die Propheten zu bedienen pflegen?

Ein wahrer Prophet kann falsch prophezeihen, wie wir aus dem Exempel des Jonas wissen. Warum sollte ein falscher Prophet nicht auch wahr prophezeihen können?

Wollen Sie ein Beispiel einer solchen wahren Prophezeihung eines falschen Propheten? —

Cardanus, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, hat prophezeihet, daß um 1800 eine sehr große Veränderung in der christlichen Religion erfolgen werde.

Was ist wahrscheinlicher, als daß diese Prophezeihung werde erfüllt werden? Oder vielmehr, was ist unstreitiger, als daß diese Prophezeihung schon erfüllt worden?

Das Christenthum dieses 18ten Jahrhunderts, wie sehr ist es von dem Christenthume aller vorhergehenden siebzehn Jahrhunderte verschieden! —

Und gleichwohl war Cardanus höchstens nur ein sehr gelehrter Charlatan; aber im mindesten kein Prophet. —

2.

Tullo an Kerolt.

— — — Ich komme auf Ihre seltsame Prophezeihung des Cardanus. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich nie etwas von ihr gehört habe. Ich weiß wohl, daß Cardanus abgeschmackt genug

gewesen, Christo die Nativität zu stellen; aber auch der christlichen Religion? Wo das?

Und wenn er es gethan; nun wohl! Lassen Sie uns das Viertelhundert Jahre noch warten, und alsdann von der Erfüllung sprechen. Denn was Sie von einer schon geschehenen Erfüllung sagen, verstehe ich nicht. — —

3.

Kerolt an Tutilo.

Es ist in den Büchern de rerum varietate, wo Cardanus schreibt: wenn dem also ist, so muß nothwendig im Jahre Christi 1800 eine große Veränderung in den Gesetzen Christi erfolgen. Mit seinen eigenen Worten: quod si ita est, necesse est anno Christi MDCCC magnam mutationem futuram esse in Christi lege. Sie stehen in dem eilften Kapitel des zweiten Buchs. Nun sage ich: die Voraussetzung des Cardanus, dieses sein quod si ita est, wenn dem also ist, ist eine Unrichtigkeit; denn es ist nicht also. Und gleichwohl hat Cardanus aus dieser falschen Voraussetzung etwas sehr Wahres vorher verkündigt.

Denn daß schon jetzt eingetroffen, was er erst auf 1800 verkündigt, das lassen Sie sich nicht irren. Er selbst sagt in dem Folgenden, daß der Termin etwas später oder früher eintreffen könne; und etwas

später oder früher thut nichts zur Sache. Genug, er hat die große Veränderung, welche zu unseren Zeiten mit der christlichen Religion geschehen ist, und geschieht; vorher verkündigt; und hat sie von ungefähr vorher verkündigt. Das ist es allein, was ich wollte.

Ob Sie mich übrigens, was diese Veränderung selbst anbelangt, nicht verstehen, oder nicht verstehen wollen, werden Sie sich selbst am besten beantworten können. — — — — — — — — — —

XXV.

Vom Arianismus.

Zufolge einer Abhandlung des Herrn Dr. Töllner nämlichen Inhalts.

Wie sehr der Arianismus in der englischen Kirche um sich gegriffen, und noch um sich greift, ist bekannt. Eben so bekannt ist es, daß er auch in die Lutherische Kirche neuerer Zeit eingedrungen. Wie sehr er sich aber von Tage zu Tage darin weiter verbreiten müsse, ist weniger aus den freimüthigen dürren Bekenntnissen seiner Anhänger, womit noch die Meisten fürs erste an sich zu halten, ihre kleinen Ursachen haben, als aus der so sanften Klugheit zu schließen, mit welcher sich zum Theil auch die orthodoxen Gottesgelehrten gegen diesen Lehrbegriff erklären zu müssen glauben, indem sie behaupten, oder zu behaupten das Ansehn haben wollen, daß er den Grund des Glaubens im geringsten nicht betreffe, und bei weitem so schädlich nicht sey, als er von allen Eiferern ausgegeben worden. Ich will

nicht sagen, daß diese Klugheit aus Menschenfurcht entstehe, oder aus eitler Begierde, allen allerlei zu werden, entspringe; oder zu der man sich aus Noth gedrungen zu seyn glaubt: in allen diesen Fällen würde es eine sehr kriechende, verächtliche, kurzsichtige Klugheit, kurz, die Klugheit eines Betrügers seyn, welches Verdachts ich mich gegen keinen Menschen in der Welt schuldig machen will. Sondern es ist ganz gewiß wahre, gut gemeinte Klugheit; es ist die Klugheit eines Arztes, welcher, wenn sich die Pest zeigt, um das die Ansteckung befördernde Schrecken der Gesunden und die Aufgebung der Kranken zu verhüten, es so lange, als noch möglich, durchaus nicht Wort haben will, daß es die Pest ist, ob er schon insgeheim seine Mittel und Vorkehrungen darnach einrichtet.

In diesem Gesichtspunkte betrachte ich wenigstens die Abhandlung des Herrn Dr. Töllner, dessen Lob, als eines scharfsinnigen und kaltblütigen Untersuchers theologischer Wahrheiten, so allgemein ist, daß mein Widerspruch es eben so wenig zweifelhaft machen kann, als meine Einstimmung es zu bestärken braucht. Aber eben darum, weil er ein so scharfsinniger und kaltblütiger Untersucher ist, sey es mir erlaubt, hinter seinen Äußerungen mehr zu vermuthen, als die bloßen Worte zu sagen scheinen, und zu glauben, daß er völlig in dem Geiste des vorgedachten klugen Arztes redet und handelt. Denn obgleich dieser aus der hervorbrechenden Pest nur ein

bösartiges Fieber, höchstens eine kleine überhingehende ansteckende Krankheit macht, so unterläßt er doch darum nicht, seine Mittel, die er dem Kranken verschreibt, seine Vorkehrungen, die er gegen die weitere Verbreitung des Übels macht, seine Rathschläge, die er den Gesunden ertheilt, so einzurichten, als ob es — — — — — — — — — — — — — —

XXVI.

Über den Arianismus

von

Philalethes dem mittlern.

Zufolge Herrn Dr. Teller's Antitheſen.

Vorrede.

Ich bin aus dem Geſchlechte der Philalethes, von welchem man zwei Brüder ganz neulich aus den Antitheſen des Dr. Teller hat kennen lernen. Wir ſind der Brüder ſieben, und ich bin der mittelſte von ihnen. Ich glaube nicht, daß eine drolligere Familie unter der Sonne iſt, als wir ſieben Brüder zuſammen ausmachen. Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlaſſen wir uns in dem äußerſten Zorne, aber immer bringt uns die Liebe wieder zuſammen. Unſer jüngſter Bruder, der noch ein wenig muth-

willig ist, glaubt sogar, daß wir uns ohne unsere Zänkereien weniger lieben würden. Wenn wir anderen sechs daher ganz ruhig und stille bei einander sitzen; alle sechs fest entschlossen, uns nie wieder die Galle rege zu machen; so fängt der Schalk in seinem Winkel an zu seufzen: „Ach, ich armes Kind! daß ich allein übrig geblieben bin! daß alle meine Brüder todt sind, mausetodt! daß nicht ein einziger noch lebt, der mir sagen kann, ob ich so recht denke!" Und dann wirft er, mit dieser oder einer andern Schnurre, als ob er bloß laut vor sich dächte, irgend eine Frage auf, die ganz neu zu seyn scheint. Meistentheils bin ich der erste, der ihm antwortet: „Thomas, Thomas (er heißt Thomas) fängst du doch schon wieder an! Schweig doch; unser Gläschen schmeckt uns ja so wohl! Unser Pfeifchen glimmt ja so schön fort! Siehst du, wie der Alte schon spannt!" — Peter heißt dieser unser ältester Bruder, und das glauben wir alle seinem Alter schuldig zu seyn, daß, wenn er den Mund öffnen will, wir alle schweigen, ihn nicht unterbrechen, ihn völlig ausreden lassen. Nun fängt Peter an, in einem ruhig lehrenden Tone; und wer uns nicht kennt, sollte denken: dasmal wird alles recht gut gehen. Thomas wird belehrt, und damit ist es aus. Aber Thomas hat dies und das noch nicht verstanden, bittet ihn, noch dieses und jenes zu erklären, und ist so unbefriedlich, daß die anderen Brüder — weil Peter sich mit dem Erklä-

ren so nicht recht abgeben kann — nun schon auch das Wort nehmen müssen.

Anfangs zwar nehmen sie es mit aller Gelassenheit. Jeder spricht nicht eher, als bis ihn die Reihe trifft; und die Reihe geht nach dem Alter, so lange wir nur unser Gutachten abgeben. Nach Petern kommt Martin, welcher gemeiniglich seinen Spruch mit einem oder vielmehr anhebt. Auf Martin folgt Johann, den, weil er sich den Übergang: das will sagen, sehr geläufig gemacht hat, die jüngeren Brüder oft im Scherz den Das will sagen nennen; so wie den zweiten den Bruder Oder vielmehr; und den ältesten den Bruder Ich. Denn das Wörtchen Ich führt alles an, was aus Peter's Munde kommt. Ich denke, Ich sage, Ich rathe, Ich ꝛc. —

XXVII.

Hilkias.

So hieß der Hohepriester, welcher zu des Josias Zeiten das Gesetzbuch wiederfand. Diese Begebenheit wird*) — — an beiden Stellen mit einerlei Umständen erzählt.

Aber nicht mit so hinlänglichen Umständen, daß sich nicht verschiedene Fragen noch dabei aufwerfen lassen, über deren richtige Beantwortung die Ausleger noch lange nicht einig sind.

Ich übergehe die Frage, was eigentlich unter dem wiedergefundenen Gesetzbuche zu verstehen sey; ob die gesammten fünf Bücher Mosis, oder nur diejenigen Hauptstücke des fünften Buches, welche das zweite Gesetz enthalten. Denn eigentlich ist es keine Frage mehr. Die meisten und besten Ausleger kommen darin überein, daß nur die letzteren darunter zu verstehen sind. Es sind unnöthige Bedenklichkeiten, warum hier und da ein Gelehrter dieser Meinung noch nicht so recht beitreten will.

*) Im Originale ist eine Lücke. — K. G. L.

Eine andere Frage ist weit unentschiedener geblieben; wird auch wohl nie in ihr gehöriges Licht gesetzt werden. Diese nämlich: das Exemplar des wiedergefundenen Gesetzbuches, war es das einzige damals vorhandene Exemplar?

Es giebt untadelhafte Gottesgelehrte, welche nicht angestanden, diese Frage zu bejahen. Da aber die Bejahung derselben von denen, welche die Authenticität der Mosaischen Schriften überhaupt in Zweifel ziehen, zur Beschönigung dieses ihres Zweifels gebraucht worden: so haben andere, einen so übeln Gebrauch abzuwenden, am besten zu thun geglaubt, wenn sie die Frage selbst verneinten.

Unter die Letzteren gehört vornehmlich der Verfasser der Briefe über die Mosaischen Schriften und Philosophie, welcher, wie bekannt, sich mit dem Verfasser der Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion in der Person des Herrn Abt J..... vereinigt.

Nun hat es mir geschienen, daß sich dieser würdige Mann durch seine gute Absicht zu weit verleiten lassen. Er hat, wie mir geschienen, eine Behauptung für gefährlicher angesehen, als sie ist; er hat, wie mir geschienen, Gründe gefunden, wo keine sind; er hat, wie mir geschienen, Gegengründe, welches dem besten Manne widerfahren kann, in zuversichtlicher Aufwallung für seine gute Sache, so leicht abgewiesen, daß man glauben sollte, er habe sie nie zu überlegen gewürdigt; er hat, wie mir

geschienen, in der Eil Blößen gegeben, in die ich nicht wollte, daß seine Gegner ohne Warnung stießen, von denen ich überhaupt wünschte, daß er sie weder so leichtsinnig, noch so boshaft angenommen hätte.

Jetzt arbeitet er, wie man sagt, an dem zweiten Theile seiner Betrachtungen, welche mit so allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Nach dem Inhalte, welchen er selbst vorläufig davon angegeben, wird es größtentheils darin auf die Mosaische Religion angesehen seyn, und es kann leicht geschehen, daß er den Punkt wiederum berühren zu müssen glaubt, in welchem ich von ihm abgehe, um mich auf einer andern Stelle des Weges um so viel gewisser bei ihm zu finden.

Es ist schwer, daß auch die gleichsten Fußgänger einen langen Weg immer Hand in Hand zurücklegen können. Aber wenn die Rauhigkeit des Weges sie zwingt, ihre Hände fahren zu lassen, so können sie doch immer einander mit Achtung und Freundschaft in den Augen behalten, und immer bereit seyn, wenn ein bedenkliches Straucheln einen gefährlichen Fall droht, einander zu Hülfe zu eilen.

Mit diesen Gesinnungen — die ich gegen jeden Freund der Wahrheit habe, und von jedem Freunde der Wahrheit erwarte — wage ich es also, einige Gedanken niederzuschreiben, die eine bequemere Gelegenheit, geprüft zu werden, schwerlich erwarten dürften.

Der Abt streitet wider diejenigen, welche vorgeben, daß es Esra gewesen sey, der die Bücher Mosis aus unsicheren verstümmelten Traditionen zusammengesetzt habe.*) Er fordert sie auf, uns auch nur die Möglichkeit zu erklären, „wie Esra das Volk, wie er die Priester und Ältesten bereden mögen, so blindlings von ihm ein Buch unter Mosis Namen anzunehmen; dasselbe gleich als eine ächte Schrift dieses ihres göttlichen Propheten zu verehren; es von Stunde an dem ächten fünften Buche, welches, wenigstens nach ihrem freigebigen Geständnisse, von Mose herkommen soll, an die Seite zu setzen und als gleich wichtig in ein Volumen mit jenem anfzunehmen, auch öffentlich in ihren gottesdienstlichen Versammlungen zu lesen, wenn sie vorher von einem solchen Buche nie etwas gehört hätten.

Er läßt sie zum Behuf ihres Vorgebens sagen: „Da die Unwissenheit des Volks in seiner Religion zu Josias Zeiten schon so groß gewesen, daß kein Mensch mehr gewußt, ob noch das Gesetzbuch in der Welt wäre, so sey es so viele Zeit nachher, und durch die dazu gekommene Gefangenschaft, dem Esra noch weit leichter gewesen, vornehmlich, wenn er die Ältesten darin auf seiner Seite gehabt, diesem unwissenden und dummen Volke so viele Bücher unter Mosis Namen in die Hände zu geben, als er selber nur gewollt habe."

*) Erster Brief S. 9.

Aber diesen Vorwand selbst entreißt er ihnen wiederum auf die triumphirendste Weise. „Ein neues Zeugniß, ruft er aus, wie diesen Herren alles zu einem Beweise gut genug ist! Erstlich, fährt er fort, ist es die größte Unverschämtheit, aus der im zweiten Buche der Könige Kap. XXIII. beschriebenen Geschichte, von dem unter des Königs Josias Regierung wiedergefundenen Gesetzbuche zu behaupten, daß damals überhaupt kein anderes Exemplar von dem Mosaischen Gesetze mehr in der Welt gewesen, als das einzige, und daß es dem Volke und den Priestern schon so unbekannt gewesen, daß sie von der Existenz eines solchen Buches gar nichts mehr gewußt hätten."

Die größte Unverschämtheit? Das wollte ich, hätte der ehrwürdige Mann nicht gesagt. Denn haben nicht eine Menge Gottesgelehrte, alte und neue, ungefähr das Nämliche behauptet, ohne daß man sie in Verdacht haben kann, daß sie eben das daraus schließen wollen, was er seine Gegner daraus schließen läßt? Folglich kann nicht die Behauptung unverschämt seyn, sondern die Folge allein muß es seyn, die man daraus ziehen will.

Ich verwerfe die Folge; aber über die Behauptung läßt sich wenigstens noch streiten. Und worüber sich noch streiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andere Theil annehmen können, ohne deßfalls einer Unverschämtheit beschuldigt zu werden.

Ausdrücklich zu behaupten, daß das wiederge-

fundene Exemplar des Gesetzbuches das einzige in der Welt gewesen, wäre eine große Thorheit. Aber zu behaupten, daß es eben so gut wie das einzige in der Welt gewesen, scheint der Wahrheit sehr nahe zu kommen.

Ich will sagen: wenn man jenes behaupten wollte, so müßte man zeigen, daß das Original niemals abgeschrieben worden, und dieses kann man nicht zeigen, so lange es möglich ist, das es abgeschrieben werden können; denn wenn es einmal abgeschrieben worden, so hat es tausendmal abgeschrieben werden können, und wenn von diesen Tausenden neun hundert und neun und neunzig verloren gegangen, so hat das tausendste dennoch irgendwo sich erhalten können. Aber das andere zu behaupten, dazu gehört weiter nichts, als anzunehmen, daß es nur selten abgeschrieben worden, und daß diese seltenen Abschriften eben so leicht und noch leichter von Händen kommen können, als das Original.

Daß dieses auch wirklich geschehen seyn müsse, daß das Volk und die Priester, als das Mosaische Original des Gesetzbuches wiedergefunden ward, keine Abschriften desselben in Händen gehabt; daß sie dieses wiedergefundene Gesetzbuch in seinem ganzen Umfange nicht gekannt: das ist, was sich aus jedem Umstande der biblischen Erzählung selbst unwidersprechlich ergiebt, und was unser würdiger Abt eben so vergebens, als unnöthig zu widerlegen bemüht ist.

Es ergiebt sich aus jedem Umstande der Erzählung *) — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich glaube erwiesen zu haben, daß das Exemplar des Gesetzbuches, welches Hilkias wiederfand, das einzige, oder eben so gut, als das einzige Exemplar war: indem die wenigen Abschriften, welche von den ersten Königen davon genommen worden (wenn anders dergleichen je davon genommen worden), gewiß unter dem Manasse und anderen abgöttischen Königen verloren gegangen wären, wo nicht gar mit Fleiß vernichtet worden. Nun wäre die Frage, ob Josias, auf den die Wiederfindung dieses einzigen Exemplars so einen besondern Eindruck machte, nicht auf die Vervielfältigung desselben gedacht, und Abschriften davon nehmen lassen?

Es giebt Gelehrte, die diese Frage keck lich geradezu behaupten. Unter andern sagt Prideaux: **) „Auf des Josias Befehl wurden von diesem Original ein Haufen Abschriften gemacht, und ferner nach allen Stücken der heiligen Schrift genaue Nachsuchung angestellt, und aller Orten, wo sie gefunden worden, ward Verfügung gethan, daß man sie ebenfalls abschreiben möchte, und also kamen von

*) Eine ganze Oktavseite ist im Originale unbeschrieben. K. G. L.

**) S. 328.

der ganzen heiligen Schrift Copeyen genug unter die Leute, so daß, wer das Gesetz Gottes gern wissen wollte, es entweder selbst abschrieb, oder sich abschreiben ließ."

Wenn Prideaux gesagt hätte, daß dieses alles zu vermuthen stehe, so könnte es hingehen. Aber es für eine ganz unstreitige Wahrheit auszugeben, und in einem Tone davon zu sprechen, als ob er die allerunwidersprechlichsten Beweise davon hätte: das ist wahrlich zu viel. Denn welches wären seine Beweise? Wo findet sich auch nur das allerentfernteste Zeugniß davon in den Büchern der heiligen Schrift? Wo steht eine Sylbe, die nur vermuthen ließe, daß Josias das wiedergefundene Exemplar abschreiben lassen? Wo vollends eine Sylbe, daß er gar auch die übrigen Bücher der Schrift aufsuchen und sie ebenfalls abschreiben lassen? Die einzigen Währmänner, welche Prideaux also für sich haben kann, sind die Rabbinen, deren Zeugniß aber so gut, als nichts ist.

Nach den biblischen Nachrichten — welches die einzig gültigen in dieser Sache seyn können — ist es vielmehr höchst wahrscheinlich, daß auch Josias keine Abschriften von dem wiedergefundenen Gesetzbuche nehmen lassen, sondern sich damit begnügt, daß er Recht und Religion darnach wieder hergestellt, und das Exemplar selbst heiliger aufheben lassen. Denn es wird nicht allein in der heiligen Geschichte keines Abschreibers gedacht, sondern bald

darauf findet sich auch sogar, daß wiederum unter dem ganzen jüdischen Volke nur ein einziges Exemplar des Gesetzbuches vorhanden gewesen.

Ich meine das, welches Esra hatte, von welchem es zweimal heißt: nach dem Gesetze, das in deiner Hand ist. Dieser Besitz war es denn auch, welcher den Esra vornehmlich geschickt machte, die Religion unter den Juden wieder herzustellen.

XXVIII.

über die
Entstehung der geoffenbarten Religion.

§.

Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bei allen unseren Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen: ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion.

§. Zu dieser natürlichen Religion ist ein jeder Mensch, nach dem Maaße seiner Kräfte, aufgelegt und verbunden.

§. Da aber dieses Maaß bei jedem Menschen verschieden, und sonach auch eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden seyn würde: so hat man dem Nachtheile, welchen diese Verschiedenheit, nicht in dem Stande der natürlichen Freiheit des Menschen, sondern in dem Stande seiner bürgerlichen Verbindung mit Anderen, hervorbringen konnte, vorbauen zu müssen geglaubt.

§. Das ist: sobald man auch die Religion gemeinschaftlich zu machen, für gut erkannte, mußte

man sich über gewisse Dinge und Begriffe vereinigen, und diesen konventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beilegen, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selber hatten.

§. Das ist: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menschen nicht fähig war, eine positive Religion bauen; so wie man aus dem Rechte der Natur, aus der nämlichen Ursache, ein positives Recht gebaut hatte.

§. Diese positive Religion erhielt ihre Sanction durch das Ansehn ihres Stifters, welcher vorgab, daß das Konventionelle derselben eben so gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Wesentliche derselben unmittelbar durch eines jeden Vernunft.

§. Die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge deren die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modificirt wird, nenne ich die innere Wahrheit derselben; und diese innere Wahrheit derselben ist bei einer so groß, als bei der andern.

§. Alle positiven und geoffenbarten Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch.

§. Gleich wahr: in sofern es überall gleich nothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Übereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen.

§. Gleich falsch: indem nicht sowohl das, worüber man sich verglichen, neben dem Wesentlichen besteht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt.

§. Die beste geoffenbarte oder positive Religion ist die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt

XXIX.

Gedanken über die Herrnhuter.

— — oro atque obsecro, ut multis injuriis jactatam atque agitatam aequitatem in hoc tandem loco confirmari patiamini.

Cicero pro Publ. Quintio.

1750.

Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der gerechten Sache: oder vielmehr sie sind gar keine.

Die gelehrten Streitigkeiten sind eben sowohl eine Art von Kriegen, als die kleinen Zuzus eine Art von Hunden sind. Was liegt daran, ob man über ein Reich oder über eine Meinung streitet; ob der Streit Blut oder Tinte kostet? Genug, man streitet.

Und also wird auch hier der, welcher Recht

behält, und der, welcher Recht behalten sollte, nur selten einerlei Person seyn.

Tausend kleine Umstände können den Sieg bald auf diese, bald auf jene Seite lenken. Wie viele würden aus der Rolle der Helden auszustreichen seyn, wenn die Wirkung von solchen kleinen Umständen, das Glück nämlich, seinen Antheil von ihren bewundernswürdigen Thaten zurückuehmen wollte?

Laßt den und jenen großen Gelehrten in einem andern Jahrhunderte geboren werden, benehmt ihm die und jene Hülfsmittel, sich zu zeigen, gebt ihm andere Gegner, setzt ihn in ein anderes Land, und ich zweifle, ob er derjenige bleiben würde, für den man ihn jetzt hält. Bleibt er es nicht, so hat ihn das Glück groß gemacht.

Ein Sieg, den man über Feinde davon trägt, welche sich nicht vertheidigen können oder nicht wollen, welche sich ohne Gegenwehr gefangen nehmen oder ermorden lassen, welche, wenn sie einen Gegenstreich führen, aus Mattigkeit durch ihren eigenen Hieb zu Boden fallen: wie ist so ein Sieg zu nennen? Man mag ihn nennen, wie man will; so viel weiß ich, daß er kein Sieg ist: außer etwa bei denen, die, wenn sie siegen sollen, ohne zu kämpfen, siegen müssen.

Auch unter den Gelehrten giebt es dergleichen Siege. Und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die Siege unserer Theologen, die sie bisher über

die Herrnhuter erhalten zu haben glauben, von dieser Art wären.

Ich bin auf den Einfall gekommen, meine Gedanken über diese Leute aufzusetzen. Ich weiß es, sie sind entbehrlich; aber nicht entbehrlicher, als ihr Gegenstand, welcher wenigstens zu einem Strohmanne dient, an dem ein junger und muthiger Gottesgelehrter seine Fechterstreiche in Übung zu bringen lernen kann. Die Ordnung, der ich folgen werde, ist die liebe Ordnung der Faulen. Man schreibt, wie man denkt: was man an dem gehörigen Ort ausgelassen hat, holt man bei Gelegenheit nach; was man aus Versehen zweimal sagt, das bittet man den Leser, das anderemal zu übergehen.

Ich werde sehr weit auszuholen scheinen. Allein, ehe man sichs versieht, so bin ich bei der Sache.

Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen. Aber eben deßwegen, weil er nicht dazu erschaffen ward, hängt er diesem mehr, als jenem nach. Seine Bosheit unternimmt allezeit das, was er nicht soll, und seine Verwegenheit allezeit das, was er nicht kann. Er, der Mensch, sollte sich Schranken setzen lassen?

Glückselige Zeiten, als der Tugendhafteste der Gelehrteste war! als alle Weisheit in kurzen Lebensregeln bestand!

Sie waren zu glückselig, als daß sie lange hätten dauern können. Die Schüler der sieben Weisen glaubten ihre Lehrer gar bald zu übersehen. Wahr-

heiten, die jeder fassen, aber nicht jeder üben kann, waren ihrer Neubegierde eine allzuleichte Nahrung. Der Himmel, vorher der Gegenstand ihrer Bewunderung, ward das Feld ihrer Muthmaßungen. Die Zahlen öffneten ihnen ein Labyrinth von Geheimnissen, die ihnen um so viel angenehmer waren, je weniger sie Verwandtschaft mit der Tugend hatten.

Der weiseste unter den Menschen, nach einem Ausspruche des Orakels, in dem es sich am wenigsten gleich war, bemühete sich, die Lehrbegierde von diesem verwegenen Fluge zurückzuholen. Thörichte Sterbliche, was über euch ist, ist nicht für euch! Kehrt den Blick in euch selbst! In euch sind die unerforschten Tiefen, worin ihr euch mit Nutzen verlieren könnt. Hier untersucht die geheimsten Winkel. Hier lernt die Schwäche und Stärke, die verdeckten Gänge und den offenbaren Ausbruch eurer Leidenschaften! Hier richtet das Reich auf, wo ihr Unterthan und König seyd! Hier begreift und beherrscht das Einzige, was ihr begreifen und beherrschen sollt: euch selbst.

So ermahnte Sokrates, oder vielmehr Gott durch den Sokrates.

Wie? schrie der Sophist. Lästerer unserer Götter! Verführer des Volks! Pest der Jugend! Feind des Vaterlandes! Verfolger der Weisheit! Beneider unseres Ansehns! Auf was zielen deine schwärmerischen Lehren? Uns die Schüler zu entfüh-

ren? uns den Lehrstuhl zu verschließen? uns der Verachtung und der Armuth Preis zu geben?

Allein was vermag die Bosheit gegen einen Weisen? Kann sie ihn zwingen, seine Meinung zu ändern? die Wahrheit zu verläugnen? Beweinenswürdiger Weise, wenn sie so stark wäre! Lächerliche Bosheit, die ihm, wenn sie es weit bringt, nichts als das Leben nehmen kann! Daß Sokrates ein Prediger der Wahrheit sey, sollten auch seine Feinde bezeugen; und wie hätten sie es anders bezeugen können, als daß sie ihn tödteten?

Nur wenige von seinen Jüngern gingen den von ihm gezeigten Weg. Plato fing an, zu träumen, und Aristoteles, zu schließen. Durch eine Menge von Jahrhunderten, wo bald dieser, bald jener die Oberhand hatte, kam die Weltweisheit auf uns. Jener war zum Göttlichen, dieser zum Untrüglichen geworden. Es war Zeit, daß Cartesius aufstand. Die Wahrheit schien unter seinen Händen eine neue Gestalt zu bekommen; eine desto betrüglichere, je schimmernder sie war. Er eröffnete allen den Eingang ihres Tempels, welcher vorher sorgfältig durch das Ansehn jener beiden Tyrannen bewacht ward. Und das ist sein vorzügliches Verdienst.

Bald darauf erschienen zwei Mäuner, die, trotz ihrer gemeinschaftlichen Eifersucht, einerlei Absicht hatten. Beiden hatte die Weltweisheit noch allzuviel Praktisches. Ihnen war es vorbehalten, sie der Meßkunst zu unterwerfen. Eine Wissenschaft,

wovon dem Alterthume kaum die ersten Buchstaben bekannt waren, leitete sie mit sicheren Schritten bis zu den verborgensten Geheimnissen der Natur. Sie schienen sie auf der That ertappt zu haben.

Ihre Schüler sind es, welche jetzt dem sterblichen Geschlechte Ehre machen, und auf den Namen der Weltweisen ein gar besonderes Recht zu haben glauben. Sie sind unerschöpflich in Entdeckung neuer Wahrheiten. Auf dem kleinsten Raum können sie durch wenige mit Zeichen verbundene Zahlen Geheimnisse klar machen, wozu Aristoteles unerträgliche Bände gebraucht hätte. So füllen sie den Kopf, und das Herz bleibt leer. Den Geist führen sie bis in die entferntesten Himmel, unterdessen da das Gemüth durch seine Leidenschaften bis unter das Vieh heruntergesetzt wird.

Allein mein Leser wird ungeduldig werden. Er erwartet ganz etwas anderes, als die Geschichte der Weltweisheit in einer Nuß. Ich muß ihm also sagen, daß ich bloß dieses deßwegen vorangeschickt, damit ich durch ein ähnliches Beispiel zeigen könne, was die Religion für ein Schicksal gehabt hat. Und dieses wird mich weit näher zu meinem Zwecke bringen.

Ich behaupte also: es ging der Religion, wie der Weltweisheit.

Man gehe in die ältesten Zeiten. Wie einfach, leicht und lebendig war die Religion Adams! Allein wie lange? Jeder von seinen Nachkommen setzte nach eigenem Gutachten etwas dazu. Das Wesent-

liche wurde in einer Sündfluth von willkührlichen Sätzen versenkt. Alle waren der Wahrheit untreu geworden, nur einige weniger, als die anderen; die Nachkommen Abraham's am wenigsten. Und deßwegen würdigte sie Gott einer besondern Achtung. Allein nach und nach ward auch unter ihnen die Menge nichtsbedeutender und selbsterwählter Gebräuche so groß, daß nur wenige einen richtigen Begriff von Gott behielten, die übrigen aber an dem äußerlichen Blendwerke hängen blieben, und Gott für ein Wesen hielten, das nicht leben könne, wenn sie ihm nicht seine Morgen- und Abendopfer brächten.

Wer konnte die Welt aus ihrer Dunkelheit reißen? Wer konnte der Wahrheit den Aberglauben besiegen helfen? Kein Sterblicher. *Θεος απο μηχανης.*

Christus kam also. Man vergönne mir, daß ich ihn hier nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer ansehen darf. Waren seine Absichten etwas anders, als die Religion in ihrer Lauterkeit wieder herzustellen, und sie in diejenigen Grenzen einzuschließen, in welchen sie desto heilsamere und allgemeinere Wirkungen hervorbringt, je enger die Grenzen sind? Gott ist ein Geist, den sollt ihr im Geist anbeten. Auf was drang er mehr, als hierauf? und welcher Satz ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden, als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftge-

lehrte wider ihn erbitterte. Pilatus, er lästert unsern Gott; kreuzige ihn! Und aufgebrachten Priestern schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab.

Ich sage es noch einmal, ich betrachte hier Christum nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer. Ich lehne aber alle schrecklichen Folgerungen von mir ab, welche die Bosheit daraus ziehen könnte.

Das erste Jahrhundert war so glücklich, Leute zu sehen, die in der strengsten Tugend einhergingen, die Gott in allen ihren Handlungen lobten, die ihm auch für das schmählichste Unglück dankten, die sich um die Wette bestrebten, die Wahrheit mit ihrem Blute zu versiegeln.

Allein sobald man müde wurde, sie zu verfolgen, sobald wurden die Christen müde, tugendhaft zu seyn. Sie bekamen nach und nach die Oberhand, und glaubten, daß sie nun zu nichts weniger, als zu ihrer ersten heiligen Lebensart verbunden wären. Sie waren dem Sieger gleich, der durch gewisse anlockende Maximen sich Völker unterwürfig macht; sobald sie sich ihm aber unterworfen haben, diese Maximen zu seinem eigenen Schaden verläßt.

Das Schwert nutzt man im Kriege, und im Frieden trägt man es zur Zierde. Im Kriege sorgt man nur, daß es scharf ist; im Frieden putzt man es aus, und giebt ihm durch Gold und Edelsteine einen falschen Werth.

So lange die Kirche Krieg hatte, so lange war sie bedacht, durch ein unsträfliches und wunderbares

Leben ihrer Religion diejenige Schärfe zu geben, der wenig Feinde zu widerstehen fähig sind. Sobald sie Frieden bekam, sobald fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen, und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen.

In diesen Bemühungen war sie so glücklich, als man es nur hoffen konnte. Rom, das vorher allen besiegten Völkern ihre väterlichen Götter ließ, das sie sogar zu seinen Göttern machte, und durch dieses kluge Verfahren höher, als durch seine Macht stieg, Rom ward auf einmal zu einem verabscheuungswürdigen Tyrannen der Gewissen. Und dieses, so viel ich einsehe, war die vornehmste Ursache, warum das römische Reich von einem Kaiser zu dem andern immer mehr und mehr fiel. Doch die Betrachtung gehört nicht zu meinem Zweck. Ich wollte nur wünschen, daß ich meinen Leser Schritt für Schritt durch alle Jahrhunderte führen und ihm zeigen könnte, wie das ausübende Christenthum von Tag zu Tag abgenommen hat, da unterdessen das beschauende durch phantastische Grillen und menschliche Erweiterungen zu einer Höhe stieg, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht hat. Alles hing von einem Einzigen ab, der desto öfter irrte, je sicherer er irren konnte.

Man kennt diejenigen, die in diesen unwürdigen Zeiten zuerst wieder mit ihren eigenen Augen sehen wollten. Der menschliche Verstand läßt sich zwar

ein Joch auflegen; sobald man es ihn aber zu sehr fühlen läßt, sobald schüttelt er es ab. Huß und einige Andere, die das Ansehn des Statthalters Christi nur in diesem und jenem Stücke zweifelhaft machten, waren die gewissen Vorboten von Männern, welche es glücklicher gänzlich über den Haufen werfen würden.

Sie kamen. Welch feindseliges Schicksal mußte zwei Männer über Worte, über ein Nichts uneinig werden lassen, welche am geschicktesten gewesen wären, die Religion in ihrem eigenthümlichen Glanze wieder herzustellen, wenn sie mit vereinigten Kräften gearbeitet hätten? Selige Männer, die undankbaren Nachkommen sehen bei eurem Lichte, und verachten euch! Ihr waret es, die ihr die wankenden Kronen auf den Häuptern der Könige feste setztet; und man verlacht euch, als die kleinsten, eigennützigsten Geister.

Doch die Wahrheit soll bei meinem Lobspruche nicht leiden. Wie kam es, daß Tugend und Heiligkeit gleichwohl so wenig bei euren Verbesserungen gewannen? Was hilft es, recht zu glauben, wenn man unrecht lebt? Wie glücklich, wenn ihr uns eben so viel fromme, als gelehrte Nachfolger gelassen hättet! Der Aberglaube fiel. Aber eben das, wodurch ihr ihn stürztet, die Vernunft, die so schwer in ihrer Sphäre zu erhalten ist, die Vernunft führte euch auf einen andern Irrweg, der zwar weniger

von der Wahrheit, doch desto weiter von der Ausübung der Pflichten eines Christen entfernt war.

Und jetzt, da unsere Zeiten — soll ich sagen so glücklich oder so unglücklich? — sind, daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht hat, worin man mit Mühe und Noth eine von der andern unterscheiden kann, worin eine die andere schwächt, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen, und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen soll; jetzt, sage ich, ist durch diese verkehrte Art, das Christenthum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltener, als in den dunkelen Zeiten geworden. Der Erkenntniß nach sind wir Engel, und dem Leben nach Teufel.

Ich will es dem Leser überlassen, mehr Gleichheiten zwischen den Schicksalen der Religion und der Weltweisheit aufzusuchen. Er wird durchgängig finden, daß die Menschen in der einen, wie in der andern, nur immer haben vernünfteln, niemals handeln wollen.

Nun kommt es darauf an, daß ich diese Betrachtung auf die Herrnhuter anwende. Es wird leicht seyn. Ich muß aber vorher einen kleinen Sprung zurück auf die Philosophie thun.

Man stelle sich vor, es stünde zu unseren Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, wel-

cher mit einer sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte, und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit!

Gesetzt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das Einzige, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns des Reichthums entbehren, ja ihn fliehen. Er lehrte uns unerbittlich gegen uns selbst, nachsehend gegen Andere seyn. Er lehrte uns das Verdienst, auch wenn es mit Unglück und Schmach überhäuft ist, hochachten, und gegen die mächtige Dummheit vertheidigen. Er lehrte uns die Stimme der Natur in unseren Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns Gott nicht nur glauben, sondern, was das Vornehmste ist, lieben. Er lehrte uns endlich dem Tode unerschrocken unter die Augen gehen, und durch einen willigen Abtritt von diesem Schauplatze beweisen, daß man überzeugt sey, die Weisheit würde uns die Maske nicht ablegen heißen, wenn wir unsere Rolle nicht geendigt hätten. Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann besäße nichts von aller der Kenntniß, die desto weniger nützt, je prahlender sie ist. Er wäre weder in den Geschichten, noch in den Sprachen erfahren. Er kenne die Schönheiten und Wunder der Natur nicht weiter, als in so fern sie die sichersten Beweise von ihrem großen Schöpfer

sind. Er habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bei Thoren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst, sagen kann: ich weiß es nicht; ich kann es nicht einsehen. Gleichwohl mache dieser Mann Anspruch auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwohl wäre er so beherzt, ihn auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Ämter das Recht dieses blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abrisse, dahin brächte, daß ihre Hörsäle, ich will nicht sagen, leer, doch minder voll würden: ich bitte euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: Wir haben geirrt. Ja, er hat Recht. Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sey fähig, zu widerrufen.

Hu! würde ein stolzer Algebraist murmeln, ihr, mein Freund, ein Philosoph? Laßt einmal sehen! Ihr versteht doch wohl einen hyperbolischen Afterkegel zu kubiren? Oder nein — — Könnt ihr eine Exponentialgröße differentiren? Es ist ein Kleinigkeit; hiernach wollen wir unsere Kräfte in etwas Größerm versuchen. Ihr schüttelt den Kopf? Nicht? Nun, da haben wir's. Bald wollte ich wetten, ihr wißt nicht einmal, was eine Irrationalgröße ist. Und werft euch zu einem Philosophen auf? O Verwegenheit! o Zeit! o Barbarei!

Ha! Ha! fällt ihm der Astronom ins Wort,

und also werde auch ich wohl eine schlechte Antwort von euch zu erwarten haben? Denn wenn ihr, wie ich höre, nicht einmal die ersten Gründe der Algebra inne habt, so müßte Gott es euch unmittelbar eingegeben haben, wenn ihr eine bessere Theorie des Mondes hättet, als ich. Laßt sehen, was ihr davon wißt? Ihr schweigt? Ihr lacht gar?

Platz! Ein Paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden eine Lanze zu brechen. Nun, schreit der eine, ihr glaubt doch wohl Monaden? Ja. Ihr verwerft doch wohl die Monaden? ruft der andere. Ja. Was? ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortrefflich!

Umsonst würde er es wie jener Bauerknabe machen, den sein Pfarrer fragte: kannst du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen, und setzte hinzu: Herr Pfarr könnt ihr das? Doch ich will ernsthafter reden. Umsonst, sage ich, würde er seinen Hohnsprechern andere wichtige Fragen vorlegen. Vergebens würde er sogar beweisen, daß seine Fragen mehr auf sich hätten, als die ihrigen. Könnt ihr, würde er etwa zu dem ersten sagen, euren hyperbolischen Stolz mäßigen? Und zu dem andern: seyd ihr weniger veränderlich, als der Mond? Und zu dem dritten: kann man seinen Verstand nicht in etwas Besserem üben, als in unerforschlichen Dingen? Ihr seyd ein Schwärmer! würden sie einmü-

thig schreien; ein Narr, der dem Tollhause entlaufen ist! Allein man wird schon Sorge tragen, daß Ihr wieder an Ort und Stelle kommt.

Gott sey Dank, daß so ein verwegener Freund der Lügen noch nicht aufgestanden ist, und zu unseren Zeiten auch nicht aufstehen möchte; denn die Herren, welche mit der Wirklichkeit der Dinge so viel zu thun haben, werden schon sorgen, daß meine Einbildung nimmermehr zur Wirklichkeit gelangt.

Wie aber, wenn so ein Schicksal unsere Theologen betroffen hätte? Doch ich will mich ohne Umschweif erklären. Ich glaube, daß, was so ein Mann, wie ich ihn geschildert habe, für die Weltweisen seyn würde, das sind anjetzt die Herrnhuter für die Gottesgelehrten. Sieht man bald, wo ich hinaus will?

Eine einzige Frage, die man, wenn man die geringste Billigkeit hat, nimmermehr bejahen kann, wird deutlich zeigen, daß meine Vergleichung nicht ohne Grund ist. Haben die Herrnhuter, oder ihr Anführer, der Graf v. Z., jemals die Absicht gehabt, die Theorie unseres Christenthums zu verändern? Hat er jemals gesagt: in diesem oder jenem Lehrsatze irren meine Glaubensgenossen? Diesen Punkt verstehen sie falsch? Hier müssen sie sich von mir zurecht weisen lassen? Wenn unsere Theologen aufrichtig seyn wollen, so werden sie gestehen müssen, daß er sich nie zu einem Religionsverbesserer aufgeworfen hat. Hat er ihnen nicht mehr

als einmal die deutlichsten Versicherungen gethan, daß seine Lehrsätze in allem dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß gemäß wären? Schon gut, werden sie antworten; allein warum behauptet er in seinen eigenen Schriften Sachen, die diesen Versicherungen offenbar widersprechen? Haben wir ihn nicht der abscheulichsten Irrthümer überführt? Man erlaube mir, daß ich die Beantwortung dieses Punkts ein wenig verspare. Genug, wir haben sein Bekenntniß; er verlangt nichts in den Lehrsätzen unserer Kirche zu verändern. Was will er denn? — — —

— — — — — — — — — — — — — —

XXX.

TERTULLIANUS

DE

PRAESCRIPTIONIBUS.

I. Einleitung.
II. Übersetzung, S. 205.
III. Anmerkungen, S. 222.

I.

Lupus, der 1675 eine Ausgabe dieser Schrift mit einem weitläuftigen Commentar herausgegeben, in welchem allerdings viele gute brauchbare Antiquität zusammen getragen worden, die zusammen den ganzen neunten Band seiner zu Venedig 1727 in Folio gesammelten Werke ausmachen, wirft daselbst die Frage auf: wie der Titel dieser gegenwärtigen Schrift des Tertullian heißen müsse; ob: liber praescriptionum adversus haereticos, oder liber de praescriptionibus haereticorum? und giebt

seine weise Entscheidung dahin, daß beide Titel nicht unschicklich wären. Doch sey der letzte, meint er, wohl der schicklichere, und scheine der zu seyn, den der Verfasser selbst seinem Buche gegeben.

Aber wußte denn Lupus nicht, daß man diesen Titel noch auf eine dritte Weise anzugeben pflegt? daß man ihn auch de praescriptione, nicht praescriptionibus, haereticorum auszudrücken pflegt? So lautet er in der Ausgabe des Rigaltius von 1634, so in der Ausgabe des Moreau von 1658.*)

Und wie kommt es, daß Lupus die ganze Note des Rigaltius nicht gelesen hat? Es muß ihm diese Ausgabe gar nicht zu Gesichte gekommen seyn, ob er gleich den Rigaltius in der Zueignungsschrift ausdrücklich anführt. — — — — — — — — —

I.

Die Beschaffenheit der gegenwärtigen Zeitläufte erheischt auch von uns diese Ermahnung, daß wir uns über dergleichen Ketzereien durchaus nicht wundern sollen. Weder darüber, daß sie sind, noch

*) Moreau scheint in dem Titel zwar dem Rigaltius gefolgt zu seyn, gleichwohl = er T. II. p. 611. nicht weniger als zehn verschiedene =, die alle in dem Buche enthalten seyn sollen; von welchen aber doch leicht zu zeigen, daß sie auf eins hinauslaufen.

darüber, daß sie den Glauben Einiger untergraben; denn dazu sind sie eben, damit es dem Glauben weder an Versuchung, noch an Bewährung fehle. Ein sehr nichtiges und unbedächtiges Ärgerniß also, sich darüber zu ärgern, daß die Ketzereien gerade so viel vermögen, als sie zu vermögen bestimmt sind! Denn wenn einmal beschlossen ward, daß irgend ein Ding seyn sollte; so muß ja wohl der Ursache, deretwegen es ist, auch die Kraft entsprechen, durch die es seyn kann, was es seyn sollte.

II.

Das Fieber, das unter anderen tödtlichen und peinlichen Krankheiten den Menschen abzufordern bestimmt ist, erregt ja unsere Verwunderung weder weil es ist, noch weil es den Menschen abfordert. Denn es ist, weil es nun einmal ist; und fordert ihn ab, weil es ihn abfordern soll. Also auch die Ketzereien, durch welche der Glaube entkräftet und vernichtet wird! Wenn uns davor graut, daß sie das vermögen: so müßte uns erst davor grauen, daß sie das sind. Weil sie das sind, vermögen sie das: und weil sie das vermögen, sind sie das. Das Fieber indeß, das seinem Grunde und seiner Kraft nach etwas Böses ist, wie bekannt, verabscheuen wir mehr, als daß wir uns darüber verwundern sollten, und suchen, so viel möglich, uns davor in Acht zu nehmen, da es in unserer Gewalt nicht steht, es ganz aus der Welt zu schaffen. Und

nun die Ketzereien, welche den ewigen Tod und die Gluth jenes großen Feuers unter uns bringen, wollen einige lieber darob erstaunen, daß sie das können, als sich bemühen, damit sie es nicht können, so leicht ihnen auch diese Bemühung seyn würde. Und was vermöchten sie denn auch, die Ketzereien, wenn man sich nicht verwunderte, daß sie so viel vermöchten? Denn entweder entsteht das Ärgerniß, das ihnen beiwohnt, aus dieser Verwunderung; oder diese Verwunderung aus diesem Ärgernisse. Als ob sie doch einigermaßen wahr seyn müßten, weil sie so viel vermögen. Ein großes Wunder, daß das Böse so seine Kraft hat! Oder ist das so sehr zu verwundern, daß die Ketzereien nur bei denen wirksam sind, deren Glauben so unwirksam war? In den Kämpfen der Ringer und Fechter ist der, welcher siegt, nicht eben nothwendig stark, und könnte nicht besiegt werden; sondern der Besiegte war nur nicht stark. Denn wenn dieser nämliche Sieger nur bald darauf mit einem Stärkern zusammen kam, so lag er gar wohl unter. Vollkommen so sind es bloß die Schwachheit dieses und jenes, was die Ketzereien vermögend macht, die schlechterdings nichts vermögen würden, wenn sie auf einen vermögenden Glauben träfen.

III.

Besonders pflegen jene Wundermäuler sich sehr erbaulich zu ärgern, wenn es gerade gewisse Perso-

nen sind, die von der Ketzerei angesteckt werden. Warum doch der und jener, die so gläubige, so kluge, so geübte Glieder der Kirche waren, dieser oder jener Erzgelehrte! Wer sollte sich hierauf nicht selbst antworten: da sie selbst durch Ketzerei so verunstaltet werden können, so müssen sie sehr klug, sehr gläubig, sehr geübt auch nicht gewesen seyn. Es ist doch, denke ich, eben nichts Sonderbares, wenn auch ein Geprüfter in der Folge hintenaus weicht. Saul, der vor so vielen anderen gut war, ward doch hernach vom Neide zu Grunde gerichtet. David, ein guter Mann nach dem Herzen Gottes, machte sich hernach doch des Meuchelmordes und des Ehebruchs schuldig. Salomon, der mit aller Gnade und Weisheit von dem Herrn beschenkt ward, ließ sich dennoch von den Weibern zur Abgötterei verführen. Dem einzigen Sohn Gottes war es vorbehalten, ohne allen Fehl zu verbleiben. Was denn nun mehr, wenn auch ein Bischof, wenn ein Diakonus, wenn eine heilige Wittwe oder Jungfrau, wenn ein Lehrer,*) wenn sogar ein Märtyrer von der Regel abgefallen ist? Haben die Ketzereien darum mehr Wahrheit erhalten? Prüfen wir den Glauben nach den Personen, oder die Personen nach dem Glauben? Niemand ist weise, als der Gläubige: niemand ist vornehmer, als der Christ. Niemand aber

*) Doctor, vielleicht Audientium, wie es beim Cyprian heißt, ein Extrakatechet.

ist Christ, der nicht ausgehalten hat bis an das Ende. Du, als Mensch, kennst einen Jeden nur von außen; du wähnst, was du siehst. Du siehst aber nicht weiter, als deine Augen reichen. Aber des Herrn Augen, steht geschrieben,*) dringen tief. Der Mensch sieht das Antlitz, und Gott das Innerste des Herzens. Und also kennt Gott, die ihm zugehören;**) und die Pflanze, die sein Vater nicht gepflanzet hat, reißt er aus,***) und macht aus den ersten die letzten,†) die Wurfschaufel in der Hand, um seine Tenne zu reinigen.††) Mag doch auf jeden Windstoß der Versuchung von der Spreu des leichten Glaubens so viel verfliegen, als nur will; desto reiner wird das übrige Getreide in die Scheuer des Herrn gebracht. Haben sich nicht an dem Herrn selbst einige seiner Schüler geärgert und sind von ihm abgewichen? Und doch haben die übrigen seine Fußstapfen auch verlassen zu müssen, darum nicht geglaubt. Sondern so viel deren es wußten, daß er das Wort des Lebens sey, daß er von Gott gekommen, haben bis ans Ende in seinem Gefolge verharret: ob er es ihnen schon selbst sanftmüthig frei gestellt hatte, daß sie nun auch von ihm

*) 1. Kön. 16, 7.
**) 2. Tim. 2, 19.
***) Matth. 15, 13.
†) Matth. 20, 16.
††) Matth. 3, 12.

weichen könnten, wenn sie wollten. Kleinigkeit, wenn hernach einige, als Phygellus, Hermogenes, Philetus und Hymenäus von seinem Apostel abtraten: der Verräther Christi selbst war in der Zahl seiner Apostel gewesen. Wir wundern uns, wenn seine Kirche von einigen verlassen werden, da doch nur das, was uns nach dem Beispiele Christi begegnet, zeigt, daß wir Christen sind. Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wären sie von uns gewesen, so wären sie bei uns blieben.

IV.

Wir wollen uns vielmehr sowohl der Weissagungen des Herrn, als der apostolischen Schriften erinnern, durch die wir vorher gewußt, daß Ketzereien kommen würden, durch die wir vorher gewarnt wurden, Ketzereien zu fliehen. Und wie wir uns nicht davor entsetzen, daß sie sind, so laßt es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn sie das können, deßwegen wir sie fliehen sollen. Der Herr erinnert uns, daß viele reißende Wölfe in Schafskleidern kommen werden. Was wären das für Schafskleider, wenn es nicht die äußere Fläche des christlichen Namens wäre? Wer sind die reißenden Wölfe anders, als der trügliche Sinn und Geist, welcher der Heerde Christi innerlich auflauert? Wer sind die falschen Propheten anders, als die falschen Prediger? Wer die falschen Apostel anders, als die

Lehrer des verfälschten Evangeliums? Wer sind die Antichristen jetzt und auf immer anders, als die sich wider Christum empören? Jetzt sind es die Ketzereien, welche durch verkehrte Lehren die Kirche nicht weniger zerrütten, als einst der Antichrist durch gräßliche Verfolgungen sie verheeren wird. Nur daß die Verfolgung auch Märtyrer macht, und die Ketzerei nur Abtrünnige. Bloß deßwegen mußten auch Ketzereien seyn, damit die Bewährten von jeder Art bekannt würden, sowohl die, welche in den Verfolgungen bestanden, als auch die, welche sich von den Ketzereien nicht irren ließen. Auch hat er keineswegs befohlen, diejenigen für bewährt zu halten, welche ihren Glauben in Ketzerei wandeln, wie man es ihm ganz zuwider erklären würde, was er an einem andern Orte sagt: Prüfet alles, und das Beste behaltet. Als ob man, wenn man alles recht geprüft hat, sich in seiner Wahl nicht irren und das Schlechteste ergreifen könnte.

V.

Ferner, wenn er gegen Zwietracht und Spaltungen eifert, die doch unstreitige Übel sind, und sogleich die Ketzereien hinzufügt: so erklärt er ja wohl das, was er unstreitigen Übeln sogleich beifügt, auch für ein Übel, und zwar für das größere. Nur deßwegen, will er sagen, habe er an den Spaltungen und Uneinigkeiten nicht gezweifelt, weil er gewußt, daß sogar Ketzereien seyn müßten. Bloß in

Hinsicht auf das größere Übel habe er die kleineren ja leicht glauben können. Er sagt nicht, er habe das Übel geglaubt, weil die Ketzereien gut wären; sondern er nimmt nur dabei Gelegenheit, von Versuchungen einer noch schlimmern Gattung vorher zu erinnern, daß man sich ihrer nicht wundern solle, weil auch sie bestimmt wären, die Bewährten überhaupt mit offenbar zu machen, nämlich die, die sich von ihnen nicht verführen lassen. Endlich, wenn das ganze Kapitel darauf abzweckt, die Einigkeit zu erhalten, und die Trennungen zu hintertreiben; durch Ketzerei aber die Einigkeit nicht weniger aufgehoben wird, als durch Zwietracht und Spaltungen: so müssen ihm ja wohl die Ketzereien in dem nämlichen Grade verwerflich seyn, in welchem es ihm Zwietracht und Spaltung sind. Und sonach erklärt er nicht diejenigen für bewährt, welche zu Ketzereien übergehen: sondern er eifert gegen dies Übergehen selbst; indem er alle eins und eben dasselbe reden, eins und eben dasselbe glauben lehrt, welches auch bei den Ketzereien nicht Statt hat.

VI.

Und hiervon weiter nichts, da es ja doch der nämliche Paulus ist, der an einem andern Orte, wo er an die Galater schreibt, die Ketzereien unter die fleischlichen Laster zählt; der nämliche, welcher den Titus anweiset, einen ketzerischen Menschen, der einmal ermahnet worden, zu meiden, weil ein

solcher verkehrt sey, und sündige als einer, der sich selbst verurtheilt habe; der nämliche, der fast in jeder seiner Episteln die falschen Lehren zu fliehen, so einschärft, und die Ketzereien verurtheilt, deren Werke die falschen Lehren sind. Die Ketzereien heißen im Griechischen αἱρεσεις, von einem Worte, welches Wahl bedeutet, als deren wir uns sowohl bei Ausbreitung, als Übernehmung derselben gänzlich gebrauchen. Er nennt auch daher den Ketzer einen, der sich selbst verurtheilt, weil er das, worüber er verurtheilt wird, selber erwählt hat. Wir aber dürfen weder nach unserm Gutdünken etwas einführen, noch etwas erwählen, was irgend jemand nach seinem Gutdünken eingeführt hat. Darin haben wir die Apostel zu Vorgängern, als die selbst nach ihrer Willkühr nichts erwählt, noch eingeführt, sondern die von Christo überkommene Lehre treulich den Vätern überliefert haben. Wenn uns also auch ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium predigte, der sey von uns verflucht. So hatte es der heilige Geist schon damals voraus gesehen, daß der Engel der Verführung sich einst durch eine Jungfrau, eine gewisse Philumene, in einen Engel des Lichts verstellen werde, durch deren Zeichen und Zauberkünste sich Apelles verführen lassen, eine neue Ketzerei an den Tag zu bringen.

VII.

Das sind die Lehren, welche Menschen und böse

Geister für juckende Ohren mit der Weisheit dieser Welt erzeugt haben, die der Herr Thorheit nennt, die das Thörichte der Welt erwählt hat, um die Philosophie selbst damit zu Schanden zu machen. Denn das ist eben die Beschäftigung der Weisheit dieser Welt, daß sie die göttliche Natur und Einrichtung auszulegen sich erkühnt. Die Ketzer endlich selbst werden von der Philosophie aufgewiegelt. Daher die Äonen, und ich weiß nicht was für Formen, nebst der Dreiheit des Menschen beim Valentinus, der ein Platoniker gewesen war. Daher Marcion's Gott wegen seiner Ruhe: er war von der Sekte der Stoiker. Daher die Sterblichkeit der Seele, die von den Epikuräern behauptet wird. Daher die Wiederherstellung des Fleisches, welche in allen Schulen der Philosophen geläugnet wird. Wird wo die Materie Gott gleich gemacht, das war Zeno's Lehre. Wird wo des feurigen Gottes erwähnt, das schreibt sich von Heraklitus her. Kurz, die nämlichen Fragen werden bei Ketzern und Philosophen aufgeworfen, und auf die nämliche Weise in einander geflochten. Woher das Übel, und warum? Woher der Mensch, und wie? Oder was neulich gar Valentinus aufgegeben: woher Gott? Wo anders her, als aus seiner Entymisi und Ektromate. Und armer Aristoteles! der du deine Dialektik dazu leihen mußt, die so künstlich bauen, so künstlich einreißen kann, die auf alles ein Sprüchelchen hat, so dringend muthmaßt, so zwingend folgert, im Hadern

so mächtig ist, in ihren eigenen Reden sich so verwickelt, nichts zu Ende bringt, immer von vorne anfängt. Daher jene Fabeln und Geschlechtsregister, die kein Ende haben, jene fruchtlosen Aufgaben, jene wie der Krebs um sich fressenden Reden, von welchen uns der Apostel gern zurückhalten möchte, wenn er die Philosophie namentlich anführt und seine Colosser davor warnt:*) Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschenlehre und nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo. Er war zu Athen gewesen und hatte diese menschliche Weisheit, diesen Affen der bessern, diese Verfälscherinn der wahren, näher kennen lernen, sich mit ihr eingelassen und selbst erfahren, in wie mannigfaltige Ketzereien auch sie sich trennt, die sich alle unter einander widersprechen. Was hat also Athen mit Jerusalem zu thun? was die Akademie mit der Kirche? was die Ketzer mit den Christen? Unsere Lehre ist aus der Halle Salomon's, nach dessen Grundsatze der Herr in Einfalt des Herzens zu suchen ist. Auf ihre Gefahr, die lieber ein stoisches, oder platonisches, oder dialektisches Christenthum wollen!

VIII.

Uns hat Christus Jesus alle Wißbegier unnö-

*) Kap. 2, 8.

thig, uns hat das Evangelium alles Forschen überflüssig gemacht. Wenn wir glauben, so verlangen wir nichts weiter zu glauben. Denn das glauben wir vor allen Dingen, daß weiter nichts ist, was wir zu glauben hätten. Ich komme also zu demjenigen Punkte, welchen auch die Unsrigen vorwenden, wenn sie ihrer Neugier nachhängen wollen, und den die Ketzer so eindringen, wenn sie ihren Vorwitz annehmlich machen wollen. Es stehet geschrieben, sagen sie: Suchet, so werdet ihr finden. Laßt uns nicht vergessen, wann der Herr diese Aufmunterung ergehen lassen. Ich glaube, es war im Anfange seiner Lehre, als noch alle zweifelten, ob er der Christ sey; als ihn Petrus noch nicht für den Sohn Gottes erklärt hatte; als selbst Johannes an ihm zu zweifeln begann. Damals war es Zeit, zu rufen: Suchet, so werdet ihr finden! als derjenige noch mußte gesucht werden, der noch nicht erkannt war. Und das zwar so weit es den Juden galt! Denn nur diese hatten sich der ganzen verweisenden Aufmunterung anzunehmen, die das hatten, wo sie Christum suchen sollten. Sie haben, sagt er, Mosen und Eliam, das ist, das Gesetz und die Propheten, welche Christum verkündigen. So wie es anderwärts ganz offenbar lautet: Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin; und sie ists, die von mir zeuget. Das war das Suchet, so werdet ihr finden! Denn daß auch das Folgende die

Juden anbelangt, ist augenscheinlich: Klopfet an, so wird euch aufgethan. Die Juden waren ehemals Gott näher gewesen, hernach waren sie ausgestoßen worden, und hatten angefangen, von Gott fern zu seyn. Aber die Heiden waren Gott nie näher gewesen; sie waren immer geachtet wie ein Tropfen, der im Eimer bleibt; wie ein Stäubchen auf der Tenne; waren immer außerhalb gewesen. Wer also immer außerhalb war, wie soll der da anklopfen, wo er niemals gewesen ist? Kann der die Thüre kennen, durch die er nie eingelassen und nie ausgestoßen worden? Oder wird der, der es weiß, daß er darin gewesen und ausgestoßen worden, nicht vielmehr klopfen, weil er die Thüre kennt? Auch das Bittet, so werdet ihr nehmen, kommt nur dem zu, welcher es wußte, von wem er bitten sollte, von wem ihm etwas versprochen worden, nämlich vom Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, welchen die Heiden eben so wenig kannten, als ihnen irgend eine Verheißung von ihm bewußt war. Daher sprach er denn auch nur zu Israel, wenn er sagte: ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Noch hatte er den Hunden das Brot der Kinder nicht vorgeworfen; noch hatte er nicht befohlen, auf die Straßen der Heiden auszugehen. Nur ganz zuletzt befahl er auszugehen, und auch die Heiden zu lehren und zu taufen, weil sie nun bald den Tröster, den heiligen Geist, überkommen würden, der sie

in alle Wahrheit leiten werde; und auch das gilt nur jene. Denn wenn auch die Apostel, die zu Lehrern der Heiden bestimmt sind, erst selbst an dem heiligen Geist einen Lehrer erhalten sollen: so fällt ja das Suchet, so werdet ihr finden, für uns um so mehr weg, die wir von den Aposteln die Lehre ohnedies erhalten sollten, welche die Apostel selbst von dem heiligen Geist erhielten. Alle Worte des Herrn, die durch die Ohren der Juden zu uns gekommen, sind zwar für alle niedergeschrieben; doch da die meisten an gewisse Personen gerichtet sind, so können sie für uns die alte Kraft des Befehls eigentlich nicht haben, sondern nur nach Maßgebung.

IX.

Ich verlasse aber diesen Posten nun freiwillig. Es mag allen ohne Ausnahme gesagt seyn: Suchet, so werdet ihr finden; so muß doch auch hier der Sinn dem Steuer einer sichern Auslegung folgen. Keine göttliche Rede ist so schlaff und schwankend, daß man sich nur die Worte zu vertheidigen begnügen müßte, ohne den Sinn der Worte festsetzen zu können. Vor allen Dingen lege ich aber das zum Grunde: daß Christus schlechterdings etwas Bestimmtes und Gewisses müsse verordnet haben, was die Welt glauben und sonach suchen solle, damit sie es glauben könne, wenn sie es gefunden. Einer bestimmten und gewissen Verordnung aber läßt sich nicht bis ins Unendliche nachforschen. Man muß suchen bis man

gefunden hat, und glauben, sobald man gefunden hat. Endlich muß man auch bewahren, was man einmal geglaubt hat: und das ists alle. Glaubst du nun gar obendrein, daß nichts anderes zu glauben ist: so ist ja auch nichts anderes zu suchen, sobald du das gefunden und geglaubt, was von dem verordnet ist, der dir nichts anderes zu glauben befiehlt, als was er verordnet. Wem das bis jetzt noch zweifelhaft ist, dem soll es bald klar werden, daß das, was Christus verordnet hat, bei uns zu finden. In Zuversicht auf diesen Beweis will ich Einige nur hier im Voraus erinnern, daß weiter nichts zu suchen, als was sie schon geglaubt, und daß da eben das sey, was sie suchen sollen; damit sie das Suchet, so werdet ihr finden, nicht ohne Verstand auslegen.

X.

Der Verstand dieses Spruches aber beruht auf diesen drei Stücken: Auf der Sache, auf der Zeit, und auf der Weise. Der Sache nach ist zu erwägen, was zu suchen; der Zeit nach, wann; und der Weise nach, wie weit. Also ist zu suchen, was Christus verordnet. Es ist zu suchen, wenn wir es noch nicht gefunden; es ist zu suchen, bis wir es gefunden. Nun haben wir es aber ja wohl gefunden, wenn wir es geglaubt. Denn wie hätten wir es glauben können, wenn wir es nicht gefunden? Wie hätten wir es suchen können, wenn wir es

nicht finden wollen? Darum suchen wir, um es zu finden; darum finden wir, um es zu glauben. Alles Suchen, alles Finden hört mit dem Glauben auf. Dieses Ziel wird durch die Frucht des Suchens selbst gesteckt. Diesen Graben hat der selbst gezogen, welcher will, daß wir nichts anderes glauben sollen, als was er verordnet hat; und sonach auch nichts anderes suchen. Denn sollten wir deßwegen, weil Andere andere Dinge verordnet haben, nur immer so lange fortsuchen, so lange noch etwas zu finden wäre, so müßten wir ja immer suchen, und könnten nie glauben. Oder wo wäre denn das Ende des Suchens? die Ruhestätte des Glaubens? die Entsagung des Findens? Bei dem Marcion? Aber auch Valentinus ruft mir ja zu: Suchet, so werdet ihr finden. Also bei dem Valentinus? Aber auch Apelles dringt ja mit dieser Vermahnung in mich, und Hebion und Simon, und wie sie alle nach der Reihe heißen, die sich bei mir gern einschmeicheln, die mich ihnen gern zum Sklaven machen möchten. Da ich also auf allen Seiten seyn soll, um zu suchen und zu finden, kann ich nirgends seyn; und das wollten sie gern, daß ich nirgends wäre, als ob ich es nicht bereits ergriffen hätte, was Christus angeordnet, was allein zu suchen, was allein zu glauben ist.

XI.

Man irrt ungestraft, sagen sie, wenn man nicht

sündigt. Als ob irren nicht auch sündigen wäre. Alles, was ich sagen möchte, ist: nur der schweift ungestraft umher, der nichts verläßt. Wenn ich aber bereits geglaubt habe, was ich glauben sollen, und wähne, daß ich noch etwas anderes suchen müsse: so hoffe ich ja wohl auch, etwas anderes zu finden, welches ich auf keine Weise hoffen würde, wenn ich wirklich geglaubt hätte, was ich zu glauben schien, oder wenn ich nicht aufgehört hätte, es zu glauben. Indem ich also meinen Glauben verlasse, werde ich als ein Verläugner desselben befunden. Ich sage es noch einmal. Niemand sucht, als der, welcher entweder nichts gehabt hat, oder verloren hat. Das Weib hatte von zehn Groschen einen verloren: also suchte sie. Sobald sie ihn fand, hörte sie auf zu suchen. Der Nachbar hat kein Brot: also klopft er an. Sobald ihm aufgethan wird, und er bekommt, hört er auf zu klopfen. Die Wittwe verlangte, bat, von dem Richter gehört zu werden, weil sie nicht vorgelassen ward. Kaum war sie gehört, und vorbei war dies Anliegen. Also hat es doch ein Ende das Suchen, das Klopfen, das Bitten. Dem Bittenden wird gegeben, heißt es, dem Klopfenden wird aufgethan, und der Suchende findet. Was gilts; nur darum sucht einer immer, weil er nicht findet! Denn er sucht da, wo nichts zu finden ist. Was gilts; nur darum klopft einer immer an, weil niemals aufgethan wird! Denn er klopft an, wo niemand ist. Was gilts; nur darum bittet einer

immer, weil er niemals gehört wird! Denn er bittet von dem, der nicht hört.

XII.

Und gesetzt auch, daß wir noch und immer suchen müßten; wie! bei wem sollten wir wohl suchen müssen? Bei den Ketzern? bei denen alles fremd, alles unsrer Wahrheit entgegen ist? denen wir gar nicht zu nahe kommen sollen? Welcher Knecht erwartet sein Brot von einem Fremden? geschweige von dem Feinde seines Herrn? Welcher Kriegsmann nimmt Sold und Geschenke von Bundeslosen? geschweige — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Anmerkungen

zu dem

Tertullianus de Praescriptionibus.

C. 1.

Alles, was Tertullian in diesem und den folgenden Kapiteln von den Ketzereien sagt, kann vollkommen auf die deistischen und naturalistischen Schriften angewendet werden, über deren Ausbreitung und Eindruck man sich so sehr wundert. Denn auch der Naturalismus gehört unter die Rotten,

die prophezeiht worden, und dazu bestimmt sind, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem.

C. 2.

Erogare könnte hier sehr wohl durch abfordern, nämlich aus diesem Leben, gegeben werden. Febris erogando homini deputata erinnert mich an die Fabel von den drei Botschaften des Todes, unter welchen sich ebenfalls ein Fieber befand. Lupus will erogatio durch Erschöpfung übersetzt wissen, quia uti erogatio pecuniam, ita febris cruciato exhaurit humanam substantiam.

Auch von den gefährlichen Schriften, gegen welche unbesonnene Zeloten öffentlich predigen, gilt, was Tertullian von den Ketzereien sagt: nihil valebunt, si illas tantum valere non mirentur, nämlich die schwachgläubigen Eiferer, die den Schaden, welchen dergleichen Bücher stiften, nicht genug bejammern zu können glauben. Aut enim, dum mirantur, *in scandalum subministrantur.* Leute werden zu ihrem Ärgernisse damit be — — — —

XXXI.

Kleinere Fragmente.

1.

Gegen Masch.

Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich Anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben.

Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen, in die Welt gezogen; also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen.

Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren; und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein

Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen; und dieser Dritte kann niemand, als das Publikum seyn.

Ich verliere also für mich selbst allen den Nutzen, den ich durch die Aufführung eines so lichtscheuen Gastes mir versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn empfängt. Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das?

Ja, ich bin stolz genug zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch Andere derselben nicht ermangeln dürften. Ich halte mich für kein Haar besser, als irgend einen Menschen in der Welt; aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen, wie andere; aber andere können auch fehlen, wie ich. Und wenn ja gefallen seyn muß, so will ich lieber über meine eigenen Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden.

Mit dieser erneuerten Vorstellung ergriff ich also auch des Herrn Mascho Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion. — Bei der ersten flüchtigen Durchblätterung schien es mir, als müßte der Titel vielmehr heißen: Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho. Ich will sagen, daß mir Herr Mascho ein wenig zu viel seine christliche Religion

zu vertheidigen geschienen. Aber das schien mir wohl auch nur so.

Also zu einer zweiten bedächtlichen Lektüre mit der Feder in der Hand! Was ich dabei auf das Papier werfe, sey unmittelbar an ihn gerichtet, nicht als Brief, sondern als Stoff zu kleinen Briefchen an ihn.

Erster Brief.

Mein Herr,

Ich freue mich herzlich, einen Mann in Ihnen zu finden, dessen Denkungsart mir in so vielen Stücken so wohl behagt. Mit Ihnen verlohnt es sich der Mühe, zu sprechen.

Noch ein Blättchen macht es durch die darauf stehende Zahl 7 wahrscheinlich, daß Lessing sich mehr darüber entworfen, als sich unter seinen Papieren gefunden hat. Ich will es ganz hier einrücken, weil der, welcher Maschо gelesen, leicht errathen kann, wie und was diesem von meinem Bruder wäre geantwortet worden. K. G. L.

7.

Zu Maschо's eigener Religion und seiner Denunciation an Goezen.

Wenn es nur möglich wäre, daß man der Welt ein ächtes Christenthum beibringen könnte. S. XIII. der Vorrede zum 1sten Stück.

Was vor 50—60 Jahren in den menschlichen Lehrbüchern stand, war nicht ihre Religion. S. XV. ebendaselbst.

Er macht dem Ungenannten ein Verbrechen daraus, von den Neuerungen in der Religion nichts gewußt, oder sich wenigstens so gestellt zu haben. S. 3. 4. des 1sten Stücks.

Er verwirft das Buxtorfische System der Inspiration, ohne uns zu sagen, wie weit sich nun die Inspiration erstrecke.

Müssen wir nicht aus einzelnen Worten alle unsere Glaubenslehren nehmen? Und wenn Worte nicht inspirirt sind, worauf beruhen denn unsere Glaubenslehren? —

Die Bibel enthält eine göttliche Offenbarung, und die Bibel ist eine göttliche Offenbarung, sind nicht synonymische Ausdrücke.

Sein Vortrag wird manchem Leser völlig fremd und unerhört seyn. S. 82. —

Das große Pfingstwunder? —

Von dem Unterschiede der mündlichen und schriftlichen Offenbarung nach meiner Idee. S. 202.

Über die apostolischen Wundergaben. S. 234.

Unterschied des Buchstaben und des Geistes. S. 249.

Wider die übertriebenen Begriffe der Inspiration. S. 258. 271.

2.

Gegen Herrn Silberschlag.

Barbarus Antibarbaro,

d. i.

Gotth. Ephr. Lessing

an den

Herrn Chr. George Silberschlag.

Erster Brief.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis.

Ovidius.

Mein Herr,

Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gern ein Barbar heißen wollen?

Barbaren hießen alle Völker, die nicht Griechen waren. Also muß ein Anti-Barbar und ein Grieche einerlei seyn. Aber ein Grieche und ein Heide war bei den ersten Christen einerlei. Wer sollte vollends nicht gern ein Barbar heißen wollen?

Doch das sind die Barbaren nicht, die Sie meinen. Sie meinen Menschen von grober Unwissenheit und eben so groben Sitten; Menschen, dergleichen mein Ungenannter einer.

Bin ich aber wohl nicht stolz, wenn ich mir einbilde, daß der Barbar, dessen Anti zu seyn Sie mit so vieler Bescheidenheit sich annehmen, ich eben sowohl bin, als der Ungenannte?

Sie selbst sind es, mein Herr, der mich so stolz zu seyn berechtigt. Nur ein Barbar konnte unter den Schriften der mir anvertrauten Bibliothek so abscheulich wählen. Nur ein Barbar kann solche Fragmente auf dem Boden der Litteratur gewachsen zu seyn vorgeben. Nur ein Barbar — Kurz, ich bin stolz, ein Barbar zu heißen, und das ist schon Beweises genug, daß ich ein Barbar bin.

Nur in einem Stücke möchte ich das nicht seyn, was Sie, mein Herr, zu Barbaren machen. Sie machen die Barbaren so gar stolz, daß sie ehrliche Leute seyn können, und Sie sagen es sehr deutlich, daß ich und der Ungenannte sicherlich keine sind.

3.

Gegen Semler.

Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthafte Widerlegung des Wolfenbüttelschen Fragments vom Zweck Jesu und seiner Jünger mit einem lustig gründlichen und gründlich lustigen Nachspiele zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden.

Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eigenes Tollhäuschen sperren möchten.

— — —

Wenn wir von Herrn Semler nicht glauben sollen, daß er im Grunde mit meinem Verfasser einerlei Meinung sey, so muß er uns ohne Anstand deutlich und bestimmt sagen:

1) Worin die allgemeine christliche Religion bestehe.
2) Was das Lokale der christlichen Religion sey, welches man jedes Orts, unbeschadet der Allgemeinheit, ausmerzen könne.
3) Worin eigentlich das moralische Leben bestehe, und die beste Ausbesserung eines Christen (S. 70.), welche durch jenes Lokale nicht verhindert werde.

4.

Anmerkung zu einer Stelle in den Philosophischen Gesprächen über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben. Berlin 1773.

In dem zweiten Gespräche ist zwischen Agathokles und Hermogenes ausgemacht worden, daß die allgemeine Bestimmung des Menschen eine unbestimmte Entwickelung seiner Kräfte und Fähigkeiten sey. Dann kommt Hermogenes auf die Frage: Warum denn die göttliche Weisheit eine solche Verschiedenheit in Absicht der Grade der Ausbildung unter den Menschen beliebt, und warum sie dieselben nicht vielmehr alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit bestimmt habe? Diese Frage, antwortet Agathokles, gehört offenbar nicht für uns.

Anmerkung zu dieser Stelle.

Soll dieses heißen: wir sind nicht berechtigt, auf diese Frage Mißvergnügen mit der Einrichtung des Schöpfers zu gründen?

In diesem Verstande habe ich nichts dagegen. Auch lerne ich aus der täglichen Erfahrung, daß kein Mensch mit der gegenwärtigen Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten mißvergnügt ist, und es dünkt mich, daß es ganz wider die Natur des Menschen wäre, wenn er damit mißvergnügt seyn könnte. Er kann sich wohl einbilden, daß diese nämliche

Ausbildung unter anderen annehmlichen äußerlichen Umständen eben so wohl geschehen könnte; aber das ist nicht Mißvergnügen mit dem Grade der Ausbildung, sondern mit Dingen, die er bei dieser Ausbildung anders seyn zu können vermeint.

Oder soll es heißen: der menschliche Verstand ist von der Einschränkung, daß er über diese Frage ganz und gar keine Auskunft geben kann.

So hüte ich mich, ja zu sagen.

Denn wie? Wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sey? Wie, wenn ich sagte, daß der Mensch, oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange?

Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als Eine Hülle der Menschheit durchmüßte?

Vielleicht war auch dieser Wanderung der Seele durch verschiedene menschliche Körper, ein ganz neues eigenes System zum Grunde?

Vielleicht war dieses neue System kein anderes, als das ganz älteste — — —

5.

Anfang der Vorrede zu einer Schrift, deren Inhalt sich nicht errathen läßt.

Ich muß nun schon vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe.

Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkungsart voraus sehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieser Verdruß nur von außen kam; daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte; und daß die verächtlichsten Menschen die wohl nicht sind, welche nicht alles voraus sehen mögen, was sie gar wohl voraus sehen könnten.

Verläumdungen sind ja nur Verläumdungen, und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen, Ursache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist; und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglück immer die kleinste Schuld hat.

Was ich gethan habe, habe ich nicht anders, als auf die feierlichsten, zuversichtlichsten und unzähligemal wiederholten Aufforderungen unserer Gottesgelehrten gethan, von welchen man mir nur Ein Exempel anzuführen erlaube.

— Als mein Freund, Mendelssohn, von Lavater aufgefordert, ein Christ zu werden oder zu erklären, warum er es nicht werde, sich geäußert hatte, das Letzte zu thun, wenn man es ihm zu nahe legte, Lavater aber es hierzu nicht kommen zu lassen für gut befand, sondern sein wohlgemeintes Cartell zurücknahm: wer war der Theolog in Göttingen, der es so ernstlich bedauerte, daß — —

6.

Anmerkungen zu einem, Lessing vorgelegten Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, in neun Fragen.

Ich will allen neun Fragen Schritt für Schritt folgen, werde aber nur auf die sechste und neunte Rücksicht nehmen, welche die Sache von der politischen Seite betrachten sollen, auf der nur darum so viel Staub erregt wird, damit die theologische um so viel wichtiger erscheine.

Gleich bei der ersten Frage:

> Worin die dermaligen Bewegungen in Religionssachen, besonders der Evangelischen Kirche, bestehen?

stoße ich an eine Kleinigkeit;

nämlich: wie kommt es, daß der Gegenstand dieser Frage auf dem Haupttitel der Schrift anders ausgedrückt ist, als hier? Was hier dermalige Bewegungen in Religionssachen heißt, hieß dort jetzige Religionsbewegungen? Glaubt man mit beiden Ausdrücken vollkommen das Nämliche zu sagen? oder mit jedem etwas anderes? Wenn das Nämliche; warum diese kindische Variation? Wenn was anderes; wozu diese Täuscherei?

Doch das Wozu findet sich bald. Dermalige Bewegungen in Religionssachen, waren ja wohl auch ehemalige. — — —

Wenn diese erste Frage gehörig beantwortet wäre: was könnte sie für ein Licht auf alle übrigen verbreiten!

Aber ich zweifle, daß sie dieses ist; denn eine Division ist keine Definition. Erst festgesetzt, was Religionsbewegungen überhaupt sind, ehe man uns mit Klagen zu betäuben sucht, daß leider jetzt dergleichen Bewegungen in allen Ständen der Christenheit, bei den Großen sowohl, als bei den Gelehrten, bei dem Gelehrten sowohl, als dem gemeinen Manne, zu spüren sind.

Religionsbewegungen sind Bewegungen: und Bewegungen sind sichtbare Veränderungen in der Ordnung der Dinge neben einander.

Aber wer weiß von dergleichen sichtbaren Veränderungen, sowohl unter den Religionen überhaupt, als unter den verschiedenen Sekten derselben? In Europa wenigstens; die Sekten der christlichen Religion wenigstens stehen seit geraumer Zeit noch immer in dem nämlichen Verhältnisse gegen einander, das sie mit ihrer Consistenz erhielten. Weder die Katholiken haben über die Protestanten, noch die Protestanten über die Katholiken das geringste Übergewicht erhalten. Auch nicht einmal, wie man kühnlich hinzusetzen darf, zu erhalten gesucht. Wenn die Begierde, sich in seinen Grenzen zu behaupten, auch manchmal die eine Parthei darüber hinausgetrieben: so ist es von der andern gemeiniglich nicht weniger geschehen; und die Wagschalen haben ein-

ander gleich gestanden, indem die Vorsehung bald in die eine, bald in die andere ein Aß zuwerfen lassen.

Was also in der Frage Bewegungen heißen, hätten höchstens Fermentationen heißen müssen. Nicht als ob Fermentationen nicht auch Bewegungen wären; es sind nur Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit anderen Dingen außer ihm steht, nicht ändern, sondern zur Aufklärung und zum Wachsthum desselben beitragen.

Doch auch das sollen sie nicht, wird man sagen, weil sie es nicht können, ohne das fermentirende Ding entweder schlechter oder besser zu machen, als es vorher war, und folglich mit der Ordnung des Werths die Ordnung der Nützlichkeit ändern, in welcher sie mit den Dingen ihrer Art stand, und welche die einzige seyn sollte, welche die Dinge einerlei Orts haben müßten.

Aber man bedenkt nicht, daß die Fermentation durch die ganze Natur geht, wo sie die nämliche Mischung der Bestandtheile findet. Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth, gerathen sie alle in Gährung, und sind, wenn sie die Gährung ungestört überstanden haben, alle unter einander weder besser noch schlechter, als sie vor der Gährung waren.

So auch mit den Religionen. Eine steckt die andere an: eine bewegt sich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimme-

rung, welche die eine thut, thut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken voraus gewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Pabstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Pabstthum seyn, als sie jemals noch vor ihm gewesen. —

7.

Ein Text über die Texte,

d. i.

Gerippe einer Predigt zu St. Katharinen in Hamburg von dem Hauptpastor Goeze nicht gehalten.

1779.

Am Sonntage Quinquagesimä.

Evangel. Luc. VIII. 31—43.

Vorbereitung.

Weil der heutige Sonntag auch Esto mihi heißt, und mir dabei die lieben Leutchen einfallen, deren Devise das Esto mihi! Esto mihi! oder in mein Stück! in mein Stück! seyn könnte: so will ich eure christliche Liebe von einer schelmischen Tuckserei unterhalten, deren sich Männer schuldig machen, die von Eigennutz und Habsucht ganz und gar nichts wissen müßten. Mit Einem Worte: Ich will heute mit Gottes Hülfe den Text über den Text lesen. Und damit ich aller Verstümmelung vorbeuge,

so laßt uns zuförderst das Wort Text gehörig verstehen.

Text kommt vom Lateinischen Textus oder Textum her, welches so viel, als das Gewebe irgend eines Zeuges oder Stoffes bedeutet. In dieser ersten eigentlichen Bedeutung braucht man aber das Wort Text in unserer Muttersprache nicht; denn unsere Mütter webten schon, als noch kein Mensch im Deutschen wußte, daß weben auf lateinisch texere heißt; und wer sich ja gleichwohl mit seiner Mutter nicht ausdrücken mag, der braucht in diesem Falle doch lieber Textur als Text.

Sondern ein Text heißt bei uns nicht sowohl, was gewebt ist, als das, woraus es gewebt werden kann, und zwar nicht in dem eigentlichen, sondern im figürlichen Verstande. Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt: so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt. —

Anhang.

I.

Nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iskarioth dem Zweiten.

Monat December 1779.

Derjenige, er sey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium No. 85. gekommen, hat sich angelegen seyn lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deßwegen ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die

jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft, und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden soll: wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verräth, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hangen.

Bloß also denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in so fern es in den Schriften des Herrn Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen,

das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und so im Verborgenen," wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen könnte."

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Herrn Lessing von den Gottesgelehrten der Lutherischen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Absichten des Herrn Lessing um so mehr versichert seyn, da Herr Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung, unter der Aufschrift, Gegensätze des Herausgebers, mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehn im Publikum, und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Hr. Lessing hatte das Unglück gehabt, den Hrn. Hauptpastor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage, die Bibliothek betreffend, nicht so

promt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre: und Hr. Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden: und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm seyn, den undienstfertigen Bibliothekar der Lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem Herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem Durchlauchtigen Hause zu Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sey, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Hr. Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens, durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze,

minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur Nichts, und weniger als Nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem Lutherischen Hauptpastor, mit Einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen; ob dieser Vorfall schon hier*) und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunkt dieser überspannte Lutheraner, zum Ärgernisse seiner eigenen Glaubensgenossen, die katholische Kirche, sowohl in seinen Predigten, als in seinen Schriften, anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Hr. Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein- für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären; und daß die Religion

*) In Wien.

sich eben so wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem Apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen seyn, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sey, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die Luther. Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkührlichen Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern, u. s. w.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den

kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Hr. Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der Lutherische Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sey, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidigt werde.

Und gleichwohl ist es das, eben das, weßwegen sich Hr. Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien, und durch hämische Mährchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister, freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten, nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar losging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: Goezens etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Lessing's mittelbare und unmittelbare feind-

selige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift. — Wie gesagt: Hr. Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit so vielen anderen Christen, sie für den einigen Grund unsrer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt, und nicht die Lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten Preis geben wollte. „Oder sind die Katholiken keine Christen? fragt Hr. Lessing. Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten."

Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goezeschen Schrift unter dem Titel Anti-Goeze entgegenstellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kommt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion, nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Hr. Lessing bereits durch

die Fragmente und seine Widerlegung derselben, soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Dukaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten, und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Hr. Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachsen sey, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

II.

Vorrede

zu einer Predigt über zwei Texte.

1769.

Herr Nicolai hat in der Berlinischen Monatsschrift (Januar 1791) dem Publikum zuerst Nachricht von einer Predigt seines verewigten Freundes Lessing gegeben. Alle Bemühungen, den davon gedruckten Theil, oder das Manuscript aufzufinden, sind bis jetzt vergeblich gewesen; indeß selbst das, was Herr Nicolai bloß aus dem Gedächtnisse davon anführt, ist zu schätzbar, als daß es in dieser Sammlung fehlen dürfte. Wir lassen das hierher Gehörige aus Herrn Nicolai's Aufsatze abdrucken.

Die Veranlassung dieser Predigt war folgende. Lessing war im Jahre 1769 in Hamburg. Er hatte daselbst einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böse Gerüchte bekannten Pastor Goeze. Dieser Umgang nahm alle seine Hamburgischen Freunde Wunder, und einige ärgerten sich darüber. Lessing kehrte sich freilich wenig daran, so wie er in allen Dingen gern seinen eigenen Weg ging. Goeze war ein gelehrter Mann, und beson-

ders ein guter Bücherkenner. Lessing schätzte alles, was zur Gelehrsamkeit gehört, ungemein, und besaß bekanntlich selbst eine sehr ausgebreitete Bücherkenntniß. Ursachen genug, daß Lessing an Goezens Umgange Gefallen fand; und des Letztern theologische Orthodoxie*) konnte auch gewiß dieses Gefallen nicht vermindern.

Unter denjenigen von Lessing's Freunden in Hamburg, die vorzüglich seinen beständigen Umgang

*) Lessing war überhaupt nicht allein sehr dafür, jedem in theologischen Sachen seine subjective Überzeugung zu lassen, sondern — man mag es mir nun glauben oder nicht — er wünschte auch nicht, daß in der Dogmatik Änderungen gemacht würden, ob er gleich dabei den Weg zur freiesten Untersuchung offen gehalten wissen wollte. Daß dies Lessing's Meinung war, kann ich mit völliger Gewißheit behaupten, da ich und Moses so oft mit ihm über diesen Gegenstand disputirt haben, besonders im Jahre 1776 oder 1777, da wir ihm ernstlich die Herausgabe der bekannten Fragmente widerriethen. Vielleicht werde ich bei einer andern Gelegenheit Veranlassung haben, aus einander zu setzen, von welchem Gesichtspunkte er bei seinen Ideen über Dogmatik und Orthodoxie eigentlich ausging, und wie er von denselben, erst in den letzteren Jahren seines Lebens, zu der Idee, daß die Offenbarung für das menschliche Geschlecht nur Erziehung sey, ganz natürlich überging. Hier will ich nur so viel sagen, daß Lessing's Meinung war: bei Untersuchungen die Dogmatik ganz bei Seite zu legen, — gleich viel, meinte er, ob sie unwidersprechlich richtig, oder gar nicht da wäre, — und von ganz anderen Gesichtspunkten auszugehen. M.

mit Goezen nicht begreifen konnten, war der Pastor Alberti. Er war ziemlich vertraut mit Lessing; beide schätzten einander hoch und liebten sich, ob sie gleich in vielen Dingen nicht übereinkamen. Über theologische Materien hatten sie sehr oft freundschaftlichen Streit; denn Lessing wollte gewöhnlich die Neuerungen, welche Alberti für unumgänglich nothwendig hielt, nicht für nothwendig erkennen. Hierzu kam noch, daß Alberti, obgleich der rechtschaffenste und redlichste Mann, dennoch in Gesellschaft bei Behauptung seiner Meinungen ein wenig heftig und peremtorisch war. Lessing hingegen konnte das allzu Decisive nicht wohl leiden, und pflegte in gesellschaftlichen gelehrten Unterredungen oft die Parthie zu nehmen, welche die schwächere*) war, oder die, wovon jemand positiv das Gegentheil behaupten wollte; zuweilen auch, umgekehrt, gerade die, wovon jemand heftig eingenommen war, der aber die Sache aus einem ihm eigenen Gesichtspunkte zu betrachten schien. Dies that er, um Jenem Muth zu geben, ihm seine Gedanken ganz im Zusammenhange zu sagen. Auch, nachdem die Leute waren, die er

*) Viele von Lessing's Freunden werden sich noch erinnern, daß er während des siebenjährigen Krieges, so lange er sich in Leipzig aufhielt, beständig in Gesellschaften die Preußische Parthie nahm, und in Berlin die Sächsische. Er ward deßhalb auch an beiden Orten von den rechten Patrioten, die während des Krieges bekanntlich ein wenig bissig waren, herzlich gehaßt. N.

vor sich hatte, war er in Gesellschaften wohl Liebhaber eines Dinges, das die Engländer Fun nennen, und wofür unsere solennen deutschen Landsleute kein Wort haben, und vielleicht auch nur selten recht Sinn für die Sache, welche doch zuweilen, um sich mit so manchen schalen Menschengesichtern durch so manche langweilige Gesellschaft zu steuern, einem hellen Kopfe nicht ganz entbehrlich scheinen mag. Besser doch immer, Fun zu treiben, als über die Dummköpfe ungeduldig zu werden! —

Lessing war dogmatisch in seinen Prinzipien, aber skeptisch in seinen Untersuchungen: Eigenschaften, die er auf die edelste Weise anwandte, und die oft zu den herrlichsten Ideen leiteten, wenn er sich bloß zu verirren schien. Er ist deßwegen nicht selten von Leuten, die ihn nicht recht kannten, sehr mißverstanden worden, wenn sie das, was er irgend einmal, sogar mit vieler Lebhaftigkeit und mit scharfsinnigen Gründen behauptete, für das Resultat seiner Prinzipien ansahen. Wer Lessingen nicht sehr genau kannte, konnte sich sehr an ihm irren, wenn er ihn disceptiren hörte.

Während Lessing in Hamburg lebte, entstand daselbst ein großer theologischer Zwist. — Seit langer Zeit war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter andern auch die Worte aus Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht

anrufen, standen. Im Jahre 1769 hielten Alberti und ein anderer Prediger (wenn ich nicht irre, Liebrecht) es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Goeze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen, und seine Collegen aufs bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Parthie für Goezen, und wollte Gottes Grimm über Alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Goeze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Goeze bei Strafe der Suspension befahl,*) die Sache ruhen zu lassen.

Lessing billigte gewiß Goezens hämische Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes sollte erbeten werden. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Goeze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchengebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Parthie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn fort,

*) Man s. Allgemeine Deutsche Bibl. XII, 2, S. 95, 98. XVII, 2, S. 617.

und sagte unter andern: „Man müsse in dieser Sache wohl distinguiren; dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne und so beten müsse." Alberti rief aus: „Hier helfe keine Distinction, denn in aller Betrachtung sey es abscheulich, ein solches Gebet zu beten." Lessing verfocht seinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Christus sagt: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst!" Lessing versetzte: „Das sollen und wollen wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen!" Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinction möchte ich sehen, mit welcher Sie dies vereinigen wollten!" Lessing sagte: „Das sollen Sie sehen!" Alberti und andere lachten.

Lessing ging fort, und machte in wenigen Tagen fertig:

Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w.; und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; von Yorik. Aus dem Englischen übersetzt.

Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, absetzen, und nur ein halbes Dutzend Exemplarien abdrucken,

wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blicke, daß mit einem Manne wie Lessing nicht zu scherzen sey, und daß bei der damaligen Gährung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn bereits unbilliger Weise aufgehetzte, damalige Hamburgische Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte, und ihn versicherte, es sey bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen seyn. Nur Alberti und einige andere von Lessing's vertrauten Freunden, und unter denselben auch ich, bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen; und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat auch bis jetzt Niemand derselben gebrochen.

Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuscript, wie ich fast befürchte, völlig sollte verloren gegangen seyn. Yorik's Manier war völlig erreicht; eben die Simplicität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehen. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen

zweimal gelesen zu haben; aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben; eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorik gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mittheilen. Sollte je Lessing's Manuscript, oder wenigstens ein Exemplar der Paar gedruckten Blätter, noch zum Vorschein kommen; so wird man vermuthlich sehen, daß ich das Wesentliche sehr fest ins Gedächtniß gefaßt habe. Findet man aber alsdann diese nur aus dem Gedächtniß von mir aufgesetzte Erzählung unter Lessing; so erinnere man sich, daß ich dies hier selbst im voraus zugebe. Sollte indessen nichts von der Predigt und ihrer Vorrede übrig geblieben seyn, so wird ein Bruchstück eines schätzbaren Kunstwerks, wenn es auch einigen Schaden gelitten hat, noch immer etwas werth seyn. Die Idee der Erzählung ist folgende:

Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab; aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche, und sagte, indem er denselben gab: French dog!

Der Oberst schwieg einige Sekunden, und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim! es ist ein Mensch und nicht ein Hund!"

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny, und sagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieser Mensch ist ein Soldat!" Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny, und sagte: French dog!

„Und, Trim! er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten, und ist schwer verwundet worden." Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: French dog!

„Und, Trim! dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder." Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte, etwas leise: French dog!

Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall. Yorik sagte: Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient. Dies gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt. — —

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Achter Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.
1825.

Inhalt.

Zur Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

Seite

I. Über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger 3

II. Romulus und Rimicius 96

III. Über den Anonymus des Nevelet 141

IV. Die Nachtigall 158

V. Wörterbuch über Friedrich's von Logau Sinngedichte 193

Zur
Geschichte, Sprache, Litteratur und Kritik.

I.

über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweiz, welche sich um den schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schickten, ehe sie mit der großen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu seyn urtheilten. Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennt diese Fabeln, die unter dem Titel, Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu seyn müsse. Sie hielten sich nämlich für versichert, daß außer der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor, Joh. Geo. Scherz, von 1704 bis 1710 in eilf akademischen Dissertationen mit einem weitläuftigen Kommentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sey; und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben, so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit; denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweizern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden: und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln seyn könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen, und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mir auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr

vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte.*) Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerei zu thun gewesen war (besonders in so fern sie in der alten Formenschneiderei zu suchen), und er in solcher Absicht alle dahin einschlagenden Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahrt werden, in Augenschein genommen hatte: so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte steht, daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführt worden, besonders von Johann Saubertus, in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeigt, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzt, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden.**) Allein weder Sau-

*) Nachrichten von Künstlern u. Kunstsachen. Th. II. S. 21.

**) *Io. Sauberti* Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis. Norib. 1643. in 12mo. p. 116.

bertus, noch sonst jemand, hatte etwas daraus mitgetheilt, woraus der nähere Inhalt zu schließen gewesen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit größern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebührt. Er führte nämlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwei Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nusse, es für er, verdruckt sey, das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derselben sey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunschweig, sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen; der

Fingerzeig wird mehreren in die Augen fallen: und wir werden bald hören, woran wir sind.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich sogleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sey. Und da wäre es denn unstreitig mehr Lässigkeit, als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eins von meinen Ersten seyn lassen, mich auch hierüber durch meine eigenen Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah; und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nämlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch, schlechterdings nichts anders, als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweizer herausgegeben; unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleißes für so werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerei für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten — so erhellt doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward; denn

wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung dringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas seyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 versteht, wird leicht begreifen, daß weder Scherzen, noch den Herren Schweizern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben, als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nämlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich; und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran

vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweites Exemplar, außer dem unsrigen, nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen.*)

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln steht, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken seyn. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewacht, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, selbst bei denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Äußerliche und Materielle des Buchs zu beschreiben: so setze ich zu dem, was der Herr van Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben

*) Nämlich in einem neuen Werke (Idée générale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne 1771. p. 275.), in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen ertheilte Beschreibung mit einigen Zusätzen wiederholt hat.

gesagt hat, noch dieses hinzu.*) — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weiße, und hat zum Zeichen den aus den Mainzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustschen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Beispiel entgegen gesetzt haben.**) — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig sind, haben überhaupt keins von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt, und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt, noch gezählt; ohne Custos und Signatur: daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fractur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem ersten Ansehn nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Kacheloven seinen Donat gedruckt hat. Doch bei genauer Be-

*) Nämlich, daß es in klein Folio sey, und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen copiren, und ihn sowohl seinen Nachrichten, als dem angeführten französischen Werke beidrucken lassen.

**) *Christ. Gottl. Schwarzii* Exercitatio, qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur. p. 45.

trachtung findet man diese etwas stärker, und in den Zügen einiger großen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch, und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern laufen wie Prosa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hineingeschrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die ersten großen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind; als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung steht: daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bei allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen, und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — Von Unterscheidungszeichen ist keins gebraucht, als das Punkt, und auch dieses kommt nicht da vor, wo es der Verstand erfordert, sondern steht am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numerirt,

und ohne alle Anzeige des Inhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen; aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift, die das Buch geführt, oder führen könnte, selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pflegt. Diese waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführt, und lauten so:

Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren iheſu crist
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist außerordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet seyn soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige; und unter diesen wenigen findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es außer Mainz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands seyn, in welche sich die Druckerei verbreitet hätte, worunter sie die alte Cöllnische Chronik doch nicht rechnet; sondern sie müßte schlechterdings die allererste seyn, denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trifft man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg

gedruckt wäre; und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand*) ist das erste, welches in dieser Stadt an das Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich seyn, daß eine so nützliche, und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerei, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug, daß, wenn er auch gänzlich dawider wäre, und man noch so offenbare Merkmale gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs zwar scheint selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu seyn; und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabei argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt worden; es stehe bloß da, es sey in diesem Jahre daselbst geendet worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte.“ Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese

*) Histoire de l'origine et des premiers progrès de l'imprimerie. Part. I. p. 86.

Weise zu verstehen sind: und aus dem Worte geendet ist freilich nichts für den Druck zu schließen. Doch gewiß auch nichts dawider: und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeint seyn. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind unstreitig weit älter, welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnöthig, noch jetzt diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber, in seinem neuern französischen Werke, auf seinem Argwohne nicht besteht, sondern es für gar nicht unmöglich erklärt, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Mainz, gewesen, in welchen die Druckerei getrieben worden.*) Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschneiderei sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzt worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerei will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen etwas entgegensetzen

*) Idée générale, p. 277.

zu können, was ihm nicht längst bekannt sey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothese entgegen stehen, und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen, als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor jetzt liegt mir an allem diesen nichts: genug das Buch ist da; mag es doch entstanden seyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

Seinen Inhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen, sondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte steht, den uns die Schweizer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen, als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich an Sprache und Rechtschreibung von dem neuen, aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernt, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollständigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copirt, hier mittheilen, und mit der ersten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne

Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thumer mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir geseit
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.
Demselben affen sein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verschmehen lange susikeit
Wenne man das feuer entzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu bleset mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dann hitz gibt als es sol
Das feuer sich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Also ist es umb geistlichs Leben
Welches mensch sich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und vil dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hektikeit
Im ein anfanck ist bereit

Ee das feuer der myne
Im enzundet sein sine
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerley ablan
Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachtheil des alten Bambergischen Druckes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden: so wird er doch auch nicht in Abrede seyn, daß hinwiederum in jenem eins und das andere vorkommt, welches offenbar das Bessere ist, und von den letzten Herausgebern hätte genutzt werden können. Wenn z. E. die Schweizerische Ausgabe in der 14ten Zeile liest,

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemäßer,

„Der kerne der nusse im nye wart?"

Denn man sagt doch wohl unstreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kerns. Auch daß bei uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen,

Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so

überflüssig, und zeigen von so einer elenden Flickerei, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweite Probe sey die neunte Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unserer die achte ist.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freysam
Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wan ich am allermeisten gevochten han.

Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntſchafft lies ich anders feil
Die wir zuſamen haben geſchworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil muſten ſie ym alle lan
Und muſten hungerig von danen gan
Es geſchicht unde iſt auch recht
Wo ſich gleichen wil der knecht
Dem herren durch ſein thumen mut
Das ſchadt ym unde iſt nicht gut
Mit herren weichſel eſſen
Wan ſie haben ſich des vermeſſen
Der ſich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichſeln ſtil
Die herren ſprechen wenn man teilen ſol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du haſt darzu
Alſo wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht geweſen
Vor gewalt mag nymant geneſen
Wan gewalt get fur recht
Und wo ſein ſulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht beſtan

Auch von dieſer Fabel gilt, was ich von der erſten geſagt habe. Auch hier giebt unſer alter Druck verſchiedene Kleinigkeiten an die Hand, die eher ſo,

als so wie die Schweizer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen seyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bei jenen weit leerer und kahler so lautet:

Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?

Es ist der nämliche Lückenbüßer und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bei uns ganz weggeblieben war, und in dieser bei uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzt ist, daß, wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben,

Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß

er doch unstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht, daß es nöthig seyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen, die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Esel; nach der Ordnung die zwei und funfzigste in der neuen, und die sechs und vierzigste in unserer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man

Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und lest den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er viel paß
Do der alt erhoret das
Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro
Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Wil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen
Numer dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man

Sich gesezt hat auff das eseleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den esel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt solt rue han
Und solt den jungen laßen gan
Die rede also geschach
Der vater zu dem sun sprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der esel auch soll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie sprachen alle nu sehet an
Wie torecht die peide sint
Der alte man und auch sein kint
Das ir nicht syn zu reiten hat
Der esel der doch ledig gat.
Do sprach der vater sun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den esel tragen
Was dann die leut werden sagen
Sie wurffen den esel nider
Zusamen punten sie ym sein gelider
Und hingen in an ein stangen groß
Den esel es sere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er must an der stangen hangen
Nu wol auff der vater sprach
Der sun viel jemerlich sach
Das er den esel must tragen

Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seuffzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns peide er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller poßheit vol
An ſtraffe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſoll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut plint
Der herze ſo vergifftig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Das ſie darzu das poſte iehen

Der sich vor den gehuten kan
Es sint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane spot.

In dieser ganzen Fabel, so wie sie hier und in unserer ersten Ausgabe zu lesen, ist schlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr ist dieser alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunstaltet (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heißen muß), sondern auch an mehr als einer Stelle verstümmelt. Zwischen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm folgende, oder ungefähr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwischen der 44sten und 45sten fehlt:

Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in.

Deßgleichen nach der 64sten:

Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen.

Denn so liest dieses alles die neue Ausgabe der Schweizer, vollständiger und richtiger: welches Lob

ich ihr, auch in noch mehreren Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja, ich will eben so gern einräumen, daß, wenn es überhaupt weiter nichts, als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe seyn würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnt, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses seyn sollte: das Beste kommt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sey, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog, der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar
Der peyspil nemet eben war

Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen
Darumb list man ein peispil gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
Zu diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sind mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper, messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen

Und wem es zu lieb geticht sey
Der muß ymer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein sele befind nymer wee.

Ich will mich jetzt nicht bei einzelnen Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit"

Hundert Beispiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter ausdrücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln in der Ausgabe der Schweizer? Diese hat deren, nach eigener Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig, oder gar nur drei und neunzig, wenn man genauer nachzählt. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springt die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon dazwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkommt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist, so fehlt doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem großen Leidwesen

fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nämlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweizer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drei und neunzigen nämlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen Nummer VI. XVII. XXIV.*) XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. und LXXXIII., folglich in allem vierzehn; wonach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und siebzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und siebzigste alle hinter einander, und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweizerische Ausgabe damit ver-

*) So sollte nämlich, wie schon berührt worden, in der Schweizerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numerirt seyn, welcher sich anfängt:

„Es was ein wiger vroeschen voll" ꝛc.

mehrt werden sollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigsten, oder eigentlich drei und neunzigsten, in Einer Ordnung folgen; worauf der schon angeführte Epilog das ganze Buch beschließen würde. Daß sie ohne Aufschriften sind, weiß man schon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg schein
Von dem ich gelesen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Ir iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir sach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer solt sie richten paß
Das kein unrecht solt vor gan
Gut recht sollten sie peide han
Do die sach gesezt wart
Darnach nit lang wart gespärt
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochsen der was groß
Der clage den herren nit sere verdros
Er sprach lieber herre mein
Last euch mein sach bevollen sein

Mein sach ist gut meyn wort sind schlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre sprach es sol geschеen
Dein gab sol ich wol ansehen
Des rechten ich mich wol verstan
Diese rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku.
Do des hern frau die ku sach
Fleißiglich er zu ir sprach
Gnedige frau meyn
Läst euch mein sach bevollen sein
Schweig stille und hab guten mut
Dein sach muß werden gut
Die frau zu dem herren sprach
Do sie die schone ku ane sach
Durch mein willen hilff den man
Das er sein sach mug behan
Und sein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht saß
Do kamen auch die zwen man
Und solt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen sage
Er stunt ym pei der ym gab dy ku.
Rede ochs sprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es ist zeit

Du meiner sach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht soltu laßen mich
Der herre sprach es mag nicht gesein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beschlossen hat
Den ochsen an stym er stat
Der ochs verlor sein sach gar
Das wart sein meister wol gewar
Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht mauchen man
Empfangen gabe selden thut
An frauen und an manen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten will
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter sol nit abelan
Das recht sol er veste han
Wo das kussen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum gesigen
Die ku ret der ochs was geschwigen
Das thet des kusses rat
Das dick schedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde fursprech
Got es selber an ym rech
An dem jungsten tage
Wirt er verurteilt als ich euch sage

Das ist die englisch clage
So mag ym selber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch sag
Uebrige gezirde schat nacht unde tag
Wer sich der masset der thut wol
Als uns diß peispil sagen sol.
Ein purger der het in seinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was stolz und gemeit
Ihr palck was schon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil sie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die katzen macht gehan
Den palck sah er lieplich an
Der was weiß als der schnee
Nach der katzen was ym wee
Durch nicht wolt er sie lasen genesen
Der palck muste sein wesen
Des kan ich genisen wol
Funff schilling er mir gelten sol
Darnach nit lang wart gespart
Der katzen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die katzen wolt getot han
Durch des palges schein
Der purger sprach es mag nit gesein
Sind der palck schaden tut

Ich schick das er were behut
Und meyn gevatter leſt in leben
Ein erznei wil ich ir geben
Mit einem ſchaub für er zu
Der kazen palck beſenget er nu
Das er ſchwarz unde manigvalt
Flecket was und ungeſtalt
Alſo behut der purger do
Sein kazen wer noch tut alſo
Des kaze wurd wol behut
Welche frau hat ein uppigen mut
Und ſtellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir beſengen ſol
Das ſie icht eym andern gevalle wol
Durch des palges ſchein
So ſtete mag kein frau geſein
Wil ſie ſich der werlt geben
Wil ſchier wird geſchwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde franen zucht
Die ſint vor aller werlt gerucht
Ein weib ſchon keuſch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich peſſers wart
Denn eine frau von guter art

Frumer frauen leip unde mut
Ist vor allen wandel behut
Die sol man unbesenget lan
Der kazen dieb lest sie wol gan
Und aller eren ist sie wert
Ich hoffe sie wurd von got gewert
Was sie von ym wolt piten
Got behut ir aller siten
Durch alle weib reine
Sie sind groß oder cleine.

82.

Man list von einem kindelein alsus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung sein syn waren alt
Sein herz auff weißheit was gestalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit seinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geschach auff einen tag
Das sich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derselben stat
Auch kamen sie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat solt sagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er sprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens schein
Ich ging mit meinem vater auß

Und kam in das rathauß
Do sah ich manchen weisen man
In dem großen rat stan
Die muter sprach zu ym zu hant
Was meinstu das sie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es sage mag nit gesein
Das ich offen der romer rat
Das man sust verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der sach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie schlug in sere der knabe sprach
Do er die muter zornig sach
Ich wil dir sagen was do ist der rat
Den man heut geraten hat
Es ist ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwey weib
Sie sprach sam mir sele und leib
Vil peser ist das zwen man
Ein weib sollen han
Wan zwei weib ein man hetten
Ich sprech das und theten
Sie gewunen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich sol es frolich widerstan
Sie begund zu andern frauen zu gan

Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat.
Als ir der knab het geseit
Sie sprach alle groß herzeleit
Und krieg musten wir gegen in han
Es ist pesser das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig sein
Wol auf lieben gespilen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns ist sorge vil nah
Wir sullen des zu rat gan
Und sullen es mit nichte lan
Unser not sullen wir clagen
Und horen was sie sagen
Do die sach also geschach
Und die frauen der rat an sach
Sie wunderten alle was das mocht gesein
Sie enpfingen sie und liesen sie ein
Und als sie die sach hetten vernumen
Darumb sie dar waren kumen
Sie richten sie schon wider heim
Und sprachen wir sullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen sol
Die frauen gingen wider heim
Do sprach der ratherrn ein
Wovon mag das sein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do sprach der knab papins

Do ich gestern kam zu hauß
Do wolt mein muter wissen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich sie nit wissen lan
Do geriet sie mich gar sere zu schlan
Eyn lugen der dacht ich auff der stunt
Und sprach das wort das euch ist worden kunt
Von den frauon nu
Sie sprachen dank hab du
Und verboten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieser knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt
Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wan kinder und ein trunckner man
Mugen heimlich nicht behan
Unstet ist der frauen mut
Des seyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie schad es ymer mag gesey
Zu hant wissen es zwu oder drei
Wovon dir mag geschee leit
Das las der frauen ungeseit
Was du wilt verholn han
Das soltu das weib nit wissen lan
Doch man sy darumb loben sol
Sie mugen das verhelen wol
Das sie das nicht wissen
Wann mancher wirt von in beschissen

Das ist wol worden schein
Danck hab der der an sie wol mag gesein.

83.

Von einem pischoff list man das
Das er in grossen eren saß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein schuler kundig auff alle ding
Bey dem was seins vettern kint
Der war dem pischof gar gemynt
Er het auch ein weisen man
Als ich das vernumen han
Ein erztpriester gesezt ein
Den leuten zu einem guten schein
Nu fuget es sich auff einen tag
Das der erztpriester siech lag
Und also siech starb
Der jungling umb das ampt ward
Der pischoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart gespart
Dem pischof gesendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geschank
Er sprach zu dem seyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol

Der mir der pirn huten sol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling sprach er da
Ist das ich dit la
Der pirn ich dir getrauen sol
Ein pessern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden gessen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Dise red erhort ein weiser man
Mit ernst sach er den pischof an
Er sprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den spot
Das ir so manch falde hant
Bevolhen der euch ist bekant
Sein kintheit und sein jugend
Dovon ir yner mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verseit
Zu hant sol der pfleger wesen.
Der sele wie mag dann genesen
Das schaf so der wolff zu einem hirten wirt
Auff der strafe wird verirt
Der der den blinden furen sol
Vallen sie peide das ist wol
Die schaf gar verirret sint
Wan zu einem hirten wirt ein kint

Wie bericht der einige man
Der sich selber nicht berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Wan der selb nymer wirt vol
Und lebet stet in geitikeit
Zu scheren sind sie bereit
Speisten sie die schaf also gern
Also wol sie die schaf kunen gescheern
Die schaf stunden desterpaß
Nu get ir arger list auff das
Wie die schaf wurden geschorn
Ob sie nymer wurden verlorn
Darauff sind sie besorget gar
Sie entruchten nit wie dy sele far
Der weise pischof beval
Dem jungen die sele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die pirn das noch offt geschicht
Das er der huten sol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer sie behut dem wil got geben
Umb sein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter sagt man das
Das er in großen eren sas
In richtum und in wirdikeit
Seinen sun hat er geleit
Zu schule nu kam er auff die trift

Das er die pucher und die schrift
Wil clein geriet zu verstan
Der ritter wolt nit abelan
Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das sein mut
Zu schule sant er in gen pareiß
In kunsten solt er werden weiß
Mit großer kost er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do gesellen vil
Mit allerley seiten spil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmasen groß
Des sein vater gar sere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit solt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtschaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zusamen komen dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen sitten gnug
Nu sach er durch die stuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geschlagen
Do hub der hohe pfaff an zu sagen

Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch ist kumen
Und in dem loch belieben ist
Der zagel zu dieser frist
Er ging auch fur das hauß
Und stellt sich fur die thür hin auß
Und lugt sere den himmel an
Der monde begund schon auff zu gan
Vil sere sach er sich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des sicher zu wesen
Er het astronomiam gelesen
Und wer ein herre in hoher kunst
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane sach
Vil schnelle ging er hin unde sprach
Eines dinges mich wunder nympt
Des ich mich nit hab geflissen sint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der stat
So sere das wundert mich
Sy sint an einander ungleich
Es muß sein gar ein weiß man
Der die zwen unterscheiden kan
Do der ritter das ersach
Zu seinen freunden er sprach
Von sach wegen ist mein herz zorn
Kost und erbeit ist gar verlorn
Es dunket mich in meinen sinnen wol

Das er ist aller narheit vol
Der vater und die freunde sein
Musten in ein thoren laßen sein
Wer von natur ist unbesint
Und mynr witz hat dan eyn kint
Dem mag die schule zu pareiß
An sinnen nymer machen weiß
Ist er ein esel und ein gauch
Dasselbe ist er zu pareiß auch
Wo die natur verirt ist
Was schrifft do hoher pfaffen ist
Was hilfft das einer zu schule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meister lesen
Ein narre muß er doch nymmer wesen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden sol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tump ire wort
Sullen sie wesen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

Ein marckt hub sich in einer stat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride syben tage
Nu horet was ich euch sage

Der marckt was wol behut
Do was feil allerley schlacht gut
Was ymant zu kauffen gert
Des wart er auff der stat gewert
Ein hoher pfaff an kunsten rich
Kam auff den marckt und tyt gleich
Als er ein Kauffman̄ solt wesen
Er sprach wer do wil genesin
Das er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Für den kunig die rede kam
Sein knecht sandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das sie schnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er sprach ym were nit leit
Was sie darumb musten geben
Die knecht vernumen eben
Groß silber sie do nomen
Do sie zu dem meister komen
Sie sprachen wir sint her gesant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das silber sult nemen
Und sult ym der weisheit geben
Er empfing das silber und sazt sich nieder
Er schreib ein wort und sant wider
Dem kunig pey den knechten seyn
Das wort von deutsch zu latein
Sprach du solt das end ansehen

Deiner werk wan̄ was dir geſcheen
Dir darumb mug geſcheen kunſtlich
Der weißheit ſoltu fleiſſen dich
Den kunig brengt dieſe gepot.
Das daucht ſie gar ein ſpot
Sie hetten alle des geſchworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit iſt gegeben
Domit der kunig ſein leben
Gehut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunſt vol
Er hieß es ſchreiben an ſein thur
Mit gulden puchſtaben wer do fur
Ginge der mocht es wol leſen
Der kunig wer anders tot geweſen
Eins mals als ich euch ſagen wil
Het er heimlicher veint vil
Dy ſtellten fere auff ſein tot
Und heimlichen das ſie nit in not
Komen fur die miſſetat
Nu gingen ſie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen ſie uberein
Das ſie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig ſein leben
Neme ſo er ym ſolt ſcheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als ſchnelle er es het getan
Nu wolt der ſcherer heimlich gan

Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von stund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam sein mut
Do er dy schrifft sach an
Do begund er aldo stille stan
Das ende deiner werk soltu an sehen
Und was dir darumb mag geschehen
Vil schnelle er zittern began
Ein tötlich farb er gewan
Do in der kunig ane sach
Schnelle er zu ym sprach
Sag an was ist dein not
Oder du must leiden den tot
Der kunig ließ in schnelle fahen
Und vil schwerlichen schlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben getham
Des er durch der schrift willen muß lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geschrieben stat
Also behilt der kunig sein leben
Sein veind musten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol
Wer das end ansehen kan
Seiner werk das ist ein weiß man
Wer das end ansehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan

Die sunde wer do siehet an
Ein gut ende macht das
Alles das vor pose was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nymer ubel thut
Der schifman in dem ende stat
Und richtet das es wol gat
Wer sich do in das ende leit
Und gewynet mit ym nymer groß leit.

Alle diese sechs Fabeln (die zwei und achtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Namen in Papius verstellt worden) wird man von keinem ältern Dichter erzählt finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein Mehreres in meiner zweiten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrifft. Ich sage jetzt nur so viel davon, daß dieser Name, aus einer Handschrift unserer Bibliothek, von Gottscheden mit einer Oscitanz — ich weiß kein anderes Wort, Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihres gleichen haben dürfte.

Über die

sogenannten Fabeln

aus den Zeiten der Minnesinger.

Zweite Entdeckung.

Länger muß ich die zweite Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrifft, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nämlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahrt. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilt, haben ihn selbst die Schweizer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sey auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren, und sey so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen

halbe, ja ganze Fabeln, nebst ihren Bildern fehlen. „Weßwegen uns aber," fährt er fort, „dieser Braunschweigische Codex lieb gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl, und außerdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält: zu geschweigen, daß er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken lassen, obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche aber begreift 90 Fabeln und noch einen Beschluß, den der Verfasser, wie die Fabeln selbst, das XCI. Capitel nennt. Die Jahrzahl am Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen erwähnt:

Von Riedenburg ist er genant,
Gott muß er ymer seyn bekant,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Ymer zu gut werden
In Himel u. auf erden.

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756,*) ein Jahr vorher, ehe die Schweizer ihre Ausgabe an das Licht treten ließen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottsched's Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wissen; sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache, fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottsched's Namen,

*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, S. 424.

Gebrauch davon zu machen. „Man hat," sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, von deren Verfasser jetzt bekannt ist, daß er der Burggraf von Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt u. s. w." Und in der Note berufen sie sich deßfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek, und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: so wären sie es werth, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich bloß von ihm verführen lassen, sondern daß sie, bei eigener Einschauung der Handschrift, sich freierdings der nämlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben; und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottsched's Schaffung, ebenderselbe Burggraf von Rietenburg sey, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Denn hierzu konnten sie, außer der Ähnlichkeit des Namens, doch nicht den geringsten Grund haben; welche Ähnlichkeit für sich allein, selbst alsdann so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottsched's Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt — Denn kurz; wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus unserer Bibliothek gehabt, und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es ist nur Schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwei Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrthum einzusehen, welcher, mit einem Worte, darin besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

Der Epilog nämlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe *) angeführt habe, und welcher sich daselbst mit den Worten Sein sele befind nymer wee schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch, für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb gedichtet sey
Der muß ymer werden frey
Vor allen Unglück ymer mee
Sein sele befind nimer wee

unmittelbar in der Handschrift folgt,

Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ymer sein bekannt: —

*) Siehe S. 25—27.

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das Vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch getichtet sey? Besonders da gleich darauf ein zweiter Name folgt, welchen übersehen zu haben, ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer seyn kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuscript noch einmal hersetzen, und ihn zu leichterer Verständniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das geringste darin zu ändern.

Von dem meister der diz puch von latein zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser peyspil, nemt es war.
Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An diz puchlein, die diz becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.

Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.
Ein durres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gart oft gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Bil wort krump sein geflochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nutz vil manchem man.
Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Geticht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem ungliick, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genant,
Got muß er ymmer sein bekant!
Und der es zu dewtsch pracht

Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter gotz alsüs
Er fristet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger seyn?

Alles, was sich zu Gottsched's Entschuldigung noch etwa sagen ließe, wäre dieses, daß der Epilog, so wie ich ihn hier mittheile, nicht aus ebenderselben Handschrift genommen ist, die ihn zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweiten, und daß in jener die 40ste Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, daß vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das Vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nämlich,

Und der es zu dewtsch pracht,

welches sich nicht anders, als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort,

Und das er das zu teutsch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu seyn scheinen könnte, wenn schon sonst etwas

von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das Er in dem

Von Riedenburg ist er genant

nicht so genau an den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meine, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle: so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus hersetzen.

Von Ridenburg ist er genant
Got muß er ymer seyn bekant
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht
Jmmer zu gute werden
Jn himel und auf erden.
Er ist genant Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen.

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr, als mit allen anderen Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der

Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik seyn, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen; und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverlässigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46ste Zeile zu lesen, oder auch nur zu interpunktiren sey? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen? wie die eine Handschrift will, und woron die andere durchaus nichts weiß. Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben sowohl eine Familie gewesen seyn, als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen ist ein späterer Hr. Boner sogar unter den deutschen Übersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweier Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt: so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesamt ertheilen, bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe, und worauf mich zum Theil diese meine zweite Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige seyn mag,

die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzusetzen, daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln, welche sie zählt (die sie aber lange nicht alle mehr enthält), die ersten 84 in der Ausgabe der Schweizer vorkommen; die letzten sechse aber die nämlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilt habe, und sich hier bald besser, bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermaßen selbst, zugleich auch von dem Dialekte, urtheilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nämlich die 88ste, daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Bischoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert

Darnach nicht lange ward gespart
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Würde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thüe darzu
Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungeßalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevohlen habt
Dem der euch keüet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt verseit
Zuhannde sol der pfleger wesen

Wie mage das gut geweſen
Das geſchicht ſo der wolff zu einem huter wirt
Und auf der ſtraßen vert
Wo der blinde furen ſol
Den plinden vallen ſie beide das iſt wol
Die ſchaff gar verirret ſind
Alſo ſchir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der ſich berichten nicht enkan.
Wie mag der ſpeiſen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in ſteter geitigkeit
Zu ſcheren ſind ſie alle bereit
Speiſten ſie die ſchaff als gern
Als recht wol ſie konen ſcheren
Die ſchaff ſtunden deſter baß
Nu gibet ir arge liſt was
Daß die ſchoff werden geſchorn
Ob die ſele wirt verlorn
Darauf haben ſie verſorget gar
Sie achten nicht wie die ſele gefar
Der weiſe biſchoff der bevalhe
Dem Jungen ſele onetzale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geſchicht
Das er ſele huten ſol
Den man noch nicht betrüben ſol.

Eben dieſe Fabel will ich auch aus unſrer zweiten Handſchrift herſetzen, um gleichfalls daraus von

der Mundart derselben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drei Texten nun vielleicht einen vierten zusammensetzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich sofort thun; auch noch ehe ich diese zweite Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernumen han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertzpriester siech lag

Und alſo ſiech ſtarb
Der Jungling um das ampt warb
Der piſchoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart geſpart
Dem piſchoff geſendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das geſandt
Zu den ſeynen ſprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten ſol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling ſprach er
Mich dunkt du ſeiſt nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen ſol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen alſo pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Dieſe red hört ein weyſer man
Er ließ die red nit lenger ſtan
Er ſprach nu müß erbarmen got
Das ir begangen habt den ſpot
Dem ir befolhen habt ſo manchjer hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und ſein jugent

Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verseyt
Der sol der sele pfleger wesen
Wie mag denn genesen
Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
Und auf der straß wirt verirrt
Der der den blinden füren sol
Vallen sie peyde das ist wol
Dy schaff gar verirret sint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der sich selber nit berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Der da ymmer virt vol
Und lebet in steter geytigkeit
Speysten sy die schof als gern
Als recht wol als sy kunen schern
Dy schoff stunden dester paß
Nu get ir arger list auf das
Wie die schoff weren geschoren
Ob die sele wurd verloren
Darauf haben sy versorget gar
Sy achten nit wie ir sel gefar
Der weis pischoff der befalo
Dem jungen der sele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geschicht
Das der hüten sol

Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er sich selber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got selber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

Nu hette er einen Junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch,

Ein schuler kundig auff alle ding,

ergänzt und fortfährt,

Bey dem was seins vettern kint:

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheint, als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwei verschiedene Personen seyn sollten, deren eine bei der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht seyn; und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweite Handschrift aufbehalten, wo bloß ein guter alter, aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmelungen Anlaß gegeben. Es heißt nämlich:

Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint;

und dieses verstehe ich so, daß bei einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heißen soll, als außer einem, in welchem Verstande die Partikel bei von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt: er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unserer heutigen theologischen Kandidaten — nur freilich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die, in der so weit guten zweiten Handschrift, gleich darauf folgende Zeile:

Der was dem pischof lip über alle dink,

dafür von ihm nicht; sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38ste Zeile der zweiten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 66sten ebenderselben, für: sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennt, das wahre ächte Wort sey; daß die zwei letzten Zeilen des Bamberger Druckes, so wie die vier letzten Zeilen unsrer zweiten Handschrift, leere und schaale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bei diesen einzelnen Kleinigkeiten auf, und versuche es nicht lieber sogleich,

wie aus allen drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch jetzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisirt zu seyn, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe. Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch:

Von einem Bischof liest man das:
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle Ding
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztpriester gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztpriester siech lag,
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl,
Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,

Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bessern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.
Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.

Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden dester baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Sele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also alles alt darin, und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunktion, durch Beibehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Sylbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfordert, ist alles wie neu geworden. Wenigstens, durchgän-

gig verständlich, und es würde bloßer Ekel seyn, wenn man dessenungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten, bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freilich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedener Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankommt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen. — Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweite Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heißen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgetheilt, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häufig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bei deutschen Hand-

schriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl seyn: und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist wirklich leserlicher und zierlicher, als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottsched's Angabe, wie wir gesehen, von 1402 seyn soll.*) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzelei, und kommt der Schrift in unseren ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht, sondern die Vollständigkeit und der Reichthum an besseren Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden, sondern nur sechs und neunzig, und hatte Anfangs deren gar nur fünf und achtzig enthalten, indem nach der fünf und achtzigsten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechs und neunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das Nähere belehrt.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise
Er vand das im nicht gevil beschoß
Ein stein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er sprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich lustet paß des gersten korn
Wann du pist nit nutz mir
Was nutzest mich was sol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein schon noch dein adelkeit
Hett dich meister yppocras
Der kownd dein genieſſen pas
Dann ich du pist mir unbekant
Der han warf hin den stein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaistlich diese beischaft ist geseyt
Dem torn der sein kolben treyt
Der ist im lieber dann ein reich
Dem torn sein alle ding geleich
Die weißheit kunst und ere gut
Verslahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelstein
Ein hunt lieber het ein pein

Dann ein edelstein gelaub mir
Also stet auch der torn gir
Ir sitt und ir geperden
Ist auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des steines kraft
Noch mynner was in der beyschaft
Verborgen guter synn ist
Dartzu vil hoher menger list
Die dem narren gar fremd sind
Gesehent sind die narren blind
Der tor sol für sich gan
Und sol die beschaft lassen stan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geschiht.

Wenn wir nun zusammenrechnen, so wird sich finden, daß uns höchstens nur noch eine Fabel fehlt, um sie alle hundert wieder beisammen zu haben. Nämlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zwei und neunzig;*) sechse hat die Bamberger

*) Hier muß ich einen Irrthum verbessern, den ich oben S. 27. begangen habe. Es ist nämlich falsch, daß der Absatz S. 45. in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV. haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehört zu Nummer XXIII., welches bloß die Einleitung dazu ist, die auch bei dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern bloß Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII. auf XXVI. von zweien, und anstatt der angegebenen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

Ausgabe dazu geliefert, und eine liefert hier unsere zweite Handschrift. Das macht neun und neunzig; und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch seyn, daß er, dessenungeachtet was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 28ste Fabel von den Fröschen, mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen, für zwei Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unseren Handschriften ein doppeltes Gemälde hat, wodurch sie in zwei besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Überschrift hat. In der ersten nämlich ist der Eingang Von Eigenschaft, und die Fabel Von Freiheit, überschrieben. In der zweiten aber heißt die Überschrift des Einganges, die im selber Herrschaft kaufen, und die Überschrift der Fabel, wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemälden, welche sowohl in dieser, als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die besseren hat die zweite Handschrift; aber auch diese besseren sind herzlich schlecht, außer daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. —

Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweite Handschrift hat. Zu Anfang der ersten steht bloß: Hier hebt sich an ein maister Esopus genant. Vor dieser aber: Hie vahet an das pych das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und haysset der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster geticht mehr hernach sten gar kurzweilig und gut zehoren sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck. Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel der güldene Stein geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig seyn, zu wissen, was das für Gedichte anderer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Theil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bei der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweizer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe; und so folgen denn die übrigen ungefähr in der nämlichen Ordnung. Sie ist, eben-

falls nur auf Papier, um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemälde hat sie bei jeder Fabel auch; sonst aber weder Aufschriften, noch Titel. Von den anderen alten Gedichten übrigens, die sie gleichermaßen wie jene, außer den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Theil die nämlichen sind, die in der zweiten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste, und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie bloß die ersten 40 Fabeln und in der nämlichen Ordnung enthält, wie sie in der Schweizer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, so wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbei verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennt, seine Fabeln nicht erfunden,

sondern bloß aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satyrischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigene Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte; oder, nächst der Gabe zu erzählen, ein Verdienst mehr. Also, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Übersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabei bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehn, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird," schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel vom Müller und seinem Sohne gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabeln nur aus dem Latein übersetzt, ist freilich von den meisten wahr, die aus älteren Fabeldichtern entlehnt worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die Hälfte, aus keinem jetztbekannten ältern Fabeldichter genommen,

sondern von ursprünglich deutscher Erfindung sind.“ Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine große Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drei Viertheil von unseren alten deutschen Fabeln aus zwei ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind, und ich von den übrigen fünf und zwanzig, wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, älter, als unsere Fabeln sind. Ob aber dessenungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größtentheils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freilich eher noch bejahen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas anderes seyn will, als Übersetzer?

– Und zwar sind die zwei alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet, und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts, als der versificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drei ersten Büchern, die aber bei dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner bloß die 39ste 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ste unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bei ihm nicht nur

alle, sondern fast alle*) in der nämlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwei Schlußzeilen des lateinischen Dichters beigefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweizer, welche das Autographon des Verfassers, oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu seyn scheint. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen also, wie gesagt, zu den gesammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses jetzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen. Diesen nämlich, daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweizer

*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äußern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkommt. Nämlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

(Anfang und Ende fehlen) befindlich sind, eine jede derselben zwei lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bei denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Neveletschen Anonymus sind, die eigenen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß seyn, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beigefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Werth haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Jetzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweite Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der Schweizerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
I.	1.	1.	Anonym. Praef.
II.	2.	2.	Avianus XVII.
III.	3.	3.	- III.
IV.	4.	4.	- IV.
V.	5.	5.	- V.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
VI.	—	87.	Avian. IX.
VII.	6.	6.	—
VIII.	7.	7.	Anon. II.
IX.	8.	8.	- VI.
X.	9.	9.	- VII.
XI.	10.	10.	- VIII.
XII.	11.	11.	- X.
XIII.	12.	12.	- XI.
XIV.	13.	13.	- XII.
XV.	14.	14.	- XIII.
XVI.	15.	15.	- XIV.
XVII.	—	86.	- XV.
XVIII.	16.	16.	- XVI.
XIX.	17.	17.	- XVII.
XX.	18.	18.	- XVIII.
XXI.	19.	19.	- XIX.
XXII.	20.	20.	- XX.
XXIII.	21.	21.	- XXI.
XXIV.	—	—	—
XXV.	—	—	—
XXVI.	22.	22.	- XXII.
XXVII.	27.	23.	- XXIII.
XXVIII.	28.	24.	- XXIV.
XXIX.	29.	25.	- XXV.
XXX.	30.	26.	- XXVI.
XXXI.	31.	27.	- XXVII.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
XXXII.	24.	28.	Anon. XXVIII.
XXXIII.	23.	29.	- XXIX.
XXXIV.	25.	30.	- XXX.
XXXV.	26.	31.	- XXXI.
XXXVI.	35.	32.	- XXXII.
XXXVII.	—	88.	- XXXIII.
XXXVIII.	36.	33.	- XXXIV.
XXXIX.	37.	34.	- XXXV.
XL.	38.	35.	- XXXVII.
XLI.	32.	36.	- XXXVI.
XLII.	33.	37.	Avian. XXXIV.
XLIII.	34.	38.	—
XLIV.	39.	39.	Anon. XLIV.
XLV.	40.	40.	- XL.
XLVI.	41.	41.	- XLI.
XLVII.	42.	42.	- XXXVIII.
XLVIII.	—	89.	—
XLIX.	43.	43.	—
L.	44.	44.	- XLII.
LI.	45.	45.	- XLIII.
LII.	46.	46.	—
LIII.	47.	47.	—
LIV.	—	91.	- XLV.
LV.	48.	48.	- XLVI.
LVI.	—	92.	- XLVII.
LVII.	49.	49.	- XLVIII.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
LVIII.	50.	50.	—
LIX.	—	—	Anon. LIV.
LX.	51.	51.	- LV.
LXI.	52.	52.	- LIX.
LXII.	53.	53.	- LX.
LXIII.	54.	54.	Avian. I.
LXIV.	—	93.	- II.
LXV.	55.	55.	- III.
LXVI.	—	—	- IV.
LXVII.	56.	56.	- V.
LXVIII.	57.	57.	- VI.
LXIX.	58.	58.	- VII.
LXX.	59.	59.	—
LXXI.	—	94.	—
LXXII.	60.	60.	—
LXXIII.	61.	61.	- IX.
LXXIV.	62.	62.	—
LXXV.	—	95.	- X.
LXXVI.	63.	63.	—
LXXVII.	64.	64.	- XI.
LXXVIII.	65.	65.	- XIII.
LXXIX.	66.	66.	- XIV.
LXXX.	67.	67.	- XXIII.
LXXXI.	—	96.	- XV.
LXXXII.	68.	68.	—
LXXXIII.	—	—	- XVI.

Züricher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsere zweite Handschrift.	Quellen der Fabeln.
LXXXIV.	69.	69.	Avian. XVIII.
LXXXV.	70.	70.	—
LXXXVI.	71.	71.	- XIX.
LXXXVII.	72.	72.	—
LXXXVIII.	73.	73.	- XXII.
LXXXIX.	74.	74.	—
XC.	75.	75.	- XXIX.
XCI.	76.	76.	- XXVI.
XCII.	77.	77.	—
XCIII.	78.	78.	—
XCIV.	79.	79.	—
—	80.	80.	—
—	81.	81.	—
—	82.	82.	—
—	83.	83.	—
—	84.	84.	—
—	85.	85.	—
—	—	90.	Anon. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unseres ehrlichen Fabeldichters betrifft. — Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meinung, daß er noch „vor den Tagen Friedrichs des Zweiten gelebt habe. Die Sprache, sagt er, die Orthographie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verräth einen Verfasser aus dem blühenden Alter der Schwäbischen Poesie." — Je er-

fahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks kein historischer Beweisgrund; und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Fakta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu sehr nach dem französischen Siècles geformt zu seyn scheint? Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der jetzige König von Preußen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet! — Der Schweizerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der Manessischen Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bei ihrer natürlichen Einfalt eine große Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen." Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der älteren Dichter in

der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Theil verständlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unserer jetzigen Sprache näher? — Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedene Orthographien, als verschiedene Dichter? — Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schließen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen: so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den späteren Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trymberg und einen Herman von Sachsenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellert's Urtheil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind, als diese vorgegebenen Fabeln des Schwäbischen Zeitalters.

Was der Schweizerische Kunstrichter von den materielleren Kennzeichen seiner bessern Handschrift

sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu seyn. Scheint, sage ich; denn im Grunde ist es doch nur auch dunkele unerklärliche Empfindung. „So viel man," sagt er, „aus den Charakteren der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben worden." Wie wohl stünde es mit der Kenntniß der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben ließe. Freilich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen seyn, wenn man eine große Menge von Handschriften des nämlichen Landes und der nämlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus anderen unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik jetzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den bloßen Zügen der Buchstaben nicht mehr, als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich, noch andere betrügen will. — So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unseren Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrigen, sowohl die zweite der Schweizer, als die, welche D. Scherz gebraucht hat, nebst

den vieren unserer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwei; wie nicht aus bloßer kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beigefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen, und bloß daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schließen zu können glaube, daß er wenigstens jünger seyn müsse, als der Verfasser des Renner, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe. Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen, und fast den Werth förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des Renner, seyn müsse, läßt schon Trimberg's Stillschweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde, sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler anderen deutschen Dichter des 13ten Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lectüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehört hätte, wenn er

schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renner, und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts Überflüssiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Jetzt will ich bloß diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nämlich: nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß; in beiden finden sich Stellen, die sich wie Original zur Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimberg's Seite ist, und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherlei Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg; und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten Werke, als Boner's Fabeln seit ihrem Daseyn gewesen zu seyn scheinen, bereits

kann befunden haben. Denn er führt sie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein wär mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabey sich wollen bessern heut.

Er hat sie vernommen, d. i. er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für werth, zur Belehrung Anderer niedergeschrieben zu werden. Druckt man sich so aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkommt? Denn, wie wir gesehen haben, fängt dieses Mährchen beim Boner überall an:

Von einem Bischof liest man das.

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des Andern Kalbe gepflügt, oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgiebt, so kann ich freilich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese aus dem Deutschen des Trimberg's habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat, kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein späterer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt, und damit den Anonymus des Revelet vermehrt haben. Und daß es

einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus giebt, will ich an seinem Orte zeigen. Jetzt will ich die Erzählung selbst, nach Trimberg's Vortrage, nur ganz hersetzen, um urtheilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch innere Güte bestätigt wird?

Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer beheit mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,
Und lies mier die bösten ligen.
Damit ward der red geswigen.
Nu sas ein geistlich man do bei,
Der sprach diss: dir geklaget sei
Got herre, das man den nicht sol
Zu sechzig birn getrawen wol,

Dem tausend sele empholen sind!
Ein reich pharre het das kint,
Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geschicht,
Das selen bas feiler sind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit besser und überraschender, als dort? Welcher Nacherzähler ist nicht weitschweifig und wässerig? Und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer, als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzelnen Fabel beim Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beiden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte.*) Daß es eine

*) Die Aufsätze, in welchen dieser Streit geführt wurde, sehe man im Journal Etranger und in Gottsched's Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherlei Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

deutsche Erfindung sey, blieb ausgemacht; es sey nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unseres Boner's alten deutschen Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennt in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius,*) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset.* Senem, ait, fuisse . . . und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bei unserm Boner die 52ste ist, in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset; und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellt, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Pabst Martinus des V, also von 1417—1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich be-

*) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

stimmten Zusammenkünften gehalten. Also, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühestens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worin sie sich befindet, nicht älter seyn kann. Aber nun ist die Frage: heißen denn die Worte zusammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset. Ist nuper nicht eben sowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, auch schlechterdings erst neulich gemacht seyn? Wahrlich nicht; und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweideutig die liebe lateinische Sprache ist. Indeß, was an diesem Exempel für mich das beste ist, ist dieses: daß der doppelte Sinn, der darin liegt, nicht weit auseinander seyn kann. Was Poggius selbst, oder sein Bekannter, in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemalt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht seyn. Wenigstens nicht sehr viel früher, weil es wohl sonst schon längst zu ihrer und ihres Gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus, als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unserer Anschauung dar-

stellen. Ich sagte, „Poggius selbst oder sein Bekannter;" denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Concilinms zu Costnitz, in diesen Gegenden von Deutschland gewesen, und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht, in mehr als einer, eines von den oben beschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln, mit Gemälden, zu Gesichte gekommen seyn, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheint.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren, die jedoch hier so gar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meinung bestärkt, daß Boner nicht früher, als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern Bonerius nennt. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist; als der Vorläufer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiter hin, so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweite Entdeckung, über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darin zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst wiederfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nämlich geglaubt, daß er von unseren Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756. seines Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, beibringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nämlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeinte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genutzt; wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen: mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, theils, wie den Schweizern so viel früher die Gottschedische

Anzeige unbekannt bleiben können, theils, wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: jeder schimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

II.

Romulus und Rimicius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Äsopischen Fabel verirrt. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiße studirte, als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich, in den Noten des Gudius über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des Gudius über den Phäder nicht von ihm selbst, sondern verschiedene Jahre nach seinem Tode, von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden.*) Und es ist eben so bekannt, daß der größte Theil der hinterlassenen, eigenen und fremden Handschriften des Gudius in unsere Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann seine Ausgabe besorgte, sich nicht mit

*) Nämlich zuerst 1698, Gudius starb 1689.

darunter befinden könnten, als welche längst zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlassen worden. Allein Gudius bezog sich in den Noten selbst noch auf so manches, das meine Neugierde reizte: besonders auf verschiedene alte Codices, die er selbst zu Rathe gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt und in manchen Fällen mehr genutzt haben würde.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir jetzt wieder ein, und ich sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches nichts brauchte, als die Hand auszustrecken, und mir gewisse Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mir nur eben noch gehabt zu haben, erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und suchte; und das erste, worauf mich unsere Kataloge wiesen, war die eigenhändige Abschrift des Gudius von dem Codex Divionensis, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich, mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsinnigsten Gelehrten, die äußerste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Diese Sache verhält sich so. — Als Isaac Nevelet 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aesopica, alle insgesammt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der echten Lesart des Phädrus auf einen gewissen Rimicius, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöst habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Nevelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm Gruter aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bei der zweiten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim *Rimicius* quidam, qui Phaedri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens, ait — *Rimicii* hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. *Janus Gruterus*, Ulmae olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus *Rimicii* facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben diese Ulmer Ausgabe auch in unserer Bibliothek antreffen; und sie ist es, ohne die mir doch wohl die Abschrift des Codex Divionensis so viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen sollte.

Doch nur erst weiter. — Auf diese Quelle kritischer Verbesserungen des Phädrus, so verdorben sie auch seyn mochte, hatte sich Gudius von dem Nevelet nicht umsonst verweisen lassen. Ich kann aus seinen Anmerkungen, wie sie Burmann herausgegeben, zwar nicht sehen, ob er die nämliche Ulmer Ausgabe dieses sogenannten Rimicius vor sich gehabt. Aber ein Manuscript von eben diesem Rimicius führt er an, und nennt es sein eigen.*) Neveletius ex *Rimicii* cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *vestibus.* — In Ms. nostro Rimicii est *sedibus.* Eben dieses Manuscript ist es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte**) Sciassianum Rimicii codicem nennt. Ich bekenne meine Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort, noch ein Gelehrter ein, nach welchem es diese Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius, höchstens Remiccius, heißt, das nennt er weiterhin Romulius. Ja, damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben dasselbe Werk meine, so sagt er ausdrücklich:***) Romulius sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

*) Ad Fab. 141. Lib. I.

**) Ad Fab. 30. Lib. I.

***) Ad Fab. 15. Lib. III.

Sie war auch schon ziemlich auf das Äußerste gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln herausgab, in welchen er ebenfalls gemißhandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, sagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum, quippe quum *Romulus* vel *Romulius* sive *Romalius*, *Rimicius* sive *Rimiccius* vel *Remicius* sive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tam etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beifügen wollte, die den Namen des Romulus führte: so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius schon einen solchen geschriebenen Romulus vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und so, indem er diesem nachspürte, um gewiß zu seyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern sich um so weiter von ihr entfernte.

Nilant war nämlich so glücklich, zwar nicht völlig eben dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anderes ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Übersetzung alles enthalten war, was Nevelet in

jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Übersetzung von dem Leben des Äsopus, und von einigen nur wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeschrieben, auch hier dem Romulus gehörten, und schloß, daß sich Nevelet bloß übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beigelegt, was sich dieser in der Sammlung selbst nicht anmaße.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner, als der Neveletschen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darin enthaltenen Fabeln des Romulus, in den Anmerkungen zu seinem Romulus, fast immer Rimicii Romulum: theils, um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden; theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handschriften treu geblieben seyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber, cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken sollte. Der vermeinte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälscht seyn, damit der Romulus des Nilant nur allein für

den echten, aus einer Handschrift treulich gezogenen, Romulus gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem Nilant, sich diese seine Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich jetzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Theil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand.*) Unserm Christ hingegen, als er einen ähnlichen, aber kühnern Versuch wagte, war der Nilantische Romulus einzig und allein Romulus.**) Und so, oder so, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu seyn, die sich wie von selbst darbieten wird, wenn ich vorher werde zweierlei erwiesen haben. Fürs erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe,

*) Nämlich in dem Appendix Fabularum, der sich bei der zweiten Aufl. seines Phädrus in 8. befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

**) Ich will sagen, daß er in seinen zwei Büchern Fabularum veterum Aesopiarum den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe zieht; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig eben so guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

1. Jenes erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codex Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein Romulus sey, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schließen. Nur daß er vollkommen der Romulus sey, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführt, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nämliche Sammlung alter Fabeln, auf die nämliche Art in vier Bücher getheilt, deren jedes die nämlichen zwanzig enthält, mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwei Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein Paar unerhebliche Zusätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkommt, die dort fehlt. Nicht zu vergessen, daß die dreizehnte Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handschrift zwischen der siebenten und achten des zweiten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden, und das erste aus neunzehn, das zweite dafür aus ein und zwanzig Fabeln besteht. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl, als dort, fast

mit eben denselben Worten erzählt. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringeren Verschiedenheiten scheint die eine eben so oft als die andere die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es sind die dreizehnte und vierzehnte.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquae, et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Praecipit haec fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die sieben und zwanzigste des Avianus; und der ältere Plinius erzählt ein Gleiches als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neueren Fabeldichtern viel-

fältig nacherzählt worden. Von der zweiten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum; und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die ein und zwanzigste Fabel des vierten Buchs, und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmelung von dem Epilogus des zweiten Buchs im Phäder:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici etc.

Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi Atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt circuli, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicujus laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiße nachgemalt, ohne sie auf das

Ungewisse nachzuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist, dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen seyn. Sie wird doch gewiß nicht größer gewesen seyn, als sie die Athenienser anderen verdienten Männern zu setzen pflegten. Gudius wollte also dafür gelesen wissen: Aesopi ingenio, und Burmann gab dieser Änderung seinen völligen Beifall. Crediderim Gudium, sagt er, quia *Aesopi* erat in Ms., dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio*. Aber in welchem Manuscripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es ohne Zweifel dieser Codex Divionensis, auf den er sich bei Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige ingenium Aesopi; wogegen das statuam ganz ohne Beiwort steht. — Der zweite Zusatz unserer Handschrift ist Magistro Rufo Aesopus überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieser Handschrift von Dijon enthaltenen Romulus so genau übereinstimmt: was könnte

noch hindern, ihn für eben so gut, als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsicherer seyn, als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leyden gehörte, gar nichts: und ich schließe daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. Gudius hingegen giebt der Handschrift von Dijon mehr als fünf hundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seiner Abschrift, Divionensi monachorum Sectae Benedictinae. Membranae illae quingentorum et amplius annorum forma praegrandi exhibebant Plinii Historiae Nat. Libros XXXII, quibus praemittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem, quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phaedri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur eben so gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser, als der Nilantische; und wir hätten diesen ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war die Leydner Handschrift auch nicht jünger, als die von Dijon, so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eins schmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch

bei aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein schlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebente Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Äsopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche gerathen wären, als die Sonne heirathen wollen.“ Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen, und schickt die Moral voraus: A natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten; so lautet sie in dem Manuscripte von Dijon. Und wie bei dem Nilant? A natura nulla creatura mutatur, excepto homine et angelo: sed dictu saepius de malo pejor nascitur. Die Moral ist freilich nicht wahr; aber ihr so nachhelfen, sie so berichtigen, das konnte nur der dümmste von allen Mönchen. Und so an mehreren Orten. Der bessere Romulus schrieb zu Anfange seines zweiten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus, nisi homo? Et quis bonus, nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de deo enim et angelis non est nobis sermo-

cinatio. Der beſſere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Epheſus, die Lehre: Casta est illa mulier, quae importunum non patitur. Er hatte eben dieſe ſaubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Foemina nulla se importuno negabit. Ich mag dieſe Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meint man, mit welcher andern Lehre ſie der Romulus des Nilant vertauſcht? Ammonet subsequens fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Epheſus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt geweſen, ſo hätte Nilant mit den ſeinigen Dank verdient. Aber da ſie längſt gedruckt waren, weit vollſtändiger und unverfälſchter gedruckt waren: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts, wieder hätte anflegen laſſen? Er ſcheint ſo etwas empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu ſeinem Romulus, daß der alte Romulus ſehr oft gedrungener, ſchicklicher und lateiniſcher ſey; ſondern weil ſein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, ſo fügte er aus dieſem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung: Sequentes fabulae reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullae Phaedri phrases diserte

exhibet, eas in postremo agmine collocavi. Aber auch so kommen wir nicht ohne Schaden davon; denn da, wie gesagt, sein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in diesem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholt werden: so fehlen zu der vollen Zahl, welche dieser hat, noch ganzer zwanzig. Ich will sie nach unserm Manuscripte namhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe, so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand seyn sollte. Zugleich will ich dabei anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen, damit man nicht glaube, wenn keine daselbst vorkäme, daß sie der Kritikus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lassen. Hier sind sie:

L. I. Fab. 10. Homo et Colubra. (Phaed. IV. 18.)
- - - 11. Asinus irridens Aprum. (Phaed. I. 29.)
L. II. - 7. Venator et Canis (Phaed. V. 10.)
- - - 10. Hoedus et Lupus.
- - - 11. Pauper et Serpens.
- - - 13. Calvus et Musca. (Phaed. V. 3.)
- - - 14. Vulpis et Ciconia. (Phaed. I. 26.)
- - - 16. Graculus superbus et Pavo. (Phaed. I. 3.)

L. II. Fab. 18. Formica et Musca. (Phaed. IV. 23.)
- - - 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. (Phaed. I. 10.)
- - - 20. Mustela et Homo. (Phaed. I. 22.)
- - - 21. Rana rupta et Bos. (Phaed. I. 24.)
L. III. - 6. Lupus, Vulpis et Pastor.
- - - 12. Vipera et Lima. (Phaed. IV. 7.)
- - - 18. Negotiator et Asellus.
- - - 19. Cervus et Boves. (Phaed. II. 8.)
L. IV. - 13. Cornix sitiens.
- - - 14. Puer et Scorpius.
- - - 18. Pulex et Camelus.
- - - 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwei, welche ganz und gar bei ihm vermißt werden, nämlich die 13te und 14te des vierten Buchs. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deßwegen übergangen und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bei seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachlässigt zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als Eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bei dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anony-

mus überhaupt viel anders, als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja, ich würde sagen, er sey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2te 6. 8. 19. 24. 25. 30. 31. 32. 34. 36. 53. 57. 58. und 67ste; worunter die 2te 31. 32. und 57ste, Fabeln des Phädrus sind. Was sich aus diesen, dem Anonymus eigenen Fabeln schließen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonstwo bemerkten Grund eben derselben Vermuthung beizubringen Gelegenheit habe. Jetzt bestehe ich nur darauf, daß, besagter weniger Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das beste gewesen wäre, wenn uns Nilant diesen ganzen Romulus, bloß mit einem Zusatze derselben vermehrt, und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuscripts bereichert, wieder gegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns jetzt fehlt, und um so mehr fehlt, je seltener der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben; und trieb ihn endlich doch nur in einem verstümmelten Exemplare auf. Er klagt an mehr als Einer Stelle, daß ganze Blätter darin ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere

halte, so würde er es nicht gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweiten Punkte, bei welchem die Hauptsache auf der nähern Kenntniß des alten Buches selbst, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

2. Ich will hier beweisen, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwei ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte aus einander gelebt haben, hat schon Nilant erwiesen, und ohne Mühe erweisen können, da Rimicius das, wovon er unstreitig der Urheber ist, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 gestorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier bis fünf hundert Jahre älter sind. Wer sonst Rimicius gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Kardinal Quirini in seiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus,*) vornehmlich aber in seinem Schreiben an Schelhorn, beim Freytag**) nachlesen. Mir kommt es hier nicht sowohl auf seine Person, als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

*) Diatr. praelim. Part. I. cap. 4. §. 7.

**) Tomo III. Apparat. litter. Append.

Rimicius hat das Leben des Äsopus, und Fabeln des Äsopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Übersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen, da, wie schon gemeldet, der Kardinal, welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch, und zwar schon 1476 zu Mailand. Fabricius hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt, und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht; Quirini sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beibringt, würde allein mich dieses Punktes wegen außer aller Ungewißheit setzen. Rimicius sagt nämlich: Quod vero longe plures (*fabulas*) Aesopus confecerit, hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hae deficiunt literae etc. Und dieser Umstand von der alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meine ich, schon allein genugsam beweisen, daß es nicht diese sind, sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Äsopus seyn müssen, so wie wir sie jetzt haben: wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als

Eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Äsopus vorhanden, worin sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat, und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8. vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373sten bis auf die 472ste. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den älteren 149 Äsopischen Fabeln zu seyn glaubte, welche wir die Plaundeischen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte so: die übrigen 148 Äsopischen Fabeln hat Nevelet erst 1610 zuerst herausgegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt seyn, und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Neveletschen vorkommen. Das nunquam hactenus editae des Nevelet, muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der erste war, der die griechischen Fabeln des Äsopus durch seine Übersetzung

in Europa bekannt machte, indem ihm nicht allein, wie schon berührt, Laurentius Valla mit einigen, sondern auch Omnibonus*) ohne Zweifel mit mehreren, darin zuvor gekommen: so war er doch der erste, wie es scheint, durch den sie nach Deutschland kamen. Nicht, daß man in Deutschland von gar keinen Äsopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehr gedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegischen Fabeln des Anonymus beim Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelphonsus und Anderer. Nur die eigentlichen Äsopischen Fabeln des Äsopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unseren Vätern völlig unbekannt, und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinals Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudaeus teste Labbeo Biblioth. nova Mss., vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI, licet Rimicius in Proocmio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Graecia in Latium convexisse videatur. *Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epistolas*, pag. 108.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst in der Übersetzung des Rimicius, aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts Ähnliches bei jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beigefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibt wurden.

Ein solches allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor sich hatte, und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft, und gleichwohl so ohne Grund, verwechselten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand; und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen, und daß es die Fabeln des Äsopus, des Avianus und seines Anonymus, lateinisch und deutsch enthalten. An einer andern Stelle, nämlich in den Noten über seinen Anonymus, bei der 21sten Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweites Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heiße, welcher sowohl die prosaische lateinische Übersetzung dieser, als auch die deutsche Übersetzung der nämlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiäner, eine deutsche Übersetzung!

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nämliche Buch vor mir habe, welches Revelet vor sich hatte, nicht bloß ein nur ähnliches, wie Nilant; und man soll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloßen Herausgeber, wie Nilant meinte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio, und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bei Johann Zeinern gedruckt. Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Ulm: steht am Ende ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verschiedenes vorkommt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt seyn. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bei den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten, weil sie hier ohne Nutzen sind, und ohnedies sich ähnliche Zeinersche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Inhalt, den ich Stück für Stück mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziem-

lich großer Äsopus in Holzschnitt, mit allerlei kleinen Beiwerken, zu sehen, hebt das zweite, ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendissimum patrem dñm Anthonium tituli Sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem. Aber anstatt, daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folgt vorher ein Vorbericht des deutschen Übersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das leben des hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium des titels sancti Chrysogoni priestern cardinalu, und fürbas dasselb leben Esopi mit synen fabeln, die etwan romulus von athenis synen sun Thiberio, uß krichischer zungen in latin gebracht, hett gesendet und met ettlich der fabeln Aviani, auch Doligami, Aldefonsy und schimpfreden Poggy, und andrer, ietliche mitt ieren titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico stainhöwel schlecht und verstentlich getutschet nit wort uß wort, sondern sin uß sin, um mehrer lütrung wegen deß textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze lob und ere dem Durchlüchtigisten fürsten und herren herren Sigmunden, hertzogen zu österrich, etliche ergetzlikait dar

uß zu enpfahen, die och nutzlich ist, wa sie verstentlich werdent gelesen u. s. w." Ist es nun wahr oder nicht, was ich gesagt habe, daß Revelet nur ein wenig Deutsch hätte verstehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu ersparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weise vorgebauet ist? Nichts kann deutlicher, als der Inhalt; nichts ausdrücklicher, als der Übersetzer angegeben seyn. Nicht ein Italiäner, nicht Rimicius, ist der Urheber dieser deutschen Übersetzung, sondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird gesagt, daß er die Fabeln des Äsopus übersetzt habe, sondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeschrieben, als die Übersetzung von dem Leben des Äsopus.

Was indeß Revelet aus diesem deutschen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche selbst nicht lernen? Er muß nicht die geringste Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folgt nicht sogleich das Leben des Äsopus, sondern zuvor noch eine kurze deutsche Anweisung, was und wie vielerlei die Fabel sey. Und sodann das Leben, erst lateinisch, hernach deutsch. Es ist kein anderes, als das, welches man dem Planudes zuschreibt: und von vorn herein, und vielleicht auch an anderen Stellen, um etwas verkürzt. Der lateinische Text läuft hinter einander fort; der deutsche aber ist, bei den darin

vorkommenden Histörchen und Mährchen, durch Holzschnitte reichlich unterbrochen. Beide sind mit dem sechzigsten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln selbst: und zwar fürs erste die vier Bücher der alten vorlängst bekannten Fabeln des Äsopus, vom Romulus übersetzt, die nämlichen, wie sie angezeigtermaßen der Codex Divionensis enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ego Romulus transtuli de graeco sermone in latinum, um jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig ist, ist dieses, daß ihnen, außer der deutschen Übersetzung des Steinhöwel, auch die elegischen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt, aus den prosaischen Fabeln des Romulus genommen und entstanden zu seyn, die offenbarsten Spuren haben. Denn es sey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen; so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts, als der versificirte Romulus ursprünglich sey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bei beiden die nämliche ist, sondern auch aus der Übereinstimmung der Fabeln selbst, und besonders aus dem Vorberichte der ein und zwanzigsten. Denn warum hat diese ein und zwanzigste Fabel bei dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von

dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweiten Buchs bei dem Romulus war, und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und sowohl in Manuscripten, als in gedruckten Büchern des Erstern elegische Fabeln den Namen des Letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern für jetzt nur die alte Ausgabe zu Deventer, unter dem Titel Esopus moralisatus, nennen, wovon ich einen Abdruck, sowohl von 1490, als von 1502, vor mir habe. Von dieser Ausgabe war Christ ungewiß, ob sie den Avianus, oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen.*) Sie enthält weder den einen, noch den andern, sondern den Anonymus, das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. Romulus mit seinem Versificator geht in unserm alten Buche von dem sechzigsten Blatte bis auf das hundert und sieben und vierzigste, wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi, viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniun-

*) Pseudoavianus fuerit, aut Romulus, qui Daventriae editus proditur a. c. n. 1490. hoc elegantiae magistralis titulo, *Aesopus moralisatus cum bono comento*, mihi quidem adhuc incompertum est. Prol. de Phaedro, p. 57.

tur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Äsopus damals nannte: nichts, als die vier Bücher des Romulus, höchstens noch den elegischen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Äsopischen Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Äsopus bei, ließ es aber dahin gestellt seyn, ob sie dem Äsopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun vom hundert und sieben und vierzigsten Blatte bis zum hundert und sieben und achtzigsten, an der Zahl siebzehn; ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der siebzehnten stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzu viel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwei oder drei, die mit sonst bekannten Fabeln des Äsopus etwas Ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Äsopus beigelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Äsopus, von so abentheuerlicher, gothischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Äsopisch heißen können; geschweige, daß sie von dem Äsopus selbst seyn sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmuth abgeht: sondern nur, daß sie nicht die Anmuth haben, welche

man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom Rimicius, übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldete Übersetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Äsopus, zu Mailand gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits der Alpen bekannt wurden, und nicht allein das Leben des Äsopus etwas ganz Neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man sowohl mit diesen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meine ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meisten schon bekannt waren, und in der alten Übersetzung des Romulus gelesen wurden? sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da sage, ist keine bloße Vermuthung; sondern gerade eben das, was Zeiner, oder Steinhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius: Sequuntur alique Esopi fabule nove translationis rimicy; sondern auch, noch bestimmter und deutlicher, am

Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum Esopi grecarum auctore extracte; que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehört? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann gewesen seyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Übersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht genugsam als auf ein besonderes Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bei Zeinern ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug mache?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen; denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als siebzehn Platz gefunden. Nämlich die 2te, 3. 5. 7. 10. 15. 18. 21. 40. 43. 53. 68. 70. 74. 90. 97. und 100ste, nach der Ordnung des Rimicius, welches in der Sammlung des Dorpius die 374ste, 375. 377. 379. 382. 387. 390. 393. 412. 415. 425. 440. 442. 446. 462. 469. und 472ste sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst Griechisch hätten; so wie sich auch unter den

anderen zurückgebliebenen drei und achtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Übersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß Rimicius nicht bloß, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische versificirt vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöst habe, welches sich unter andern Cannegieter von ihm eingebildet:*) davon hat mich die angestellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen theils nach dem Aldus beibehalten, theils von dem Nevelet überkommen haben, gleichwohl abgeht; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führt, das beweiset nur, daß er nicht völlig den nämlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der

*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in iambos mutavit, ita alii eas in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gandanus dictus *Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani*, cap. 15. Unter diese gehört Rimicius schlechterdings nicht. Er ist wahrer Übersetzer aus einer Sprache in die andere; nicht bloß aus einer Art des Vortrags in die andere. Aber man merkt wohl, daß auch Cannegieter noch den Rimicius für den Romulus genommen, ungeachtet desjenigen, was er deshalb vom Nilant bereits konnte gelernt haben, und was er aus eben derselben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

dann und wann noch wohl besser war.*) Seine Latinität selbst bewahrt ihn aber auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will den sehen, der aus seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks

*) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemuthmaßt. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen, als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr sowohl das Leben, als die Fabeln des Äsopus, aufs neue herauszugeben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland, in der Bibliothek der Stadt Augsburg, auf die schon seit 1741 Joh. Michael Heusinger die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugniß, und seine Versicherung, hätte ich gemeint, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen, unfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht, weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer sehr, wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augsburgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Diese Abschrift ist von der Hand der Madame Reiske, die sich damit um die Griechische Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen Übersetzungen, wenn man künftig einmal den Äsop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln des Avianus, und drei und zwanzig Fabeln, oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Deligamus und Poggius, insgesammt mit deutschen Übersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift, die schon Gudius für älter, als fünf hundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nämlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculum zu Ulm gedruckt worden; dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man seine Übersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Äsopus darin aufgenommen: so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht seyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwei ganz verschiedene Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverlässig nicht an den Romulus, mit welchem ihn Nevelet ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn Nilant angenommen. Eins ist eben so falsch, als das andere, und ich muß es nochmals und nochmals wiederholen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwissenden Leichtsinn eines

jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte, es kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beilegte, der ihm darin aufstieß.

Warum aber Nilant nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig gesagt, dieses die Ursache, daß er das alte Buch des Nevelet hatte, und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie Nevelet schon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutschen Übersetzung versehen, welche nicht, wie es jetzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber steht, sondern stückweise, Fabel nach Fabel, eingeschaltet ist. Nun sind bei so einem Buche, das Grundsprache und Übersetzung enthält, noch zwei Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird, zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches selbst überzeugt ist. Er kann, außer beiden zusammen, die Grundsprache allein; er kann die Übersetzung allein abdrucken lassen und verkaufen: so hat er drei Bücher statt Eines.

Daß dieses nun hier Johann Zeiner auch wirklich gethan, weiß ich theils ganz gewiß, theils kann ich es mit aller Zuverlässigkeit schließen.

Daß er die Übersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß, denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio, hundert und neunzehn

Blätter stark, ohne das Register Über die gemeinen puncten der materi diß buchlis. Unter den gemeinen Punkten werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln, verstanden: und dieses Register findet sich auch bei jener Hauptausgabe, und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Äsopus fängt auch hier an; aber anstatt daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Äsopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des ganzen Werkes. Nämlich diese: Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß kryegischer zungen in latein gemacht. Auch ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ettlicher schimpffreden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi und des jünglings Gwistardi. Ob nun aber gleich diese ganze Übersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelsche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen: so ist doch dieser Druck davon nicht der bloß zusammen geschobene Druck aus jener; sondern es ist ein späterer Druck aus schlechterer Schrift und auf schlechterm Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wann er veranstaltet worden. Daß indeß vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urtheile ich daher, weil Christ einen gebraucht, von dem er

Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Schefferſche Arbeit zu Mainz halten dürfen. Dieſes war ohne Zweifel der erſte Zeinerſche, wie er mit Weglaſſung des Lateiniſchen, auf das nämliche Papier zuſammengerückt und nachgeſchoſſen worden. Chriſt ſelbſt kannte ſonach den lateiniſchen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn ſonſt gewiß bei ſeinen und nicht ſeinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, ſich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geſchichte der Sigismunde anbelangend, welche, der Aufſchrift nach, der einzelnen Überſetzung beigefügt ſeyn ſoll: ſo finde ich ſie in unſerm Exemplare nicht. Aber wohl finde ich ſie hinter der lateiniſch-deutſchen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derſelben, ſondern nur augenſcheinlich aus eben der Schrift und auf eben ſolches Papier, folglich bei eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Überſetzung aus dem Boccaz iſt, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfaſſer hat.

So wie nun dieſe eine Hälfte ganz gewiß beſonders abgedruckt worden, ſo wird es höchſt wahrſcheinlicher Weiſe auch mit der andern geſchehen ſeyn. Denn eben ein Exemplar des bloßen lateiniſchen Textes war es unſtreitig, was Nilant von Burmann geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletſchen Buches an deſſen Statt ſicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darin,

was Nevelet angegeben, außer der deutschen Übersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten, so konnte Nilant für sein Theil von dem Orte und dem Jahre, wann und wo es gedruckt worden, nichts Zuverlässiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiäner so viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem bloß lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinisch-deutschen zu lesen sind. So las er unter andern, zum Schlusse der siebzehn Fabeln nach der Übersetzung des Rimicius, dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit; welche hier, angeführtermaßen, ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinisch-deutschen Ausgabe durch die bloße Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs neue aus ihr abgesetzt worden. So zerrissen und verstümmelt indeß das Burmannische Exemplar davon auch gewesen, so eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik gespielt. Denn nicht allein hat es Nilant zu seinem Romulus gebraucht; sondern auch Cannegieter zum Avianus, von dem es

ebenfalls viele Jahre später hieß, daß er nun erst im Drucke erscheine, nachdem ein großer Theil von ihm vorlängst schon dort mit abgedruckt gewesen. Ich schließe daraus auf den um so viel größern Werth unseres originalen und so vollständig erhaltenen Exemplars, und darf mich nicht reuen lassen, so viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigem auf den Romulus wieder zurück, um mir selbst Rechenschaft zu geben, was denn nun diese ganze Untersuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe; denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere Kuh für sich, und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen: man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem goldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl, als in dem andern, ist vor allen Dingen nöthig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen. Besonders, wenn er ein-

mal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr ist, was Burmann sagt, daß nach dem Gudius sich Niemand um den Phädrer verdient gemacht habe, als Nilant, eben durch die Ausgabe seines Romulus und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieses Verdienst wenigstens zu theilen?*) Sollte es sich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs neue an das Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuscripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich, wie es scheint, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als Christ ihr Daseyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meine, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicher Weise stecken müßten, und wo Christ's Widersprüche genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Wor-

*) *Joh. Fr. Nilantius*, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiae praeferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive e Rimicio, sive e Romulo, sive a quocunque elaboratas l. c. s.

ten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors zu finden sey. In ihrer bis jetzt noch völligen Ermangelung also, können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis jetzt noch jede kühnere Muthmaßung über den Text des Phädrus geprüft, und zufolge dieser Prüfung gebilligt oder verworfen werden. Da nun ohnedies der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine solche Ausgabe einmal, statt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nämlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von Dijon, und in dem alten Ulmer Drucke, weit vollständiger und weit besser, als bei dem Nilant, enthalten sind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mittheile, wird es mit einem Blicke übersehen lassen, daß die Sache nichts weniger, als überflüssig, oder wohl gar schon so gut als geschehen sey. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuscripte, welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweiten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzustellen

versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt, ist für den aufbehalten, der einen ähnlichen Versuch wagen will. In der dritten Reihe sieht man, wie sich der Romulus des Nilant zu dem alten vollständigen Romulus verhält; welche Fabeln desselben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhole hier nochmals, daß dieser Anonymus selbst nichts anderes, als ein Romulus gewesen, indem er nicht bloß größtentheils die nämlichen Fabeln, sondern auch diese nämlichen Fabeln mit den nämlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateinischer, als Romulus, erzählt. Verschiedene von den Fabeln des Romulus, wird man sehen, fallen in allen drei Reihen weg; und das sind denn die, welche das Manuscript, oder der alte Ulmer Druck, ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben so gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wieder gefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. I. 1.	III. 12.	1.	—
- - 2.	I. 1.	2.	—
- - 3.	App. Burm. 6.	3.	—
- - 4.	—	4.	—
- - 5.	I. 4.	5.	—

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. I. 6.	I. 5.	6.	—
- - 7.	I. 6.	7.	—
- - 8.	I. 8.	8.	—
- - 9.	I. 19.	9.	—
- - 10.	IV. 18.	—	11.
- - 11.	I. 29.	—	12.
- - 12.	App. Burm. 9.	10.	—
- - 13.	II. 6.	12.	—
- - 14.	I. 13.	13.	—
- - 15.	I. 21.	14.	—
- - 16.	App. Burm. 10.	15.	—
- - 17.	- - 4.	16.	—
- - 18.	- - - 1.	—	—
- - 19.	- - 12.	17.	—
Lib. II. 1.	I. 2.	18.	—
- - 2.	I. 31.	19.	—
- - 3.	I. 23.	20.	—
- - 4.	—	21.	—
- - 5.	IV. 22.	22.	—
- - 6.	III. 15.	23.	—
- - 7.	V. 10.	—	62.
- - 8.	I. 28.	11.	—
- - 9.	App. Burm. 2.	24.	—
- - 10.	- - 32.	—	61.
- - 11.	- - 33.	—	65.
- - 12.	I. 16.	—	—

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. II. 13.	V. 3.	—	66.
- - 14.	I. 26.	—	63.
- - 15.	I. 7.	—	—
- - 16.	I. 3.	—	26.
- - 17.	III. 6.	—	—
- - 18.	IV. 23.	—	27.
- - 19.	I. 10.	—	28.
- - 20.	I. 22.	—	29.
- - 21.	I. 24.	—	33.
Lib. III. 1.	App. Burm. 15.	25.	—
- - 2.	—	26.	—
- - 3.	App. Burm. 17.	—	37.
- - 4.	- - 18.	27.	—
- - 5.	- - 19.	28.	—
- - 6.	- - 20.	—	40.
- - 7.	I. 12.	29.	—
- - 8.	—	—	—
- - 9.	—	30.	—
- - 10.	—	31.	—
- - 11.	—	—	—
- - 12.	IV. 7.	—	42.
- - 13.	App. Burm. 21.	32.	—
- - 14.	- - 5.	33.	—
- - 15.	III. 7.	34.	—
- - 16.	—	35.	—

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonym. Nilanti.
Lib. III. 17.	App. Burm. 22.	36.	—
- - 18.	—	—	47.
- - 19.	II. 8.	—	48.
- - 20.	IV. 12.	37.	—
Lib. IV. 1.	IV. 2.	—	—
- - 2.	IV. 1.	—	—
- - 3.	App. Burm. 23.	38.	—
- - 4.	III. 18.	39.	—
- - 5.	III. 2.	—	—
- - 6.	—	40.	—
- - 7.	—	—	—
- - 8.	App. Burm. 24.	41.	—
- - 9.	IV. 3.	—	—
- - 10.	I. 11.	42.	—
- - 11.	—	—	—
- - 12.	App. Burm. 30.	43.	—
- - 13.	—	—	—
- - 14.	—	—	—
- - 15.	—	—	—
- - 16.	—	—	—
- - 17.	App. Burm. 25.	44.	—
- - 18.	- - 31.	—	60.
- - 19.	- - 28.	45.	—
- - 20.	—	—	—
- - 21.	App. Burm. 27	- -	55.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuscript bekannt mache, auf das Gudius sich ebenfalls in seinen Noten über den Phädrus bezieht, will ich diese nämliche Tafel auf den Phädrus einrichten, und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärkt wird.

III.

Über den

Anonymus des Nevelet.

Man versteht unter dieser Benennung den ungenannten halb barbarischen lateinischen Dichter, dessen elegische Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geschichte der Fabel vieler Umstände wegen sehr merkwürdig ist; da ich bereits zweierlei von ihm erwiesen habe, nämlich, daß er im Grunde nichts, als ein versificirter Romulus sey, und daß er eine von den Hauptquellen unsers Boner gewesen: so will ich, was ich sonst für Nachforschungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Litterators unterhalten, sondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich seyn, der etwa diesen Anonymus eben die Ehre erweisen wollte, die Canuegieter dem Avianus erwiesen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile bestehen lassen! Wenn sie mit den guten klassischen Schrift-

stellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der späteren Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen, gewiß nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, daß dieses überflüssig, und jenes schon geschehen sey, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieser Art von Gelehrsamkeit verrathen.

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede ist, gelebt, läßt sich bis jetzt noch eben so wenig mit Gewißheit angeben, als sein Name. An Versuchen, beides zu leisten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen lassen; aber diese Versuche zu widerlegen, ist leichter, als etwas Zuverlässiges an ihre Stelle zu setzen. Sie reiben sich zum Theil unter einander selbst auf; und da ihre Verschiedenheit gewissermaßen von der Verschiedenheit des Urtheils abhängt, das jeder von dem innern Werthe des Gegenstandes gefällt: so verlohnt es sich schon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geschmack in solchen kritischen Untersuchungen zwar nichts entscheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieses Wort) der Mißgeschmack, selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irre führen kann.

2. Also vom Gyraldus anzufangen, dem ersten, und wohl noch dem einzigen kritischen Geschichtschreiber der Poesie. — Gyraldus nennt unsern Ungenannten Romulus. Posset et inter hos

poëtas, schreibt er,*) reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem, ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis, *fabulas Aesopi* nuncupavit: non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam, non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poëta dum Athenis studeret, e Graeco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine composuerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo, vel Salone, me puero nullus liber aeque trivialibus magistris terebatur, post Alexandri ineptias. Wie Gyráldus zu diesem Irrthume gekommen, dem Versificator den Namen des Urhebers beizulegen, kann ich leicht begreifen, wenn ich annehme, daß zu seiner Zeit in den Schulen Italiens eben solche Sammlungen von Fabeln gänge und gäbe gewesen, dergleichen ich an der Steinhöwelschen in dem ersten Beitrage beschrieben, in welchen die elegischen Fabeln unseres Anonymus den prosaischen des Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal diese Schulbücher genau angesehen haben, geschweige, daß er gar Handschriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in diesen steht die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tybertinus, oder Tyberinus, jederzeit vor den prosai-

*) De Poëtarum historia, Dial. V. circa finem.

schen Fabeln, und der Eingang zu den elegischen enthält von diesen Namen keinen. Auch sagt Romulus in jener Zuschrift ausdrücklich: Id ego Romulus transtuli de graeco in latinum. Woher nun Gyraldus das besser wissen wollen; aus welchem Grunde er einen Schriftsteller, der sich selbst für nichts weiter, als Übersetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müssen, geglaubt hat, wünschte ich wohl belehrt zu seyn. Noch begieriger aber wäre ich zu wissen, wer der Salo von Parma seyn sollte, mit dem seine Landsleute den Romulus so gern verdrängen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können: und auch Gesner kannte ihn nicht weiter, als aus dieser Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anderes zu verstehen sey, als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, ist wohl unstreitig. Sie ist in leoninischen Versen, führt den Titel doctrinale, und war seit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unseres Anonymus sofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange seines doctrinale aus den Schulen verweiset: so wäre das die älteste Spur, die mir noch von ihrem Daseyn vorgekommen. — Doch Gyraldus soll ja ausdrücklich sagen, daß ihr Verfasser bereits im zwölften Jahrhunderte gelebt habe? Wenigstens versichert dieses de la

Mounoye in seinen berichtigten Menagianen:*) Lilius Gyraldus attribue ses fables à un *Romulus* ou *Salo*, et le fait vivre dans le 12. siècle. Allein dieser sonst so genaue Litterator hat sich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fußen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus namhaft macht, der 1100 gestorben, sodann des Gildas gedenkt, und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologische Ordnung, und das inter hos bezieht sich nicht auf den Hildebertus und Gildas, sondern auf die späteren lateinischen Dichter insgesammt, qui nihil ad linguae nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er sich gleich Eingangs über sie erklärt.

3. Nach dem Gyraldus ist J. C. Scaliger zu hören, der in seinem Hypercritico eben so viel scharfe und gesunde, als schiefe und abgeschmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unsern Anonymus Accius, und zählt ihn zu den ganz neueren Dichtern seines Jahrhunderts. Accius, schreibt er, quem faciunt Aesopicarum authorem fabularum, si quis alius, tum accuratus, tum argutus poëta est. Illud observarunt praeceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen

*) T. I. p. 173.

nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quae dixit a me nullo modo melius dici posse. Quare cum poëtis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum. Parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest objici: cujusmodi est illa vocum allusio:

Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim ejusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unserm Anonymus rede, ist aus dem angeführten Verse klar, welcher in der zwölften Fabel de mure urbano et rustico vorkommt. Aber welch ein Urtheil für solch einen Mann! Wenn er, diesem Urtheile zu Folge, unsern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, sollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dessenungeachtet für so neu erklärt. Unterdeß ging auch dieses natürlich zu. Denn vermöge seiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieses mit der italiänischen Übersetzung eines gewissen Accio Zucco in die Hände: er glaubte, wer die italiänischen Reime gemacht habe, werde auch die lateinischen Verse gemacht haben; und so entstand ein lateinischer Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Mensch in der Welt etwas

gehört hatte. Diese Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten lassen, daß er allerdings einige Ekthlipses bei unserm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte seyn müssen:

In gallo stolidum, in jaspide pulchra sophiae
Dona notes —

unser Versificator sie dennoch lieber gar nicht machen wollen: so muß ich in Ansehung dieses Exempels wenigstens anmerken, daß alle unsere Handschriften und alten Ausgaben diese Zeile so lesen, daß die Ekthlipsis gar nicht Statt findet. Nämlich:

Tu gallo stolidum, tu jaspide pulchra sophiae
Dona notes — —

überhaupt scheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipsis nicht bloß die Herausdrängung des m mit seinem vorhergehenden Selbstlauter, sondern eine jede Elision überhaupt verstanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen ersten Verfasser zu seyn erachten kann; und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer spätern Hand zu seyn scheinen, auch nicht einmal in allen

*) Poëtes modernes, §. 1238.

Ausgaben befindlich sind, kommen einige derselben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatiker den Scaliger verstanden; z. E. die Poëtica major der Giessenschen Professoren, wo es im zweiten Buche S. 156. heißt: a paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum autorem etc.

4. Um wie viel besser, obschon neuer, als er beides ist, Scaliger unsern Anonymus macht: um so viel schlechter, obschon vielleicht auch um so viel älter, macht ihn Barth. Aber das zwei und zwanzigste Kapitel des dritten Buchs seiner Adversariorum, welches er ihm gleichwohl gewidmet, ist offenbar zu zwei ganz verschiedenen Zeiten geschrieben. In der ersten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbarischen Dichter aus, den er zu allererst bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poëta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio, homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam intcrire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia, et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des ersten Buchs, nebst der ersten Fabel desselben folgen, und setzt hinzu: Talis est universa illa poësis. Wahrlich scheint mir Barth hier ekler gewesen zu seyn, als ich ihn sonst an zwanzig Stellen finde: und ich

schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich selbst einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen lassen, was auf sehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) steht, wenn es auch schon noch ein wenig schlechter ist, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht sind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne: so wüßten wir vielleicht doch auch schon etwas mehr von der Zeit des darauf geschriebenen Dichters. Allzu hoch zwar mag er in seinen Gedanken wohl nicht damit hinauf gestiegen seyn, wenn wir aus dem schließen sollen, was er, nach meiner Vermuthung, zu einer andern Zeit beizufügen für gut befunden. Denn nun hätte er erfahren, daß schon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er diesen Umstand vorher gewußt hätte. Ja, er würde diese Probe ohne Zweifel völlig aus seinen Adversariis ausgestrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfassers beigefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles schon so stehen bleiben könnte, wie er es einmal geschrieben. Et jam quidem, sind seine Worte, edita et recensita (universa illa Poësis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Giraldus, et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem

certiorem quoque ignorare possit, quae de eo reperi adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas jocosas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Graecum in Latinum transtulit.* Haec membranae. Also auf einen Bernhard räth Barth; auf einen Bernhard. Und auf welchen? Denn es sind dieses Namens mehrere, die alle lateinische Verse gemacht haben, und auf unsere Fabeln Anspruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beim Silvester Giraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in seinen Adversariis, in die er sie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn so verstehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis, und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber sich verloren habe: als welches man sich vielleicht daher desto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechischen Fabeln des Äsopus eine vom Biber enthalten ist, welche das bekannte Mährchen von dessen Geilen enthält.*) Ich schlage also im Silv. Giraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeint haben, und finde im zweiten Buche des

*) Collect. Planud. Fab. 34.

Itinerarii Cambriae, im dritten Kapitel, folgendes Distichon eines Bernardus, den er weiter als mit diesem seinem bloßen Namen nicht angiebt:

Prodit item castor proprio de corpore velox
Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

Und das sind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unseres Anonymus gleich seyn sollen? Die ersten Worte zeigen deutlich, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, in welchem sie vermuthlich mit mehreren Beispielen einer ähnlichen Befreiung gestanden; wenigstens, daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Äsopische Fabel hier kann abgehandelt seyn, ist offenbar. Das Latein ist freilich eben so schlecht, als es bei dem Anonymus oft vorkommt; aber wo ist die geringste Spur von dem Lieblingsfehler desselben, durch den er, nach Scaliger's obigem Urtheile, der poetischen Jugend minder nachahmungswürdig seyn soll? von seinen so häufigen Assimilationen? von der kindischen Wortklapper, ohne welche der Anonymus fast keine Zeile schreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in diesen Tändeleien, sondern auch in der affectirten Vermeidung aller Elisionen vollkommen gleich kommt, welches denn eine weit schließendere Ähnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus. Doch ich will mich selbst nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich Anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gelehrten Männern entsagen, die so reich an Muth-

maßungen, und so arm an Urtheilskraft sind, wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der so ganz in diese Klasse nicht zu bringen, indem er seine kühnen und oft seltsamen Einfälle wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen wußte.

5. Und dieser ist unser Christ. Christ, welcher in der Hauptsache von Phädrus unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte: Christ hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, so wie sie Cannegieter herausgegeben hat, für ein untergeschobenes Werk, an welchem Rufus Festus Avianus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchstens könne dieser in einer eigenen und besondern, größern und bessern Sammlung von Fabeln, den Stoff zu einigen derselben, und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck, hergegeben haben. Das Übrige sey aus einem barbarischen Zeitalter, und von einem eben so geschmacklosen als unlateinischen Scribenten:*) Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus infelicis saeculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit, et omnia suis elegis pro lubitu comminuit; nihil

*) Prolusio de Phaedro, p. 54.

aliud pensi, ut istud erat saeculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis inscitae brevitatis studio coarctaret, quae viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avianus. — *Ut istud erat saeculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch sein inscitae brevitatis studium so vorzüglich berühmt ist? Ich kenne keins. Es ist vielmehr der Fehler aller barbarischen Jahrhunderte, daß ihre Schriftsteller an beiden Enden ausschweifen, und eben so oft Schwätzer als Wortsparer sind; ihre guten Muster nicht seltener in einem Schwall von Worten ersäufen, als verstümmeln. Doch Christ hat ohne Zweifel hierdurch auch kein eigentlich chronologisches Merkmal angeben wollen, und alles, was er positives von dem Alter dieses Pseudoavienus sagt, ist nichts mehr als dieses, daß er schwerlich älter, als unser Anonymus seyn könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno, nisi vetustior, et multo recentior esse non videtur incertae aetatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem, atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meint Christ nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angesehen war; sondern er meint den Romulus selbst, den Nilant auf diese Fabulas antiquas folgen lassen, so er

schon bereits längst in der Steinhöwelschen Sammlung vollständiger und besser vorhanden war. Denn unter diesem Namen, welcher eigentlich nur den prosaischen Fabeln gehört, verstand man auch nicht selten die elegischen unsers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte, und der man nicht besser abhelfen konnte, als wenn man dem einen und dem andern den Namen eines besondern Verfassers beilegte; gesetzt auch, daß man den Irrthum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum ist. Die übrigen Vermuthungen, die Christ von diesem seinem Accius macht, gründen sich auf die leeren Äußerungen des armen Scholiasten, der sich in einigen alten Drucken und Handschriften bei den Fabeln findet. Nugae glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *magistrum Esopum de civitate Atheniensi*; modo *Gualterum anglicum*, qui ut puto, est inter cathedrae Romanae purpuratos, dictus *a Winterborn*, quem tradunt diem suum obiisse a. C. N. MCCCV; modo subobscuro aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio*: quatenus fortassis argumenta praebuit. Ich kann nicht sagen, auf welchen Währsmann sich Christ wegen des Gualterus Anglicus hierbei bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geschriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Ma-

gister Äsopus bloß auf den Inhalt und den Urstoff gesehen worden, so wie unter dem Romulius der mehr gedachte Romulus zu verstehen, ergiebt sich ja wohl von selbst; und wie es gekommen, daß dieser Name beiden Fabeln, den prosaischen sowohl, als den elegischen gegeben worden, habe ich schon gesagt. Auf Veranlassung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegischen, so weit sie langten, den prosaischen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwelschen zu sehen. Vielleicht aber, daß selbst Christ von diesem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bei seiner Nachricht so viele Bücher selbst nicht vor Augen gewesen. Wenigstens kann es nur aus dieser Ursache geschehen seyn, daß er zwei deutsche Schriftsteller mit einander verwechselt hat, von welchen sich unsere gedruckte Litteratur, so zu reden, anfängt, und die sich beide um unsere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte so verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdient, welches schwerlich aus einer Bibliothek vollständiger geschehen kann, als aus unserer. Nämlich Heinrich Steinhöweln selbst, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Kanzler bei dem Grafen Ulrich von Wirtemberg, und aus Eßlingen gewesen. Eines jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden.

Jetzt bleibe ich bloß bei der Hauptsache stehen, die das Urtheil betrifft, welches Christ über den

klassischen Werth unseres Anonymus ausspricht. Wenn dieses Urtheil sehr gemäßigt zu seyn scheint, indem es gleichsam zwischen den Meinungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, so ist es doch darum nicht minder paradox, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die späteren römischen Autores auf einander folgen läßt, so gewaltig widerspricht. Aus einem barbarischen Versmacher nämlich wird unser Anonymus auf einmal ein Scribent, wie wir uns nur immer einen Virum consularem des 4ten Jahrhunderts, wenigstens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in diese Zeiten erhebt er ihn, sondern erkennt ihn auch an Sprache und Geschmack dieser Zeiten für würdig. Scilicet, sagt er ausdrücklich*) — — —

*) Hier bricht die Handschrift dieses Aufsatzes ab, die der sel. Lessing nicht lange vor seinem Tode in die Druckerei gab; und bis jetzt hat sich von ihrer Fortsetzung unter seinen Papieren nichts gefunden. Auch zweifle ich sehr, daß sich etwas Vollendetes darunter finden wird, welches das Resultat dieser litterarischen Untersuchung enthielte; denn Lessing war, wie er mir oft selbst gesagt hat, von jeher gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdrucks zu vollenden; und bei der gegenwärtigen war dies ganz gewiß der Fall. Ob er sich gleich über seine Nachforschungen in der Litteratur der Äsopischen Fabel zum öftern mit mir unterredet hat; so bin ich doch nicht im Stande, seine eigentliche Entdeckung oder Vermuthung über diesen Anonymus des Nevelet und über die Entstehungsart seiner elegischen

Fabeln, dem Leser mitzutheilen; und eben so wenig wissen seine übrigen Freunde, mit denen er sich darüber hätte besprechen können, das Ziel anzugeben, auf welches er diese ganze Untersuchung hinzuführen dachte. So viel sieht man wohl aus ihrer Einleitung, daß L. weder den eigentlichen Namen, noch das Zeitalter dieses Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte: nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit seinen Fabeln und ihrem Ursprunge hat, scheint er mir bessere Aufschlüsse, als die bisher gegebenen, im Sinne gehabt zu haben; und, wie gesagt, diese kenne ich nicht, und getraue mir eben so wenig, sie zu errathen, oder nur zu muthmaßen. Eschenburg.

IV.

Die Nachtigall.

Ich blätterte in Heydenreich's Leipzigischen Chronik, und da ich eben nichts Wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich.

„Anno 1567 den 13ten Januarii, hat der ScharffRichter zu Leipzig auffm Markt ein Buch, die Nachtigal genant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmehworten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt, und die, so sie feil gehabt, ausgepaucket."

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bei dem kleinsten Anlasse mit fort. Und so sahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die Nachtigall genannt, für ein Buch gewesen sey.

Gleich anfangs besann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgesetzte Heydenreich ist. Vogel's Leipzigisches Geschichtbuch also war

das erste, was ich zu Rathe zog, in der festen Hoffnung, meine Neugierde sofort befriedigt zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederholt die nämlichen Worte des Heydenreich, ohne die geringste nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Verzeichnissen solcher Bücher, meine Nachtigall gewiß anzutreffen: und schlug sie nach, eins nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst Andreas Westphal, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst Schelhorn, der diese Arbeit des Westphal durch viele Zusätze erweitert hat,*) ließen mich unbelehrt von sich. Sie wissen alle von keiner Nachtigall; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch Müller's Annales, und andere sächsische Geschichtschreiber, nicht ohne Zeitverlust, eben so unnützlich nachgelesen hatte, mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich so begierig sey zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sey, an welchem der Rath zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befun-

*) Amoenit. liter. T. VIII. et IX.

den. Selbst die Worte des Heydenreich: „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden," schienen nichts Wichtigeres, nichts was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschließen, von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen, als ich mich auf einmal besann, wo ich jetzt sey. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das trotz des Scharfrichters von Leipzig, hier wohl noch selbst vorhanden ist? Ich will das Buch suchen; nicht bloß Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nämlich nicht so, wie es verbrannt worden, nicht gedruckt; sondern ich fand unter unseren Manuscripten Abschriften davon, und deren nicht weniger als drei.

Auch sahe ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müssen glaubte: so war es vielmehr eine Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzelnen Stadt, nicht einer bloßen Provinz, sondern des gesammten Reiches betrifft. Kurz, die Nachtigall singt nichts geringeres, als ein Lied über die damaligen Grumbachischen Unruhen. — Vielleicht hätte ein Anderer dieses sogleich errathen, dem

es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bei dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten steht, welche der Churfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des sechsundsechzigsten, und zu Anfange des siebenundsechzigsten Jahres, eben machte. Doch besser ist wissen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zufolge desselben, entweder gelegentlich oder geflissentlich hätte Erwähnung geschehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beider Partheien, noch bei den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen, finden können. Wie denn auch Kreysig, welcher in seiner historischen Bibliothek von Obersachsen ein eigenes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachischen Händel betreffen,*) darunter keiner Nachtigall gedenkt.

Dieses alles, meine ich, beweiset so ziemlich, welch eine Seltenheit unsere Bibliothek an den Abschriften derselben besitzt. Eine Seltenheit, die allein schon werth ist, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche jünger und schöner wieder hervorsteigt.

Hoffentlich bin ich der Meinung nicht allein,

---

* Sect. II. cap. 21.

daß es auf alle Weise erlaubt ist, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigsten Gründen, verbranntes Buch wieder herzustellen. Denn ein solches Verbrennen hat die Absicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es soll diese Absicht nicht haben; es kann sie nicht haben. Es soll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Urheber seyn. Was Einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sey, kann beleidigt haben. Er stürzt sie vorsetzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene, als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen, als einsichtsvollen Mann halten soll.

Die Grumbachischen Händel sind vorbei; auch in ihren unmerklichsten Folgen vorbei. Nur dem Gelehrten, der sich lange nachher ein Geschäft daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr schaden; nur dem Staatsmann, dem die Geschichte seine Schule ist, sind sie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieser daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wissen.

Aber wie jenem oft dabei zu Muthe seyn muß, kann ich einigermaßen urtheilen.

Er wird weit entfernt seyn, sich zum Vertheidiger Grumbach's und seines Anhanges aufzuwerfen. Er ist von dem Verbrechen dieses Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihn verfahren, vielleicht damals nothwendig gewesen; er erkennt mit allem Wohlgefallen, daß diese Strenge wenigstens in ihren Wirkungen, zu Festsetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abstellung der gesetzwidrigen Selbsthülfe, sehr ersprießlich gewesen.

Aber wenn er dieses alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden seyn, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger, als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezüchtigt, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straßenräuber ist? denen er eben so zuverlässig Zauberer und Teufelsbanner seyn müßte, und sicherlich seyn würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereien nachzuschreiben, als Verläumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbach's heftigster Feind, eben als er den Gar-

aus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen; die folglich für Grumbachen muß gewesen, die er aber nirgends selbst auffinden kann (und eine solche Schrift ist unsere Nachtigall, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben): was soll er denken? Ist er, bei der Untreue, bei dem Leichtsinn, mit welchem man auf das bloße Wort seiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das Ärgste zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darin enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; obschon unsere Nachtigall nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das schon ein Verdienst, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens, einen solchen Argwohn sowohl ihm, als dem, den er trifft, erspart.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ungefähr sechshundert Zeilen, und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nach-

tigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachischen Sache nahmen, oder hätten nehmen sollen. Der poetische Werth desselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut seyn; aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinette; und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog Johann Friedrich des Mittlern gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeint, welche dieser Herzog des Reichs abgesandten Botschafften, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernst von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi

seiner Gotha Diplomatica einverleibt worden. *) Da ich nun sowohl diese Antwort, als auch alle anderen dahin schlagenden Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleiße durchlesen mußte, um von dem wahren Werthe meiner Nachtigall urtheilen zu können: so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Bestärkung, oder Widerlegung, der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bei näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreifen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachischen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freimüthigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung, zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Salustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

*) Theil II. S. 62—92.

Nachtigal:

das ist,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachssen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Proceß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug.

Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Rom. Kayſ. Mayt. Chur- und Fürsten, auch andere Stände des H. R. Reichs, antreffende die jetzige trübſelige Belagerung der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahre Christi
MDLXVII.

Dieweil ihr schlaffet in der Nacht,
Und Trübsal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,
O Fürsten gut, in diesem Thal,
Zu singen euch ein schön Gesang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Früling kompt herbei.
Bitt, wollet meine Melodey

Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchssen Knall abschaffen lahn,
Gute Freunde mit einander seyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd großr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet solch Unruh.

Poeten solch Gewohnheit han,
Wann sie zu dichten fangen an,
Daß sie viel Götter allermeist
Anruffen, umb ein guten Geist,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit
Gezieret seyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach seinem Gebott,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom großen Handel reden wol,
Weß jeder sich verhalten soll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Ist die Sach kürzlich so gestallt;
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in seiner Hand,
Daher entspringt der erste Neydt,
Der gemachet hat so manchen Streitt.
Marggraff Albrecht, der streitbar Mann,
Den von Wirzburg wolt greiffen an:

Grumbach Marggräffscher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Biſchoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein große Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß geſah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert ſelbſt den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburch, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von Beuren bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,
Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayſer auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter ſchicken that,
Welche den Stifft beſchützet han,
Daß ihm kein Ueberlaſt gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da Moritz und Albertus beyd
Hielten zuſammen einen Streitt,
Marggraff Albrecht verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht.
Wolt ſein Zuſag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geſchwechet ſehr,

Wil ihm nunmehr kein Schuld gestahn.
Grumbach wolt sein Bezahlung han,
Der Bischoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch sein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.
Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayser selber redet an
Den Bischoff, daß er soll verstahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit war so kleyn.
Der Bischoff bleibt auff seiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bischoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frey und öffentlich.
Mit solcher Protestation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,
Denn eim andern in dieser Welt,
Wie er solchs auff sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien schon,
Welch führet die französisch Kron.
Mit Reuttern stark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart verfehrt.

Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit also fehret fort.
Grumbach sich überreden läßt,
Folgt ihrem Rath, und thut das best.
Er meynt, sie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden stund auch sein Beger.
Da er die Reutter gelassen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beste that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des grossen Vogels hätten sie
Erwehret sich, sprachen sie fry,
Was sie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jezt nemen an?
Mit Gedultt Grumbach so lange harrt,
Bis er schier gar zum Bettler ward,
Nit treiben kunt ein lang Proceß,
Den kayserlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt sein Bettelstab
Sprach sie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,
Doch hat er nit gefordert das sein,
Verschreibung genommen nur allein,

Die Pfaffen lassen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit sie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern sie noch bewahren lan.
Des Bischoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal sein Bescheydt,
Die auch der Bischoff hat hernach
Versiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie solches allen offenbahr.
Hett Grumbach sich daselbst bezahlt,
Und geübt allda sein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren stolzen Muth
So hett er sie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das sein gelahn,
Daß er in Fried die Güter sein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn sie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Bescheydt,

Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein grossen Uebermuth
An seinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wolts recht verstahn,
Daß sie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geschlechts, ermordet geschwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, solchs ist offenbar,
Getrieben ihn von Land und Gut,
Gedurstet sehr nach seinem Blutt,
In seinem Namen thun greiffen an
Den Apt von Benz und den Kauffman,
Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch sein Ehr
Durch famoß Bücher sehr geschendt,
Die kommen sind in vieler Hendt.
So han sie auch Wilhelm von Stein
Sein Häuser abgebrennet reyn,
Junker Ernsten von Mandeßloh
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden woltt,
Daß man dieselb einsammeln solt.
Da Grumbach so geengstigt sehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet sein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun sein Alter schwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,

Sein Trübsal auch gesehen an,
Wie er verfolgt von jedermann,
Sich seiner so erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in sicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Geleydt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät solchs mit des Kayfers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad
Damit nit ferner wurd berührt,
Das Römisch Reich, bis wurde verhört,
Im Römischen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da sein Recht erkendt.
Solchs hat Ferdinand gelassen zu,
Doch daß Grumbach in Rast und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch rasten ließ, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Ist diß der Lohn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürsten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächsisch Blutt?
Johann Friedrich der dapfer Heldt
Sein Leben also frömmlich stelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
Denkt ist es nit ein große Schandt,

Wenn ihr die nun bekriegen woltt,
Die ihr billich erretten soltt!
Fürwar der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger seyn,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden lassen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk schätzen lahn,
Den Türken wollen freßen gar,
Ihm ziehen ab sein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
Dadurch sie kommen in Unfall,
Waßer getrunken für den Wein,
Daß ihrer viel gestorben seyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürsten gutt,
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,
Und wendet für des Reiches Acht,
Und schendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Baxst sein Spott und Schand
Zu üben hat in seinem Sinn,
Bedenkts, was ist doch ewer Gewinn?
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold?
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Gesteygert und vermehret seyn?
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll seyn ein newes Fegefeur.

Ist Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann solcher Sieg?
Er begeret doch nur Rast und Friedt,
Warzu soll denn dieser elend Streit?
Soll Grumbach seine Gütter lahn
Den Pfaffen, und selbst betteln gahn?
Weh euch, ihr falschen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar
Die blutsverwandten Fürsten gut,
Und stürzet so unschuldig Blutt!
Die armen Bauern müssen dran,
In schanzen sich erschiessen lahn,
Ihr freßt und sauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Christus theur
Das Menschlich Blut erlöset hat,
Weh euch, der großen Missethat!
Der Arme seufzt, und spricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayser Maximilian,
Gott zier dein Kayserliche Kron,
Der Bapst stecket voll giftig List,
Des Reiches Fried zuwider ist:
Durch Einigkeit der Fürsten Macht
Zunimbt, solches der Bapst betracht,
Hierauf ist er beflißen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,

Vermalmet so eur Bein und Mark,
Daß ihr ihm werdet nit zu stark,
Läst sich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füssen, wie ein Krott.
Viel Kayser hat er abgesetzt,
Die Türken wider sie gehetzt.
Da du empfiengst die güldene Cron,
Hast du das Evangelion
Zu schützen vielen zugesagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchste sitzt in seinem Thron,
Und hat vorlängst gezehlet schon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die ist hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:
Der von Wirtzburg keiner Parthey
In Treuwen ist gestanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiffen Rath;
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz
Veracht dein kayserliche Cron,
Des merk, o Maximilian.
So hast du auch gelassen zu
Johan Friedrichen, daß er in Ruh

Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du solchs ein Missethat
Erkennen wiltt, bin ich zu schlecht,
Und kann es preysen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben seyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel sorgen, daß Grumbach allein
In diesem Kriege sey ein Schein,
O Kayser Maximilian,
Niemand Gott widerstreben kan.
Die Augspurgisch Confeßion
Gestellet hat der Melanthon,
Derselbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey,
Die Wahrheit baß verstanden hat,
Eh denn er seinen Geist aufgab.
So man jetzt sagt die Wahrheit frey,
So ist es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeßion
Viel Lugen seyn bedecket schon.
Das heilig Evangelion
Das ist die best Confeßion.
Kayser Carolus, der gütig war,
Vom Bapst ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunst,
Dieweil er durch des Bapstes Kunst
Zertrennet hat der Christen Bundt,
Gott und seinem Worte widerstund,

Verhert das Teutsche Land sogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er sich rustet zu der Wehr,
Und ihm kein Fürst getrauet mehr.
Erstlich der Römisch Bösewicht
Auflöset alle Eidespflicht,
Ein Fürst wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutschen Landt
Geschah schrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichstedt kamen umb groß Geltt,
Die Fürsten fing man in dem Feldt
Durch listige Betriegerey,
Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Festung brach man ab zu hand,
Das Geschütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falsch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapst erfand ein solchen Rath,
Daß Magdeburg die schöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengstet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertrag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da Moritz stolzlich gewinnt die Glauß,
Die gefangenen Fürsten bringt zu hauß,

Da Carolus thet passiren lahn
Die Augspurgisch Confeßion,
Was gab ihm doch der Bapst für Lohn,
Da er lang hett das Best gethan?
Sein eigen Reich bekrieget sehr,
Dadurch geschendt sein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen ist zuletz,
Gab ihm der Bapst nicht solchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihn ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,
Daß er die Fürsten geben frey,
Und nit mit grosser Tyranney
Das Bapstthumb aufgerichtet gar,
Durch tausend Mord und manch Gefahr.
Solchs wollstu, Maximilian,
Bitt ich in Gnaden auch verstahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayserlichen Cron
Ein Fußfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daß Gott der Höchst allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürst Auguste, denk daran,
Ein Beyspiel dich erinnern kan.
Albertus das Marggräfisch Blutt,
Dazu Moritz dein Bruder gutt,

Zusammen waren gehetzet auch,
Von Buchsen ward ein großer Rauch,
Das Fürstlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt treuw dein Prädicant,
Spräch er, es wär ein grosse Schand,
Daß du so alt jetzt worden bist,
Und nicht merkest der Pfaffen List.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Haltu erstlich selber veracht,
Dem Grumbach Dienst gebotten an,
Ihn gehalten für ein frommen Man.
Auch hat Staupitz, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr starker wohlgerüster Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weitberümbte Stadt
On blutig Schwerd erobert hat.
So sagt dir auch dein Conscienz
Ohn Zweifel ein sehr gut Sentenz,
Daß der alt Churfürst mit seiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede flihet auch mancherley,
Daß Moritz durch Verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug,
Johann Friedrich dieselbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So sollt du prangen nit zu sehr,

Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du hast dein Ehr und Gut.
Es ist doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um seine Treuw und milde That
Umbringest mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik solche preysen wirdt,
Dazu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch bist Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten seyn vor keck,
So zihe hin, und gewin Siget,
Welches der Türk genommen ein,
Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet seyn und weit bekandt,
Im Teutschen und im Welschen Landt.
Das Reich zwingt mich, ist deine Sag.
Du hast aber eine strenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, ist offenbahr.
Der falschen Urgicht Instrument
Hastu gesandt in Pergament
Dem Kayser, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geschendet sehr.
Auch auff eines Menschen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt seyn.
Der von Wirtzburg und von Braunschweig
Mit dir, seyn nicht das ganze Reich.

Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieselbig exequirt,
Der schendet seine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzusehr.
Hettstu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span,
Auch ausgesühnet wer die Acht,
Die jetzund bösen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben seyn,
Was wird doch endlich seyn dein Lohn?
Wirst du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird sich bekümmern sehr,
Daß du nit solchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen spannest an,
Verderbst dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderische Bandt.

Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder sehr betrübet seyn.
Zwo Schwestern, die zween Brüder han,
Ach Gott in großer Trauwer stahn.
Der Mutter muß solchs seyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht
Gethan hett, ist ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Bescheydt.

Wie gern wollt er dich freſſen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
Von Brandenburg, hat geholffen nit.
O Brandenburgiſch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen Caſimiri Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr ſein Diener war,
Wird geengſtet von der Pfaffen Schaar.
Marggraf Albrecht, den guten Heldt,
Da Moritz durch ein Kugel gefellt,
Hat Grumbach nit verlaſſen thun,
Darum wird er gehaſſet nun.

Churfürſt von Maynz, ein alt Geſchicht
Wird geben dir ein guten Bericht.
Als Dieterich auch Biſchoff war
Zu Maynz, den Bapſt ſtrafft offenbahr,
Daß er nur ſucht der Teutſchen Gelt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt.
Drumb Maynz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Daſſelbig, bitt ich, wol betracht.

Churfürst zu Maynz, wollst werden gleich
Den frommen Bischoff Dietereich.

Churfürst von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Bischoff Herman,
Von Pfaffen abgesetzet war,
All seiner Ehr beraubet gar:
Noch ist ihm solchs ein grosse Ehr,
Welche wird sterben nimmermehr.
An dich ist nun mein christlich Bitt,
Dein frommen Vetter schende nit.

Churfürst von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet sie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Bischoff müsse seyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdest gar zu Spott,
Wird preisen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein schelmisch Pfaff verkehret einig
Veränderts n und macht ewig.
Wenn solch ehrlose Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,

Wird sich gewiß an fürstlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.
Herzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel steck.
Wenn Gotha wird geschleiffet seyn,
Und Philippus gelassen ein,
So steht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich meyn den Pfaltzgraff an den Rhein.
Solchs laß dir seyn ein trenwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu spat.
Sybilla, die fromb Herzogin
Von Clev, ja war die Schwester dein,
O Prinz von Clev, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befohlen seyn.
Die Noth ist jetzt vorhanden hart,
Nit einer auf den andern wart.
Euch Reichstätt, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verschütt es nit zu diesem Spiel.
Ihr von Würzburg, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Gestifftet Jammer und groß Leydt,
Geistliche Leute wollt ihr seyn,
Darumb folgt auch der Lehre fein

Geistlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben soll
Seim Nechsten alle seine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach ist euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit seiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er sich doch weisen lahn,
Horatio ein Missethat
Vergeben ward ohn allen Schad
Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten sich.

O Kayser Maximilian,
Bitt wolleſt die Sach recht verstahn.
Fürwahr die Festung Grimmenstein
Ist deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Rhum und Lob soll han,
So rech den Grafen von Serein,
Mit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu streken han gebotten ahn
Für deine kayserliche Kron.

Verhör gnugsam beyde Parthey,
Laß alle Stände richten frey,
Churfürstliche Bitte nicht veracht,
Von den du hast die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten sich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römschen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wirdt,
Denn daß das Sächsisch Blutt geschendt,
Und er mocht waschen seine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
Darnach ihn hefftig dursten thut.
Ich bin ein geringes Vögelein,
Mein Gesang ist kurz, mein Zeit ist klein,
Nembt diese Melodey vor gut,
Der liebe Gott euch all behut.

Die drei Abschriften, aus welchen ich dieses mittheile, sind völlig übereinstimmend, außer den zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopist der seinigen gefolgt, und einigen anderen Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten, weil auf genauere Übereinstimmung hier nichts ankommt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen, mit der Überschrift: Wie es mit Gotha ergangen ist. Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre, und sind von dem Verfasser der Nachtigall gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift steht noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bei der Einnahme gefunden worden; deßgleichen ein Lied von D. Joh. Major. Jenes ist noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beim Rudolphi vorkommt, und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat sagen wollen. Das Lied von D. Major ist überschrieben: In D. Pol. Leyserum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese Nachtigall für die unsrige halten wollte. Es ist

eine ganz andere, und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses Gebauer sperren sollen. Die Händel, die Johann Major mit Polyc. Leyfern zu Wittenberg hatte, sind bekannt, und dahin gehört dieses Lied. Major versteht unter seiner Nachtigall vielleicht den Melanchthon, wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beigefügten Buchstaben f. φ. μ. anzeigen wollen; vielleicht aber auch einen andern von Melanchthon's Geist und Denkungsart, weil Melanchthon selbst längst todt war; vielleicht auch gar sich selbst. Diese Nachtigall preiset er, in Entgegensetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreisenden D. Jacob Andreä anstieht; und in Entgegensetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein will er fressen,

womit er seinen eigenen Widersacher und Verfolger, benannten Leyser, meint. Diesem Finken prophezeiht er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und schließt:

Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörsts am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,

Für Freund in im sein Herz auffspringt,
An dir sich zu ernützen.
Er will dir schreiben an dein Grab,
Welchs dann seyn wird ein Dohne:
Hie zappelt der vermessne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für sein Blutdurst, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied ist nicht schlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Personen vor sich hatte, auf die es anspielte. Es muß gegen 1586 gemacht seyn.

Zwanzig Jahre vorher würde Major unserer Nachtigall ein ganz anderes Lied gesungen haben. Denn damals zog er mit seiner lateinischen Poesie gegen Grumbachen sehr bitter zu Felde, ohne Zweifel, sich bei dem Churfürsten Augustus damit einzuschmeicheln, der eben im Begriff war, mit anderen Waffen gegen ihn loszubrechen. Ich habe dieses zuerst aus einem ungedruckten lateinischen Gedichte gelernt, welches sich unter den Manuscripten unserer Bibliothek befindet, und den Titel führt: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach*, *Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht sagen, daß dieser Schwamm alle Flecken von

Grumbach's gutem Namen abwischt; aber doch gewiß manche, wenn es schon nur diejenigen wären, welche sich auch ohne Schwamm abblasen lassen.

Ich füge noch Eins hinzu. Ich darf kühnlich sagen, daß fast alle Geschichtschreiber, in Erzählung der Grumbachischen Händel, dem Hubertus Languetus blindlings folgen. Aber Hubertus Languetus war ein vertrauter Diener des Churfürsten Augustus, welcher leider in dieser Sache Parthei und Richter spielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Ursache, warum Augustus den Languetus an den König von Frankreich abschickte, vornehmlich Grumbach war. Die Instruction, welche der Churfürst seinem Gesandten ertheilte, ist abschriftlich in unserer Bibliothek, und würde kein unebener Zusatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti seyn, die Ludewig herausgegeben. Denn die ersten dieser geheimen Briefe sind von dieser nämlichen Gesandtschaft vom Languetus an seinen Herrn erlassen.

V.

Wörterbuch

über

Friedrich's von Logau Sinngedichte.

1759.

Vorbericht.

Das Geschlecht der von Logau, oder Logaw, ist eins von den ältesten adeligen Geschlechtern Schlesiens. Ihr Stammhaus, Altendorf, liegt in dem Fürstenthume Schweidnitz. Chr. Gryphius sagt, es sey aus böhmischen oder schlesischen Geschichtschreibern zu erweisen, daß schon in dem sechzehnten Jahrhunderte Freiherren von Logau unter den Kaisern Carl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten ansehnliche Kriegsbedienungen bekleidet hätten. Auch blühte unter der Regierung des Erstern George von Logau auf Schlaupitz, einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit, dem wir die erste Ausgabe des Gratius und Nemesianus zu dan-

ken haben. Deßgleichen besaß um eben diese Zeit Caspar von Logau, den Lucä und Andere mit nur gedachtem George verschiedentlich verwechseln, den bischöflichen Stuhl zu Breslau.

Unser Friedrich von Logau ward, zufolge seiner Grabschrift, die uns Cunrad aufbehalten hat, im Monat Junius des Jahres 1604 geboren. Seine Ältern und den Ort seiner Geburt finden wir nirgends benannt; auch nirgends einige Nachricht von seiner Erziehung, wo er studirt, ob er gereist u. s. w. Wir finden seiner nicht eher, als in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewig des Vierten, gedacht.

Man beliebe sich aus der Geschichte zu erinnern, daß Johann Christian, Herzog von Brieg, drei Söhne hinterließ, die nach seinem 1639 erfolgten Tode das Herzogthum gemeinschaftlich besaßen, doch so, daß jeder von ihnen seine eigenen Räthe hatte. Unter den Räthen des zweiten, des gedachten Ludewigs, befand sich unser von Logau. Als aber 1653 ihres Vaters Bruder, George Rudolph, starb, und die Fürstenthümer Liegnitz und Wohlau an sie fielen, fanden sie das Jahr darauf für gut, sich durch das Loos auseinander zu setzen. Ludewig bekam Liegnitz, wohin er nunmehr seinen Sitz verlegte und seinen Logau als Canzelleirath mit sich nahm.

Die Liebe zur Poesie muß sich zeitig bei ihm geäußert haben. Er sagt uns in einem von seinen

Sinngedichten selbst, daß er in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben habe, die ihm in den Unruhen des Krieges von Händen gekommen wären. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäfte allzukurze Erholungen, als daß er sich in größeren Gedichten, als das kleine Epigramm ist, hätte versuchen können. Unterdessen hat er es in dieser geringern Gattung so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, und es ist unwidersprechlich, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionysius Cato besitzen.

Er gab Anfangs nur eine Sammlung von zweihundert Sinngedichten ans Licht, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen wurden. Wir haben sie nirgends auftreiben können, und wer weiß, ob sie gar mehr in der Welt ist? Die vollständige Sammlung, die den schon erwähnten Titel: Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drei Tausend führt, ist zu Breslau, in Verlag Caspar Kloßmanns, gedruckt, und macht einen Octavband von ungefähr drei Alphabeten aus. Das Jahr des Drucks finden wir nirgends darin ausdrücklich angezeigt. Es muß aber das Jahr 1654 gewesen seyn, welches sich aus verschiedenen Sinngedichten schließen läßt, und von den Bücherkennern bestätigt wird. Da unterdessen Sinapius sagt, daß Logau seine Sinngedichte im Jahre 1638 herausgegeben habe, so wird man dieses nicht unwahrscheinlich von der ersten kleinen Sammlung verstehen können.

Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648, unter dem Namen des Verkleinernden, aufgenommen ward. Wenn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, ihn unter diejenigen Glieder nicht rechnet, die sich durch Schriften gezeigt haben, so ist dieses wohl ein abermaliger Beweis, daß das Publicum seine Sinngedichte sehr bald vergessen hat.

Er starb zu Liegnitz, den fünften Julius im Jahre 1655, und hinterließ aus einer zweiten Ehe einen einzigen Sohn. Es war dieses der Freiherr Balthasar Friedrich von Logau, der Freund des Herrn von Lohenstein, und der Mäcen des jüngern Gryphius.

Von der Sprache des Logau.

Die Sprache unsers Dichters ist, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der besten seiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tscherning hierin die erste Stelle nach Opitz gebührt, so gebührt die erste Stelle nach Tscherning unserm Logau.

Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie

unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht.

Der Sprachenmengerei, die zu seiner Zeit schon stark eingerissen war,*) und die er nicht unrecht von den vielen fremden Völkern, welche der Krieg damals auf deutschen Boden brachte, herleitet,**) machte er sich nicht schuldig; und was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen und französischen aus, welche letztere Sprache auch seine Zeitverwandten bereits für unentbehrlich hielten.***) Er hat verschiedene aus anderen Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. So nennt er z. E.

---

*) Sinngedicht 257 und 498.

**) Sinngedicht 257.
Die Musen wirkten zwar, durch kluge Dichtersinnen,
Daß Deutschland sollte Deutsch, und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab, und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so geflickt.

***) Sinngedicht 1594.
Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann ꝛc.

Nomen adjectivum et substantivum das zusetzliche und eigenständige Wort.*)

Accentus, Beilaut.**)

Inventarium, Fundregister ꝛc.†)

Doch war er auch kein übertriebener Purist; er spottet über die zu weit gehenden Neuerungen des Zesen,††) ob er gleich mit ihm in Einem Jahre (1648) in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen ward.

---

*) In der Überschrift des 488sten Sinngedichts.

**) In der Vorrede zu dem ersten Tausend seiner Sinngedichte, wo er sagt, daß er sich bei prosaischem Gebrauche der unbestimmten einsylbigen Wörter, nach dem Beilaute, so wie dieser im Reden und Lesen jedesmal falle, gerichtet habe. Deßgleichen Sinngedicht 1526.

Deutscher Reimkunst meistes Werk steht im Beilaut oder Schalle;
Ob der Sylben Ausspruch kurz, lang, und wo er hin verfalle.

†) Sinngedicht 2363.

Cynthia will ihren Mann, wenn sie stirbt, der Chloris geben;
Chloris will die Erbschaft nicht weiter und zuvor erheben,
Bis ein Fundregister da, (Seht mir an den klugen Rath!)
Bis zuvor sie sey gewiß, was für Kraft die Erbschaft hat.

Mehrere glücklich übersetzte Kunstwörter wird man in dem Wörterbuche selbst antreffen.

††) Sinngedicht 1747.

Es bedarf aber nur einer ganz geringen Aufmerksamkeit, zu erkennen, wie sehr die Sprache unserer neuesten und besten Schriftsteller von dieser alten, lautern und reichen Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts unterschieden ist. Der fremden Wendungen und Wortfügungen, welche die ersteren aus dem Französischen und Englischen, nachdem diese oder jene eines jeden Lieblingssprache ist, häufig herüber nehmen, nicht zu gedenken; so haben sie keine geringe Anzahl guter, brauchbarer Wörter veralten lassen.

Und auf diese veralteten Wörter haben wir geglaubt, daß wir unser Augenmerk vornehmlich richten müßten. Wir haben alle sorgfältig gesammelt, so viele derselben bei unserm Dichter vorkommen; und haben dabei nicht allein auf den Leser, der sie verstehen muß, sondern auch auf diejenigen von unseren Rednern und Dichtern gesehen, welche Ansehn genug hätten, die besten derselben wieder einzuführen. Wir brauchen denselben nicht zu sagen, daß sie der Sprache dadurch einen weit größern Dienst thun würden, als durch die Prägung ganz neuer Wörter, von welchen es ungewiß ist, ob ihr Stempel ihnen den rechten Lauf so bald geben möchte. Noch weniger brauchen wir sie zu erinnern, wie ein veraltetes Wort auch dem ekelsten Leser, durch das, was Horaz callidam juncturam nennt, annehmlich zu machen ist.

Ferner haben wir unsern Fleiß auf die Provin-

zialsprache des Dichters gerichtet. Die schlesische Mundart ist deßwegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen anderen Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, welche diese Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darin haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigstens gekannt und geprüft zu werden.

Von diesen Vortheilen, sofern wir dergleichen bei unserm Logau bemerkt, wollen wir diejenigen, die in dem Wörterbuche selbst keine fügliche Stelle finden können, unter folgende allgemeine Anmerkungen bringen.

I.

Logau läßt vielfältig die Geschlechtswörter weg. Z. E. (IV, 51.)

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen.

Er thut dieses 1) bei denjenigen Hauptwörtern, welche Abstracta ausdrücken, und gewissermaßen zu Geschlechtsnamen werden, allwo es zu einer besondern Schönheit wird: (VI, 36.)

Aber Neid hat scheel gesehen;
Und Verhängniß ließ geschehen,
Daß ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Hier werden der Neid und das Verhängniß durch

die Weglassung des Artikels zu Personen gemacht, welches weit stärker und poetischer ist, als wenn es hieße: „der Neid hat scheel gesehen; das Verhängniß ließ geschehen. Eben so auch (IV, 11.):

Scävus wird mit Ewigkeit immer in die Wette leben ꝛc.

Hier wird die Ewigkeit zu einem lebendigen Wesen.

2) Thut er es bei denjenigen Hauptwörtern, welchen der unbestimmte Artikel ein, eine zukommt, den man in der vielfachen Zahl ohnedies schon wegzulassen genöthigt ist. Z. E. (VII, 71.)

Hat Land durch diesen Krieg, hat Stadt mehr ausgestanden?

Nicht die Stadt, eine gewisse Stadt, sondern unbestimmt: Städte. Ferner (X, 87.)

Gieb mir geneigten Blick,

anstatt: einen geneigten Blick, oder geneigte Blicke. Man sehe, welche gute Wirkung dieses in den Kriegsliedern des Preußischen Grenadiers hervorbringt.

„Wie krieg'rische Trompete laut
„Erschalle, mein Gesang!

anstatt: laut wie eine Trompete, oder wie Trompeten.

„Drum singet herrlichen Gesang ꝛc.

anstatt: einen herrlichen Gesang, oder herrliche Gesänge.

„Er faßte weisen Schluß,

anstatt: er faßte einen weisen Schluß.

II.

Logau läßt die Endung der Beiwörter nicht allein in dem ungewissen, sondern auch in dem männlichen Geschlechte weg. Er sagt: „ein groß Verdruß, ein gut Soldat,*) ein stätig Gaul,**) ein kriechend Erdegeist u. s. w."

III.

Logau braucht sehr häufig das Beiwort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Z. E.

Seither ist unser Frei in Dienstbarkeit verkehret,***)

für: unsere Freiheit.

Nachwelt werd ihm alles Frech gar vergessen oder schenken, †)

für: alle Frechheit.

— — — — Ein solches Klug,
Dafür ein keuscher Sinn Entsetz und Grauen trug, ††)

für: eine solche Klugheit.

Bei welchem freies Wahr, der Freundschaft Seele, wohnt, †††)

für: freie Wahrheit.

---

*) IV, 4.
**) Sinngedicht 91.
***) Sinngedicht 157.
†) XI, 24.
††) Sinngedicht 1259.
†††) X, 8.

Cannus geht gar krumm gebückt,
Weil ihn Arm und Alt so drückt,*)
für: Armuth und Alter.
Und ernähren fremdes Faul,**)
für: fremde Faulheit.

IV.

Logau läßt von den Zeitwörtern die selbstständigen Fürwörter da weg, wo sie zur Deutlichkeit nichts mehr beitragen, und erhält dadurch mehr Nachdruck und Feuer. Z. E.

Mich, sagt Elsa, schreckt es nicht, werde brünstig nur gemacht,
Unter Augen dem zu gehn, ꝛc.***)
für: ich werde nur brünstig gemacht.

Picus nahm die dritte Frau, immer eine von den Alten:
Wollte, mein' ich, ein Spital, schwerlich einen Ehstand halten,†)
für: er wollte ein Spital halten.

Nisus buhlte stark um Nisa: Dieses gab ihr viel Beschwerden;
Wollt' ihn nicht; sie freit ihn aber, seiner dadurch los zu werden,††)
für: sie wollt' ihn nicht.

*) Sinngedicht 1820.
**) Erste Zugabe, Sinngedicht 201.
***) III, 31.
†) IV, 48.
††) VI, 80.

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen:
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln;
Wollten ohne süßes Küssen
Nimmer keine Zeit vermissen;*)

für: sie wollten keine Zeit vermissen.

V.

Logau trennt von den zusammengesetzten Zeitwörtern die Vorwörter auch da, wo wir sie nicht zu trennen pflegen, und setzt zwischen beide irgend ein ander Redetheilchen, um die Worte für das Sylbenmaaß bequemer zu machen. Wenn wir uns dieser Freiheit nicht mehr bedienen, so werden wir wenigstens Ursache finden, ihn darum zu beneiden. Z. E.

Ei, ich wills ihm ein noch treiben; dieses Ding
muß seyn gerochen;**)

für: ich wills ihm noch eintreiben.

Lieb und Geiz sind solche Brillen, welche dem, der
auf sie stellt;***)

für: der sie aufstellt ꝛc. Jetzt müssen wir uns durch die Umkehrung helfen: er stellt es auf; er trieb es ein; und in der unbestimmten Weise durch das Wörtchen zu: einzutreiben, aufzustellen;

*) VI, 36.
**) Sinngedicht 1041.
***) Sinngedicht 1317.

und in zwei vergangenen Zeiten durch die Sylbe ge: er hat eingetrieben, er hatte aufgestellt. Alles gute Mittel, die wir aber zuweilen nicht ohne Zwang und Weitschweifigkeit gebrauchen können.

VI.

Logau setzt die Endsylbe lei, die wir jetzt nur bei den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort, oder ein unabänderliches Beiwort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn seinerlei Geburt ist nicht gemein auf Erden 2c.*)

Wie weitschweifig müssen wir jetzt dafür sagen: „denn eine Geburt, wie seine war 2c."

Du Schelme, du Bauer! So zierliche Titel
Verehrten die Krieger den Bauern ins Mittel.
Nun Krieger getreten in Zippelpelzorden
Sind dieserlei Titel Besitzer sie worden.**)

Dieserlei sagt hier nicht so viel, als dieser; es scheint auch nicht so viel zu sagen, als dergleichen, sondern es begreift beides: Dieser und dergleichen Titel. Überdies da wir dieses lei

*) Sinngedicht 779.
**) Sinngedicht 1586.

bei den uneigentlichen Fürwörtern sehr wohl leiden; denn wir sagen ohne Tadel mancherlei, solcherlei, keinerlei, vielerlei, allerlei: warum sollte es nicht auch an die eigentlichen Fürwörter gesetzt werden können? Die schlesische Mundart kommt hier mit der schweizerischen überein, welches man aus folgender Stelle, die Frisch aus Geilers von Kayserberg Postille anführt, ersehen wird. Sie erläutert zugleich den Gebrauch dieser Fürwörter in lei vortrefflich. „Ein Sun ist nit anders, dann ein Ding, das da lebet von einem lebendigen seinerlei. Ich hätte einen Sun, der wär meinerlei, ejusdem speciei. Ich kann die Species nicht baß teutschen. Würme, die du in dir hast, sind nicht deinerlei."

VII.

Logau construirt die Zahlwörter gern mit der Zeugendung. Z. E.

Für ein einzles, das man thut,
So es ist zu nennen gut,
Kann man zehen böser Stücke
Rechnen ab, und ziehn zurücke.*)

Nicht: zehn böse Stücke. Man wird sich dieser Zeugendung sehr wohl bedienen können, so oft das Hauptwort mit einem Selbstlauter anfängt, und man den Hiatus vermeiden will.

*) Sinngedicht 2470.

VIII.

Logau läßt von sehr vielen Wörtern die Anfangssylbe ge weg, wodurch sie an ihrem Nachdrucke nichts verlieren, oft aber an dem Wohlklange gewinnen. Er sagt z. E.

Die weitgereiste Würze —*)
wofür wir Gewürze sagen und es in ein Neutrum verwandeln; wiewohl wir auch die erste Art, besonders im höhern Styl, beibehalten.

Gott sey Dank für meinen Schmack ꝛc.**)
für Geschmack; deßgleichen auch Ruch für Geruch.***)

Wer der Arbeit Mark will nießen ꝛc.****)
für genießen. So auch Hirn für Gehirn (welches noch üblich ist), linde für gelinde, Sang für Gesang, †) bracht für gebracht ꝛc. Mit der Anfangssylbe be verfährt er oft auf gleiche Weise. Z. E. sonders für besonders:

Ein sonders Lob ist dies, daß einer Lobens
werth ꝛc. ††)

Müht für bemüht, †††) hausen für behausen, mir liebet für: mir beliebet ꝛc.

---

*) Sinngedicht 403.
**) Sinngedicht 1725.
***) Sinngedicht 1727 und 1148.
****) II, 78.
†) IV, 101.
††) III, 50.
†††) XI, 130.

Und so viel von den allgemeinen Anmerkungen über die Provinzialsprache unsers Dichters; einzelne wird man in dem nachstehenden kleinen Wörterbuche häufig antreffen. Man wird aber wohl sehen, daß unsere Absicht weder hier noch dort gewesen ist, alle Eigenthümlichkeiten der schlesischen Mundart damit zu erschöpfen. Sie kommen bei unserm Dichter nicht alle vor, und von denen, welche vorkommen, haben wir, wie schon gedacht, nur diejenigen ausgesucht, von welchen er einigen Nutzen gezogen, und von welchen auch noch unsere heutigen Schriftsteller vielleicht einigen Vortheil ziehen könnten.

A.

Abgleichen, einen oder etwas abgleichen, referre. Sinnged. 13.

Kinder — — — — — — —
Die des Vaters tapfern Sinn
Und der Mutter schönes Kinn
Lieblich werden abgleichen.

Ablangsrund, wofür wir jetzt länglichrund, oval sagen. Sinnged. 2410, wo der Dichter von der Figur der Erde redet, wie sie damals geglaubt wurde.

Ist der Erdkreis, wie man meint, ablangsrund,
als wie ein Ei ꝛc.

Allengefallenheit, ein ziemlich unbehülfliches und von dem Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, für: das Bestreben, allen zu gefallen. Vielleicht könnten es noch die Gottesgelehrten brauchen, die ἀρεσκεια des H. Paulus auszudrücken.

Alter Zeit, anstatt: in alten Zeiten, vor Alters. (V, 102.)

Jakobs Stamm klagt alter Zeit
Über schwere Dienstbarkeit.

Flemming sagt:

„Die Freude mitte nehmen,
„So sich giebet dieser Zeit ꝛc.

Nach eben der Art sagen wir noch: stehendes Fußes, gerades Weges ꝛc.

Angehen, einen, in dem eigentlichsten Verstande, für anfallen. Sinnged. 725.

Er steht viel fester noch, als feste Zedern stehn,
Die Regen, Thau, Reif, Schnee, Frost, Hitze wird angehn.

Angesichts braucht Logau als ein Nebenwort nicht unglücklich, vielleicht weil ihn augenblicklich, in einem Augenblick, welches er dafür hätte setzen müssen, zu prosaisch dünkte. Sinnged. 176.

Wer Erde liebt, liebt das, was endlich angesichts,
Wann Gott gebeut, zerstäubt — —

Angler, für Engländer. Sinnged. 2512. Man hat geglaubt, das Wort Englisch sey das einzige Adjectivum patronymicum, welches wider die Sprachähnlichkeit eingeführt worden wäre, und hat es daher allemal in Engländisch verwandeln wollen: Anglisch aber, oder wie wir es nunmehr aussprechen, Englisch, kommt von unserm alten Worte Angler eben so natürlich her, als Französisch von Franzose, Holländisch von Holländer, Italienisch von Italiener u. s. w. Im Fall der Zweideutigkeit könnte man es freilich wohl in Engländisch verwandeln, wie man die Franzosen aus eben der Ursache zuweilen in die Französische Nation zu verwandeln pflegt.

Aufsprengen, einen, für anfallen; eine Re-

densart, die von den Ritterübungen hergenommen ist. Sinnged. 2790.

Eisen schützet zwar den Mann,
Wenn Gewalt ihn sprenget an ꝛc.

Anstand, Waffenanstand; beides ist unserm Dichter so viel, als das jetzt gebräuchlichere, aber gewiß nicht bessere Waffenstillestand. (XIII, 4.) In der Metapher wenigstens wird Anstand sich weit schicklicher sagen lassen, als Waffenstillestand. Z. E.

Anstand kann zwar manchmal auch mit der Krankheit seyn,
Aber Friede will sie nie mit ihm gehen ein.

Für Aufschub ist es noch überall in den Redensarten: ohne Anstand, Anstand nehmen, im Gebrauche.

Arzung. Wir haben dieses Wort mit Unrecht untergehen lassen, denn wir haben kein anderes an seiner Stelle. Heilung kann nur von äußerlichen Schäden gesagt werden, und die Curirung, die Gesundmachung — welche Wörter! Die Hebung, die Vertreibung einer Krankheit also, in so fern sie das Werk des Arztes ist, wie soll man sie besser nennen, als Arzung? Erste Zugabe 24.

Aufgehebe, das; ein Kunstwort der Klopffechter, worunter sie alle die Ceremonien und Fechterstreiche verstehen, mit welchen sie ihren Kampf beginnen. Diese Bedeutung muß man wissen, um das 2624ste Sinnged. unsers Logau: über die Gicht, zu verstehen.

Was man auch der Gicht immer Schuld gleich gebe,
Ist sie fechtrisch doch, macht manch Aufgehebe.

Und eben daher kommt auch der sprichwörtliche Ausdruck: viel Aufhebens machen, den man eigentlich nur von unnöthigen, prahlerhaften Vorbereitungen brauchen sollte. Weil man aber nach und nach diese wahre Ableitung vergessen, und vielleicht geglaubt, das Wort aufheben sey nach dem Lateinischen extollere (*laudibus*) gemacht worden (gleichwie man erheben, für loben, wirklich darnach gemacht hat): so hat man hernach den Begriff eines übermäßigen Lobes, einer Prahlerei überhaupt damit verbunden.

Augst, für August. Zweite Zugabe 216, wo der Dichter von einem Fuchsschwänzer sagt:

— — — Spricht wo sein großer Mann:
Mir ist gewaltig warm; so trocknet er die Stirne,
Eröffnet sein Gewand, entdecket sein Gehirne;
Obschon für grimmen Frost des Daches Nagel springt.
Spricht jener: Mir ist kalt; obgleich die Tropfen zwingt
Die Hitz aus seiner Haut, so wird er dennoch zittern,
Und ließ ihm auch im Augst sein Kleid mit Füchsen füttern.

Ausgleicher. So nennt Logau den Tod, weil er allen Unterschied unter den Menschen aufhebt. Sinnged. 1806.

B.

Baar, 1. für bloß, leer. Sinnged. 1721.
— — ist an Ehr und Namen baar.
2. für barfuß, unbeschlagen. Sinnged. 1513.
Polsche Pferde gehen baar, pohlsche Leute gehn beschlagen ꝛc.

Bach, eine. Logau macht dieses Wort durchgängig weiblichen Geschlechts. Sinnged. 1267.
Der Zorn ist eine volle Bach.
Auch Opitz, Tscherning, Flemming sagen die Bach.

Bankart, Bankkind; ein außer der Ehe erzeugtes Kind. Man sehe, wie Logau Sinnged. 975. die verschiedenen Benennungen solcher unehelichen Kinder ordnet:

Ein wohlbenamtes Volk sind gleichwohl Hurenkinder!
Bei Bauern heißt man sie zwar so nichts desto minder;
Bei Bürgern besser noch, Bankart; und im Geschlechte
Der Edelu, Bastarte; und Beischlag, auch Unächte
Bei Fürst und Königen.

Allein es ist falsch, daß sonst kein Unterschied unter diesen Wörtern seyn sollte. Bankart heißt jedes Kind, das außer dem Ehebette, welchem hier die Bank entgegengesetzt wird, erzeugt worden. Bast-

art aber hat den Nebenbegriff, daß die Mutter von weit geringerm Stande, als der Vater, gewesen sey; ja, dieser Nebenbegriff ist bei den mittlern Schriftstellern oft der Hauptbegriff, ohne daß dabei zugleich auf eine uneheliche Geburt sollte gesehen werden. Beischlag klingt ziemlich nach der Stuterei. Unächte Kinder glaubt man jetzt weit feiner natürliche Kinder nennen zu können, welche Benennung, nach Logau's Zeiten, aus der französischen in die deutsche Sprache gekommen ist. In dem so genannten Heldenbuche kommt ein altes Wort vor, welches hieher gehört, und der Wiedereinführung vollkommen würdig ist: Kebskind. (Auf dem 49sten Blatte der Ausgabe von 1560.)

„Sie sagten seltzam Märe
„Wol auf den werden Mann,
„Wie er ein Kebskind were
„Und möcht kein Erbe han.

Barmherzigkeit und Erbarmung unterscheidet Logau in der Aufschrift des 23sten Sinngedichts im V. Buche. Erbarmung ist ihm das bloße unangenehme Gefühl, welches wir bei der Pein eines Andern empfinden; Barmherzigkeit aber ist ihm weit mehr, nämlich die thätige Bemühung, eines Andern Pein zu wenden.

Bedurft, Lebensbedurft (Sinnged. 507), wofür wir jetzt Lebensnothdurft sagen.

Befahren, sich, für befürchten (Sinnged. 38.)

ist noch an vielen Orten im Gebrauche. Herr Bodmer hat das Hauptwort hiervon:

„Ich entdeckte ihm meiner Seele Befahren; anstatt, die Besorgnisse meiner Seele. Überhaupt findet man in den Schriften dieses Dichters und seiner übrigen Landsleute viele dergleichen nachdrückliche Wörter von gutem alten Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremd geworden sind, und sich in der Schweiz am längsten erhalten haben.

Begünsten (Sinnged. 2477.), wofür wir jetzt etwas wohlklingender begünstigen sagen.

Belieb, das. Sinnged. 545.

Die Bibel, Gottes Wort, ist mein Belieb im Leben ꝛc.

Belieben (I, 71.) scheint unserm Dichter die Bedeutung des Worts lieben zu verstärken. Eben so sagt er (IX, 104.) beherzen und beküssen. Auch finden wir dieses Wort mit belachen verbunden: belieben und belachen.

Bemoll übersetzt Logau: das linde Be. Sinnged. 1366. Ein Kunstwort, welches eingeführt zu werden verdient, weil wir uns sonst mit dem fremden behelfen müßten.

Bequemen, das, für: die Bequemlichkeit. (XI, 25.) An einem andern Orte finden wir das Lustbequemen.

Bescheinen, etwas, ihm einen Schein, einen Anstrich geben. Zweite Zugabe 72.

Wenn böse Weiber ihre Tücke woll'n beſcheinen,
So wiſſen ſie kein beſſers Mittel, als das Weinen.

Beſinnen; dieſes Zeitwort, welches ſonſt nur ein Reciprocum iſt, braucht Logau als ein bloßes Activum; da ihm denn etwas beſinnen ſo viel iſt, als: ſeinen Scharfſinn an etwas zeigen, worauf ſinnen, es durch das Sinnen herausbringen, excogitare. Anhang 254.

O Lieber, wie viel iſts, das ich pflag zu beſinnen?
Geh, zähle mir die Stern und menſchliches Beginnen!

An dieſem Orte heißt es ihm ſo viel, als Sinngedichte machen. Wir finden dieſes Wort in eben dieſer thätigen Bedeutung auch beim Flemming:

„Die Geſellſchaft ſprach ihm zu:
„Damon, was beſinneſt du?

Beſitzen, ſich worauf ſetzen. (VII, 74.)

Redlich will ich lieber ſchwitzen,
Als die Heuchlerbank beſitzen.

Beſonnenheit; das Gegentheil von dem gebräuchlichern Unbeſonnenheit. Anh. 174.

Beſtand, der, für Beſtändigkeit. (III, 88.) und Sinnged. 211.

— Hoffnung kriegt die Kron,
Und Beſtand den rechten Lohn.

Beſtehen. 1. Als ein Neutrum, für ſtehen bleiben, ſtecken bleiben. Sinnged. 946.

— — — im Rücken
Bestund der heiße Pfeil ꝛc.

2. Als ein Activum. Etwas bestehen heißt alsdann so viel, als: einem Dinge Stand halten, es ausstehen. Im Heldenbuche lesen wir es sehr oft; und auch in der Geschichte des Ritters Don Quixotte von Mancha kommt der Ausdruck ein Abentener bestehen, häufig vor. Logau sagt: (XIII, 11.)

Nähmen wir wohl eine Welt und bestünden noch einmal,
Was bisher uns dreißig Jahr zugezählt an Noth und Quaal?

Und Opitz:

„Sie wissen allen Fall des Lebens zu bestehen.

Bestillen, für stillen; das Be verstärkt die Bedeutung, wie wir unter Belieben angemerkt haben. Sinnged. 2135.

Durst und Hunger sind die Mahner, die man nimmer kann bestillen:
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

Beischub, Hülfe, Vorschub. (XI, 112.)

Ptochus rufet seinen Freund in der Noth um Beischub an ꝛc.

Bieder, rechtschaffen, nützlich, tapfer. Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort muthwillig untergehen. Frisch führt den Passionsgesang: O Mensch, bewein dein Sünde

groß ꝛc. an, worin es noch vorkomme. Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unsers Logau in dieser Absicht anführen. (III, 37.)

Wer gar zu bieder ist, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er ist, kömmt selten höher an.

Biedermann ist zum Theil noch üblich. Bei ihm aber findet man noch andere dergleichen nachdrückliche Composita, als Biederweib. (V, 6.)

Ein Biederweib im Angesicht, ein Schandsack in der Haut
Ist manche — — — —

Deßgleichen Biederherz (V, 20.), Biederwesen, Sinnged. 761, Biedersinnen, Sinnged. 2110.

Werther Freund, du lieber Alter, alt von alten Biedersinnen,
Alt von Jahren, Witz und Ehre —

Und welch ein vortreffliches Wort ist nicht das, welches in dem alten Lobliede auf den wendischen König Anthyrus vorkommt:

„Sein Sinn war abgericht auf Biederlob und Ehre?

Biederlob ist hier das Lob, welches man als ein Biedermann von einem Biedermanne erhält. In den Fabeln des von Riedenburg (Boner) finden wir auch das Hauptwort hievon, Biederkeit.

„An Eren und an Biderkeit.

Bilderbogen. So nennt Logau den Thierkreis. Erste Zugabe 201.

Bindlich. 1. Als ein Beiwort, so viel als verbindlich, verbunden: Sinnged. 2448. einer Frau bindlich werden. 2. Als ein Nebenwort, so viel als stricte (III, 9.): sich bindlich wozu erklären.

Blassen, pallere, pallescere. 1. Als ein Aktivum. (XIII, 10.)

— — — röthen
Was Todtenasche blasset.

2. Als ein Neutrum. (IX, 76.)

Der ist nicht alleine bleich,
Wer nicht satt ist und nicht reich;
Großes Gut und stetes Prassen
Macht vielmehr die Leute blassen.

Blick, für Augenblick. Sinnged. 365.

— — Du achtest Gott so klein,
Und kannst doch ohne Gott nicht einen Blick nur seyn.

Blicklich, als ein Nebenwort, für: alle Augenblicke. Anh. 138.

— — — blicklich Kleider wandeln.

Und Flemming:

„Wer bezahlt euch Leib und Leben,
„Die ihr blicklich hin müßt geben?

Blitzlich, geschwinde wie der Blitz. Sinnged. 1131.

Mensch, vertraue keinen Stunden, weil sie nimmer stille stunden;
Du läufst mit, und hast dich blitzlich deinem End entgegen funden.

Blößlich, für bloß. Sinnged. 1498.

Wer auf Tugend nichts nicht wagt, will auf Glücke
blößlich harren ꝛc.

Bruch, braccae, Hosen (Plattd. Brooke). Sinnged. 1573.

Trotzt mancher noch so hoch,
So trifft er endlich doch
Für seine Füße Schuch,
Für seinen Sitzer Bruch.

Brunst. Sinnged. 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der süßen Liebe Brunst.

Und dieses ist auch das wahre eigentliche Wort, den Trieb gewisser wilden Thiere zur Vermischung anzuzeigen; derjenigen nämlich, welche dabei brüllen oder brummen. Unwissenheit und Nachlässigkeit haben dieses Wort in Brunst verwandelt, welches von brennen gemacht ist, und haben dadurch Anlaß gegeben, mit diesem letztern schönen und edlen Worte einen unzüchtigen und ekeln Begriff zu verbinden. Noch ist es Zeit, diese nachtheilige Vermischung wieder abzuschaffen. Brunst heißt fervor, ardor, und bedeutet so wenig etwas Übles, daß es die üble Bedeutung nicht anders als durch ein Beiwort erhalten kann. So sagt z. E. unser Logau: arge Brunst, geile Brunst ꝛc. Brünstig aber, entbrünsten und andere dergleichen abgeleitete Wörter brauchen Opitz, Morhof ꝛc. in der besten Bedeutung von der Welt. Frisch in seinem Wörter-

buche schreibt zwar: „Brunst sagt man nicht wohl von Wölfen, Luchsen und dergleichen, wie einige Jäger thun, sondern besser Brunst.“ Allein man lasse sich nicht irre machen; denn Frisch hat hier offenbar unrecht, weil die Jäger von Wölfen und Luchsen weder Brunst noch Brunst sagen, sondern beide rollen oder ranzen lassen. S. Döbel's erfahrnen Jäger.

Brunst, anstatt Brand, Verbrennung, Feuersbrunst. Sinnged. 91. hat zur Überschrift: die letzte Brunst der Welt, und heißt:

Unsre Welt ist schlägefaul,
Setzt sich wie ein stätig Gaul.
Will sie Gott zu Stande bringen,
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Flut,
Diese Welt erfodert Glut.

Und Opitz sagt:

„— — so viel Schriften — —
„Die keine Macht der Zeit, kein Wetter, keine Brunst
„Zu dämpfen hat vermocht. — —

Bübeln. 1. betrügen, Unterschleif machen. (X, 34.)

Wer im Geringen bübelt ꝛc.

2. wollüstig scherzen; wovon sich die gröbere Bedeutung noch in dem Ausdrucke huren und buben findet. (VI, 36.)

Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie sich kamen zu bewirthen,
Folgte nichts als lieblich Liebeln,
Folgte nichts als tückisch Bübeln.

Buhlen. Von diesem Zeitworte macht Logau die leidende Weise: gebuhlt werden. Sinng. 1136.

Denn der Buhler buhlt dem Buhler, buhlt und wird gebuhlt nicht minder.

Büttner oder Bütner, für Böttcher. Sinnged. 1530. Das alte Wort heißt Buittin, ein hölzern Gefäß; Plattdeutsch eine Bütte.

C.

Cärl; so schreibt Logau, wofür wir jetzt Kerl schreiben. Sinnged. 672. Das ä hätten wir billig beibehalten sollen, weil das alte gothische Wort Karle heißt.

D.

Dannen braucht Logau öfters für von dannen. Z. E. Sinnged. 895.

Alle Flüsse gehn ins Meer,
Alle kommen dannen her.

So wie in den alten Fabeln:

„Dannan schied er mit Bitterkeit. —
„Der Tiep sich balde dannan stal.

Degen. Logau braucht dieses Wort in der alten Bedeutung, für einen tapfern Kriegsmann, für einen Helden. (XIII, 10.)

— — — Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.
Die alten kühnen Degen
Gehn noch auf unsern Wegen,
Die ihrer Druden Lieder
Nicht ließen sinken nieder.

Diese Bedeutung war also zu seiner Zeit noch bekannt. Bei viel späteren Schriftstellern wird man sie schwerlich finden. Denn ungefähr dreißig Jahre darauf mußte sie Sandrart bereits seinen Lesern in einer Anmerkung erklären. (S. der deutschen Akademie zweiten Haupttheils erste Abth. S. 42.)

Demmen. Dieses Zeitwort braucht Logau, dem ersten Ansehn nach, in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm so viel als verdunkeln, demmericht machen. Sinnged. 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft schnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

Ein andermal bedeutet es schlemmen, prassen. Anh. 228.

In vollem Sause leben, nur schlemmen, demmen, zehren,
Ist hofemäßig. Sorgen, woher es zu gewehren,
Damit sind ihre Köpfe mit nichten zu beschweren.

Frisch hat die erstere Bedeutung gar nicht, und

aus der zweiten macht er ein besonderes Wort, das er für sich, und nicht unter Demmerung anführt. Es sind aber beide Bedeutungen so verwandt, daß auch mit der zweiten eigentlich der Begriff in der Demmerung zu verbinden. Der Spate in seinem Sprachschatze sagt sehr wohl: Demmen proprie est, noctes conviviis vigilatas ducere, in tenebris perpotare. Statim autem ad quamcunque intemperantiam et helluationem transferri coepit.

Denken. Logau macht hiervon ein unpersönliches Zeitwort: es denkt mich, memini. Sinnged. 84.

Es denkt mich noch ein Spiel bei meinen jungen Jahren.

Wir erinnern, im Vorbeigehen, daß man einen Unterschied machen könnte unter denken, cogitare, und unter gedenken, recordari. Doch der Unterschied ist schon gemacht, wird nur nicht allemal beobachtet.

Deube, die, für Diebstahl. Sinnged. 2808.

— — Keine Deube bleibt verhohlen.

Drang, der, für Drangsal. Sinnged. 2835.

Der Drang, den Krieg uns that ꝛc.

Einem allen Drang anthun, sagt man noch hin und wieder in der gemeinen Rede.

Druden, die; wofür wir jetzt Druiden sagen. Man sehe die oben unter Degen angezogene Stelle.

Dupelmann; ein von unserm Dichter ohne Zweifel gemachtes Wort, durch welches man das

Englische double-dealer sehr eigentlich ausdrücken könnte, wenn man es, nach unserm jetzigen Dialekte, in Doppelmann verwandelte. Sinnged. 1103.

Die sich ließen schreiben ein
In den Biedermannesbund,
Da kein Dupelmann nie stund.

Er scheint es in dem 1226sten Sinngedichte ausdrücklich erklären zu wollen:

Duplus hat nicht duple Stärke, da er doch hat duples Herze:
Denn er führet duple Sinnen; sagt im Ernste, meint im Scherze.

Jetzt sagen wir dafür Zweizüngler, Doppelzüngler.

Durchschnitt. Mit diesem Worte hat schon unser Logau das undeutsche Profil übersetzt; und zwar eben da, wo wir es selten oder gar nicht brauchen. Denn wir sagen es zwar von Gebäuden ohne Bedenken, aber nicht von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat. Erste Zugabe 183.

Große Herren, wenn sie blind, daß sie Maler gerne zahlen,
Pflegen nach dem Durchschnitt sie, oder schlafend sie zu malen.

E.

Eifere, der, die, das; so viel als scharf, beißend. Unser Dichter sagt (Sinnged. 1534.) ei-

fere Lauge. Der häufige Gebrauch der uneigentlichen Bedeutung des Hauptwortes hievon, nämlich des Wortes Eifer, zelus, ist ohne Zweifel an dem Untergange dieses Beiwortes Schuld.

Eignen, für geziemen. Sinnged. 777.

Mit Verlust des guten Namen einen guten Freund erkaufen,
Eignet nicht den weisen Leuten.

Er sagt auch auf die unpersönliche Weise: es eignet sich, für: es geziemt sich. Sinnged. 1771. So sagt man auch noch im gerichtlichen Styl: wie es einem treuen Anwalde ꝛc. eignet und gebühret.

Eitel, als ein Nebenwort für nichts, als. (I, 3.)

Emse schreibt Logau anstatt Ameise. Sinnged. 761.

Wohl indessen dem, der dort lacht, und schaut die Emsenhaufen
Drinnen um das eitle Nichts kriegen, steigen, dringen, laufen;
Unbedachte Menschenschwärme!

Wie von dem alten Worte Erbeis, Erbse; so ist von dem ältern Emeis, Emse entstanden. Man hat auch vor Zeiten Ambeiz geschrieben, und daher ist Ameise gekommen. Emse wäre noch immer ein sehr bequemes Wort für die deutsche Prosodie.

Ent; mit dieser Sylbe fängt Logau verschiedene Wörter an, die sich sonst mit em anfangen. Er sagt z. E. entpor anstatt empor. Sinnged.

1257. Deßgleichen entfinden anstatt empfinden. Sinnged. 1390.

Als bald ein neues Kind
Die erste Luft entfindt,
So hebt es an zu weinen.

Enthalten, sich; anstatt sich aufhalten. (XII, 102.)

Immer fragten wir nach Neuem, weil sich Krieg bei uns enthalten ꝛc.

Entjungferung, die, (Sinnged. 1672.) und entjungfern, Sinnged. 2586.

Blumona ward entjungfert: da solches war geschehen,
Verschwur sie Haut und Haare, sie hätt' es nicht gesehen.

Entschließen, für ausschließen. Sinnged. 610.

Wer vom Herzen Gott entschleußt ꝛc.

Entwerden, für entkommen, davon fliehen. Sinnged. 1209.

— — Wer entwerden kann, ist froh.

Er, das, und das Sie. Man sehe, in welchem sensu nupto Logau beides braucht. Sinnged. 2776. Auf den Mollis.

Dein Weib ist dir kein Weib, und du bist ihr kein Mann:
Wie daß das Er nicht ihr, Sie dir gewachsen an?

Erarnen; so viel als erwerben. Sinnged. 966.

So wirst du dorten Glanz, und Segen hier erarnen.

Das Heldenbuch hat an einem andern Orte von Christo:

„— — der mich hat
„Hoch an dem Kreuz erarnet.

Erdegeist, ein poetisches Wort, für einen Geist, der am Irdischen klebt. Sinnged. 3.

Billig! denn so hohe Sinnen
Müssen andern Dank gewinnen,
Als ein kriechend Erdegeist.

Erdisch, wofür wir jetzt irdisch sagen. Sinnged. 2212.

Erkunden. (XI, 121.)

Wer will der Weiber Tück erkunden und entdecken?

Erlusten. Anh. 76.

In der Jugend zum erlusten, in dem Alter zum erlaben
Sind die Weiber —

Ernüchtern, für nüchtern werden. (XII, 60.)

Gottes Werk hat immer Tadel. Wem der Tag zu kurz zum Trinken,
Diesem will auch zum Ernüchtern gar zu kurz die Nacht bedünken.

Erstecken braucht Logau für: machen, daß etwas erstickt. Sinnged. 1275. Liebe erstecken, und (X, 90.) Krieg erstecken.

Erstrecken; als ein Activum für erweitern, ausdehnen, machen, daß sich ein Ding weiter erstreckt. Bei Gerichten kommt es in dieser thätigen

Bedeutung noch überall vor. Man sagt z. E. Man will zwar dies Gesetz auch dahin erstrecken; allein ꝛc. Und unser Logau sagt: (XI, 47.)

Liebe kaufte neulich Tuch, ihren Mantel zu erstrecken,
Weil sie, was durch dreißig Jahr Krieg verübt, soll alles decken.

Einer unserer lyrischen Dichter hat diese veraltete Bedeutung sehr schön wieder erneuert, wenn er in seiner Ode an das Glück sagt:

„Wenn kein Ruhm, — —
„Wenn kein Gold mein Lebensziel erstrecket,
„Wenn ich nicht vergnügter küsse:
„Was vermiß ich, wenn ich dich vermisse?

Siehe auch Strecken.

Erwarmen, auf etwas; auf etwas hitzig werden. Sinnged. 803.

— — die manchmal so erwarmen
Auf unser Gut und Blut. —

Erwinden, sich; so viel als: sich unterstehen, sich unterwinden. Anh. 62.

— — wenn wir Diener uns erwinden.

F.

Feber schreibt Logau, anstatt Fieber. Sinnged. 2589. und anderwärts, doch nicht überall.

Feuerspiegel nennt Logau, was wir jetzt Brennspiegel nennen. Anh. 159.

Feulen, oder faulen; für müßig sitzen, faullenzen. Sinnged. 1933.

Feyern, von etwas; so viel, als (wie er sich Sinnged. 1120. ausdrückt): von etwas müßig werden, damit aufhören. Sinnged. 114.

Allein es kömmt dazu, daß endlich selbst sein Fuß,
Hoch in der Luft, vom Treten feyern muß.

Sie sind feyrig, sagt man noch an einigen Orten von den Handwerksgesellen, die keine Arbeit bei Meistern haben. Luther gebraucht einmal den Ausdruck: ich will ihn nicht viel darum feyern; welches vollkommen das sagt, was der Franzose durch fêter quelqu'un ausdrückt.

Filzigkeit, die; schändliche, schmutzige Kargheit. Sinnged. 2127.

Findlich, was zu finden ist. (V, 39.)

Ob nur einer findlich wäre ꝛc.

Flammenschütze; so nennt unser Dichter den Amor. Sinnged. 2448.

Freund, der kleine Flammenschütze hat das
dritte Freudenfeuer
Angeflammt in deinem Herzen.

Flitte, die. Sinnged. 644.

Des Nero Meistern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie sein Geblüte ꝛc.

Flitte bedeutet ein Instrument, womit die Ader gelassen wird. Einige wollen, daß es aus dem Griechischen φλεβοτόμος zusammen gezogen seyn soll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu seyn,

welches einen Pfeil bedeutet, und wovon das Wort Flitzbogen noch in vielen Provinzen im Gebrauche ist. Übrigens ist dieses weder die Lanzette, noch der Schnäpper; sondern es ist das alte deutsche Laßeisen, ehe es durch Anbringung einer Schnellfeder verbessert und dadurch zu dem sogenannten Schnäpper gemacht wurde. S. Heister's Chirurgie, S. 380.

Flucht. Sinnged. 2162. hat Logau den Plnralis von diesem Worte, der sonst selten oder gar nicht vorkommt: die Flüchte.

— — treibt die Tochter in die Flüchte.

Freunden, sich zu einem; so viel, als: sich mit einem befreunden. Sinnged. 74.

Frevelich. So macht Logau dieses Wort; so muß es gemacht werden: und das jetzt gebräuchliche freventlich taugt eigentlich gar nichts. Frevel und frevelich aber heißt bei unseren alten Schriftstellern alles, was in der Hitze einer gewaltsamen Leidenschaft gesagt oder gethan wird. Sinnged. 1715.

Gewalt ist wie ein Kind: wo nicht Verstand sie leitet,
So stürzet sie sich selbst, weil sie zu frevlich schreitet.

Frevlerplan, der; ein altes poetisches Wort, für: die Bahn der Frevler. Sinnged. 761.

Will nicht wider Recht und Zucht treten auf den Frevlerplan.

Frommen, einem; einem nützen. Anh. 52. und öfter.

Frosch, der; heißt bei den deutschen Wundärzten die mit Materie angefüllte Geschwulst, die, öfter bei Kindern, als bei Erwachsenen, unter dem vordersten Theile der Zunge, bei den Froschadern entsteht. Lateinisch ranula. Logau nennt sie daher in der Überschrift des 74sten Sinngedichts unsers eilften Buches, eine Kinderkrankheit.

Udus wird gewiß den Frosch unter seiner Zunge haben,
Den er immer fort und fort muß mit etwas nassem laben.

Führen, eine Person; eine Person spielen. (IX, 75.)

Die Person, die ich jetzt führe auf dem Schauplatz dieser Welt ꝛc.

Fürlieb. (VIII, 17.) So sagt Logau allezeit, wofür wir jetzt fast durchgehends vorlieb sagen, wider unsere eigene angenommene Regel: daß nämlich für allemal pro bedeuten solle.

Fußgicht, die; das Podagra. Anh. 90.

Wer zum Tischtrunk Fischtrunk nimmt,
Selten dem die Fußgicht kömmt.

So auch Darmgicht, ileus. (I, 9.)

G.

Gach, praeceps, properus. Auch dieses den alten schwäbischen Dichtern sehr übliche, und uns

nur noch in dem zusammengesetzten Jachzorn überbliebene Wort, kommt zweimal bei unserm Logau vor. Zweite Zugabe 90.

Die Magd, die stieg aufs Heu, der Knecht, der stieg ihr nach;
Sie ward gar sehr erhitzt, zur Rache ward ihr gach.

Doch nicht allein das Wort, die ganze Redensart ist hier alt, und eben dieselbe, wie sie bei dem von Riedenburg (Fab. 69.) vorkommt, wo es von dem tückischen Hunde heißt:

„Wenne er gebeis, so wart im gach
„Ze flucht.
„*Praeceps se in fugam dabas.*

In der zweiten Stelle des Logau bekommt gach noch die Nebenbedeutung der Unbedachtsamkeit, als welche mit der Eilfertigkeit und Hitze verbunden ist. Erste Zugabe 165.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wenn sie etwas neues sehn, thun töblich, dumm und gach.

Gaden, der; heißt bei unserm Dichter so viel, als der Laden, das Gewölbe des Kaufmanns. Erste Zugabe 168.

Diese Waar ist nicht die beste, die im Gaden vorne leit ꝛc.

Ältere und andere, doch in der Hauptsache übereinkommende Bedeutungen findet man bei dem Schilter, Wachter ꝛc.

Gebette, das; Brautgebette. Sinnged. 1943. Ein Bette kann ein bloßes einzelnes Stück, ein Oberbette oder Unterbette seyn; ein Gebette aber bedeutet alle diese einzelnen Stücke, die ein vollständiges Bette ausmachen, zusammengenommen.

Gebruch, Mangel; von dem Zeitworte gebrechen, maugeln. Sinnged. 2141.

Cominäus ist, ihr Fürsten, euer Katechismusbuch:
An dem Grunde wohl zu herrschen, ist bei ihm fast kein Gebruch.

Gedenkkunst, die; so nennt Logau die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, und ihm durch natürliche oder künstliche Mittel zu Hülfe zu kommen; dergleichen Lullus, Kircherus und Andere geschrieben. Sinnged. 2717.

Gedieg, ein Hauptwort, wovon wir noch das Beiwort gediegen behalten haben. Sinnged. 1678.

Geld-, Lust- und Ehrengeiz macht, daß die ganze Welt
So arm ist am Gedieg, und nichts von Heil behält.

Geding, das. Daß dieses Wort auch so viel heiße als Hoffnung, Vertrauen, zeigt Wachter, und führt unter andern einen alten Kirchengesang an, wo es in dieser Bedeutung vorkomme. In den oben angeführten Fabeln des von Riedenburg heißt es: (Fab. 32.)

„Guot gedinge sullen haben
„Jung, alt — — —
„Guot gedinge machet das,
„Das der geniset der siech was.

In folgender Stelle unsers Dichters scheint diese Bedeutung gleichfalls Statt finden zu können. Sinnged. 1103.

Ach es wolle diesem Ringe
Seyn verpflichtet das Gedinge,
Daß er steh zu sicherm Pfande
Eurem Glück und Segensstande.

Doch wollen wir nicht läugnen, daß der weitläuftige sensus forensis dieses Worts nicht auch noch eine andere Erklärung darbieten könnte; es kann hier nämlich so viel heißen, als: das Gelübde.

Gehöne, das; so viel als Gespötte. Erste Zugabe 51.

An der hohen Häupter Seite stehen graue Häupter schön:
Dennoch sind jetzt hohen Häuptern graue Häupter ein Gehön.

Gelosen; so viel, als: los werden. Sinnged. 1237. und anderwärts.

Man fleißt sich jetzt, den Bart vom Maule zu gelosen ꝛc.

Gemahlinn, die. Dieses Wort war schon zu unsers Dichters Zeiten im Gebrauch; und auch damals schon maaßten es sich geringere Leute an. Sinnged. 2442.

Vitus nennt sein Weib Gemahlinn. Billig!
weil sie sich so malt,
Daß um Weißes und um Rothes jährlich sie viel
Thaler zahlt.

Gemein und gemeinlich, als ein Nebenwort, für meistentheils, insgemein, kommt sehr oft vor; als Sinnged. 1154.

Was Pelops, Attalus und Krösus schwangre
Kasten
Von Gelde, Gold und Gut vor Zeiten in sich faßten,
Rützt nur so viel, daß der, der gar zu viel drauf
denkt,
Den Leib gemein an Baum, die Seel an Nagel
henkt.

Und Sinnged. 1136.

Buhler sind gemeinlich Blinde ꝛc.

Gemerke, für Merkmal, Merkzeichen. (X, 25.)

Daß der Sinn es redlich meine, haben wir nur
Ein Gemerke ꝛc.

Genoß, der; socius. (I, 32.)

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß ꝛc.

Gerne. Durch Vorsetzung dieses Nebenworts macht Logau ein zusammengesetztes Hauptwort, welches alsdann eben das eitle und fruchtlose Bestreben ausdrückt, das die Engländer durch das angehängte would-be ausdrücken, z. E. a Merchant-would-be, a Politik-would-be. Auf diese Weise sagt er nicht allein ein Gernegroß, welches noch üblich ist, Anhang 212.

Bardus strebt nach großem Namen, er von allen
Gaben bloß:
Dieses kann man ihm wohl gönnen, daß er heiße
Gernegroß.

sondern er sagt auch ein Gerneklug, Sinnged. 257, wo von der thörichten Prahlerei, fremde Wörter in die deutsche Sprache zu mengen, die Rede ist.

— — — das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist
kommen
Durch einen Gerneklug, der, wenn der Geist
ihn rührt,
Jetzt dieses Prahlewort, jetzt jenes raus gebiert.

Gieben; so viel, als das gemeine giebsen, oder das plattdeutsche gappen. Erste Zugabe 201.

Die für Drang, Zwang, Pein und Schmach
Endlich mehr kaum konnten gieben.

Tscherning sagt dafür geufzen. Siehe dessen Frühling deutscher Gedichte, S. 8.

„— — das herzenswehe Seufzen
„Macht mich so laß und matt, daß ich auch kaum
kann geufzen.

Gnadselig; ein gnadseliger Diener ist unserm Dichter der, den der Herr mit seinem ganzen Vertrauen begnadigt hat. (II, 11.)

Graskrone. Dieses Wort ist die Überschrift des 80sten Sinngedichts im IX. Buche, und fängt an:

Der sein Vaterland errettet, diesen krönte Rom
mit Gras.

Allein der Dichter muß sich hier geirrt haben. Wir wenigstens können uns keines Scribenten erinnern, der uns berichtete, daß man jemals in Rom diese oder eine andere große That mit einer dergleichen Krone belohnt habe. Vielleicht hat er die coronam civicam in Gedanken gehabt, die aber nicht dem Erretter des Vaterlandes, sondern dem Bürger, der einen Nebenbürger errettet hatte, von diesem erretteten Bürger geschenkt wurde. Sie war auch nicht von Gras, sondern von Eichenlaube.*) Morhof übersetzt (Gedichte S. 399.) diese coronam civicam nicht übel durch Bürgerkranz.

Grau, der; der Ekel. (II, 84.)

Greiner. Greinen heißt so viel, als winseln, klagen, weinen, jammern; und einer, der dieses oft und ohne Ursache thut, ein Greiner. Sinng. 1622.

Vor Zeiten stunden Junge den Alten höflich auf;
Jetzt heißt es: Junger sitze, und alter Greiner lauf!

Greis, als ein Beiwort, für grau. Sinng. 785.

Ein Künstler, glaub' ich, ist, der Schwarzes färbe weiß:
Das Alter kann die Kunst, färbt schwarze Haare greis.

---

*) Hier ist dem gelehrten Verfasser einmal ein antiquarischer Umstand entgangen, der fast in jedem Compendium der Römischen Alterthümer angeführt wird. Logau dachte an die coronam obsidionalem. Die Hauptstelle von dieser steht in *Plin.* Nat. Hist. XXXII, 3. 4.

Großmuth, der, sagt Logau nach der Analogie der Wörter Muth, Hochmuth. Sinnged. 1171.

Grün; für frisch, gesund. Sinnged. 2784.

Ein grüner Mann, ein rothes Weib, die farben wohl zusammen,
Sie sind geschickt im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Gumpen; muthwillig springen, hüpfen, tanzen. Sinnged. 453.

Ein Kalb scherzt, gumpt und springt ꝛc.

Wachter führt bei diesem Worte weiter nichts an, als das griechische κομπειν, strepitum edere *jactu pedum* (von welcher Bedeutung, nämlich in Ansehung des jactu pedum, er uns noch dazu den Währmann schuldig geblieben ist), und setzt hinzu: forte aliqua affinitate. Es ist zu verwundern, daß ihm nicht vielmehr das italienische gamba und gambata, welches man von dem lateinischen gamba, und dieses von dem griechischen καμπη herleitet, beigefallen. Auch die Franzosen haben daher ihre gambade und ihr regimber gemacht, welches mit diesem gumpen sehr viele Ähnlichkeit hat.

Gunst; den ungewöhnlichen Pluralis von diesem Hauptworte hat Logau in der Überschrift: der Weg zu Gunsten. (III, 55.)

Güteln; dieses Zeitwort kommt im VIII. Buche im 66sten Sinngedichte vor.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen?
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Wie betteln von Bitte gemacht worden, so scheint güteln von gut, oder vielmehr von Güte entstanden zu seyn. Frisch hat das ähnliche Zeitwort gutzeln, welches er aber von gucken herleitet, und durch aspicere aliquem more mendicorum eleemosynam expectantium, erklärt.

H.

Hahnen, einen; einen zu Hahnrei machen. Sinnged. 179.

Die neue Welt ist fromm, und frömmer als die alte.
Sie darf nur acht Gebot, die sie im Leben halte;
Denn Ehbruch, Diebstahl bleibt; man hahnet nur die Leute
Und macht, was uns gefällt, nach Krieges Art, zur Beute.

Dieses Zeitwort würde man mit gutem Grunde Frischen entgegenstellen können, welcher Hahnrei für kein Compositum will gelten lassen, sondern es von dem italienischen Cornaro herleitet.

Halt, für Hinterhalt. Sinnged. 1257, wo der Dichter von den Wangen schöner Mädchen ungemein anakreontisch sagt:

— — — hier ist das flache Rund
Drum Zephyrus spielt her, darauf Cupido stund,
Und sich um einen Weg für seinen Pfeil umsahe,
Und dachte, wie ein Wild für seine Küch er fahe
Mit seinem Purpurzeug. Hier lag er oft im Halt,
Mit Rosen wohl verhägt, wenn er die Jagd bestallt.

Hauptgut sagt unser Dichter sehr oft, und sehr wohl, anstatt des undeutschen Capital; als Sinnged. 1326.

Noch Hauptgut, noch die Zinsen darf jetzt ein Schuldner gelten.

Tscherning (Frühl. S. 69.) sagt Hauptgeld:

„Das Hauptgeld bleibet stehn, ihr streicht die Zinsen ein.

Hausinnen, die; so nennt man in Schlesien Miethsleute von der niedrigern Gattung. Sinnged. 952.

Wenn, Jungfern, eure Flöh', die ihr habt zu Hausinnen,
Was sie gehört, gesehn, vermelden sollten können,
Wie mancher fragte sie, der Lust zu freien hat,
Eh als den besten Freund, um einen treuen Rath.

Und Sinnged. 2050.

Jedermann hat zu Hausinnen ꝛc.

Hebelbaum sagt Logau, wofür wir jetzt Hebebaum sagen. Sinnged. 2795.

Runens ist gewaltig stark, gäbe Bauern großen Nutz,
Könnten ihn zum Hebelbaum brauchen für das größte Klutz.

Hergesippt, für entsprossen, erzeugt. Sinnged. 2379.

Fürstinn von den Obotriten, einer deutschen Heldenart
Hergesippt ꝛc.

Deßgleichen hat er auch zugesippt, für verwandt. (IX, 10.)

Herzlich, welches jetzt nur so viel als sehr bedeutet, nimmt Logau in seiner ursprünglichen Bedeutung für von Herzen, mit dem Herzen, nach der Analogie des Wortes mündlich.

Herzlich hassen, mündlich lieben.

Hinsichern, sich. (III, 11.)

Wenn ein redlich frommer Christ hin sich sichert in das Grab.

Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht hat, und welches an diesem Orte ungemein nachdrücklich ist, indem es so viel sagen will, als: der Christ, der jetzt in der Welt nirgends sicher ist, begiebt sich in sein Grab hin, um daselbst gewiß sicher zu seyn. Einige Neuere haben dergleichen Wörter ohne Unterschied getadelt, andere haben dergleichen bis zum Ekel gemacht. Dichter von gutem Geschmacke halten das Mittel, und gebrauchen solche Ausdrücke desto seltener, je glänzen-

der sie sind. Ein Poet muß sehr arm seyn, der seine Sprache nur durch ein einziges Mittel aufzustützen weiß.

Hochträchtig braucht Logau für hoffärtig; so wie man das Gegentheil niederträchtig nennt. Sinnged. 117.

Wer will Pertunda stolz, hochträchtig auch wohl nennen?

Beim ersten Anblicke könnte man es für hochschwanger nehmen; und es kann leicht seyn, daß unser Dichter, der gar kein Feind von Wortspielen ist, auf diesen Nebenbegriff mit gezielt hat; denn das angeführte Gedicht heißt weiter:

Er giebt genug an Tag, er müß sie recht nicht kennen.
Heißt dieses denn wohl stolz? Sie bleibet unten an,
Und duldet über ihr so leichtlich jedermann.

Übrigens kann dieses hochträchtig, in so fern es der Gegensatz von niederträchtig ist, einen analogischen Grund für die Ableitung von Hoffart mit abgeben, daß solches nämlich nicht von Hof-Art, sondern von hoch Fahrt gemacht und zusammengezogen sey. Auch scheint Logau an einem andern Orte, wo er ausdrücklich Hochfahrt schreibt, Sinnged. 1354, auf diese Etymologie zu zielen, welche dadurch außer allem Zweifel gesetzt ist, daß wir in unseren ältesten Dichtern überall Hochfahrt lesen.

Höchlich, für hoch. Sinnged. 2269.

Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.

Sich höchlich verwundern ist noch im Gebrauche.

Honigthum; „der Liebe Honigthum" ist die Überschrift des 1174sten Sinngedichts, welches wir unter Rosen anführen werden, und ein Wort, welches unser Dichter zum Scherze gemacht hat, nach der Ähnlichkeit des Wortes Märtyrerthum u. a. m.

Husche, die. Auch die Nachrichter haben ihre Kunstwörter, und dieses ist eins davon. Sinnged. 2269.

Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man,
werd ans Holz noch kleben,
Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird
doch die Husche geben.

Unsere Wörterbücher erklären Husche durch Ohrfeige. Daß es aber hier etwas anderes, und zwar so etwas bedeute, was an den Haaren oder mit den Haaren geschieht, giebt der Augenschein. Denn warum dürfte Calvus sonst besorgt seyn, wie ihm, als einem Kahlkopfe, der Henker die Husche geben werde? Man sagt noch in der Sprache des Volks: sich huschen, einander bei den Köpfen kriegen. Auch braucht man in eben dieser Sprache das Wort husch als eine Interjection der Geschwindigkeit: husch! da war er weg. An dieser Stelle bedeutet Husche also den letzten Stoß, den der Übelthäter bekommt, und wobei ihn der Henker vielleicht beim Schopfe ergreift. Der Begriff der Geschwindigkeit, welchen das Zwischenwort husch hat, macht,

daß eine Husche auch in verschiedenen Provinzen einen überhingehenden Platzregen bedeutet. Man erlaube uns aus dieser letzten Bedeutung beiläufig eine Stelle aus dem Rabelais zu erklären. Dieser possierliche Schriftsteller braucht in seinem Gargantua zu verschiedenen Malen das Wort Housée. Er sagt z. E. tumbant par une housée de pluie. Seine Ausleger wollen, housée sey so viel, als horée, und dieses so viel, als pluviosa tempestas ad horam durans vel circiter. Diese Erklärung ist offenbar gezwungen, und sie würden sie schwerlich gewagt haben, wenn ihnen unser deutsches Husche bekannt gewesen wäre. Daß aber Rabelais etwas deutsch verstanden habe, und in seinen Schriften hin und wieder deutsche Wörter affektire, ist eine bekannte Sache.

J.

Ihrzen; mit einem in der zweiten Person des Pluralis reden. Es ist dieses die Überschrift des 196sten Sinngedichts im Anhange, worin unser Dichter diese unnatürliche Art zu reden verwirft. Was würde er von uns, seinen Nachkommen, sagen, die wir aus dem Ihr gar Sie gemacht haben?

Ists deutscher Art gemäß mit Worten so zu spielen? Wir heißen Einen Ihr, und reden wie mit Vielen. Ein Glück für unsere Poesie, daß sie das natürliche Du überall behalten hat! So wie man ihrzen sagt, sagt man auch duzen, erzen, siezen ꝛc.

Inner sagt Logau öfters für in, innerhalb. (VIII, 98.) Er hat sein Grab inner einem frommen Raben. (VI, 6.) Sie geht inner Gold und Seide her. Deßgleichen (V, 11.) inner dem Magen.

Infelt schreibt Logau, der Aussprache seines Landes gemäß, wofür wir jetzt Inschlitt und Unschlitt schreiben. Sinnged. 1338.

K.

Kat, für Koth. Sinnged. 2723.

Die Lieb ist wie der Schwalbenkat,
Verblendet, wen sie troffen hat.

Kerb, der, für das Kerbholz (XIII, 11.); der drüber seinen Kerb wohl halten wird.

Kiefeln, so viel als zanken, keifen. Sinnged. 1534.

Mit der ich Schätzchen und Herzchen mich heiße;
Kiefel und beiße.

Von dem alten Kieb, ira, jurgium.

Kieslingstein, für Kieselstein. Sinnged. 1003.

Kindeln, sich wie ein Kind aufführen. Sinnged. 1082.

— — Verdruß zu mindern
Kindeln Männer oft mit Kindern.

Auch das Hauptwort Kindelei für Kinderei, Tändelei, kommt bei unserm Dichter vor. Sinnged. 1150.

Was in meiner Jugend Mayen
Von der Venus Kindeleyen
Ich gezeichnet auf Papier.

Kindern, heißt nicht: sich kindisch aufführen, sondern: Kinder zur Welt bringen. (IX, 102.)

An manchen Orten ists so Brauch, die Weiber müssen jährlich kindern.

So sagt auch Tscherning entkindert, für: der Kinder beraubt. (Frühl. S. 54.)

„Steigt dieses, Herr, zu Herzen
„Daß ihr entkindert seyd?
„Ihr seyd auch frei von Schmerzen:
„Wo Kinder sind, ist Leid.

Klapf, der; von klopfen, so viel als Schlag; wie denn auch die Alten Donnerklapf für Donnerschlag sagten. Sinnged. 808.

— — so wird ein jeder Stein,
Womit man nach uns wirft, ein Klapf am Himmel seyn.

Knebelhaut. Logau sagt: (Sinnged. 2024.)

Veit trägt eine Flegelklapp über einer Knebelhaut ꝛc.

um zu sagen, daß Veit der unhöflichste und ungeschliffenste Mensch von der Welt sey. Knebel und Flegel ist hier eins; beides bedeutet einen bäurischen Menschen: appellamus, sagt der Spate, hominem agrestem einen Knebel. Knebel aber ist so viel als Knüppel: auch ein Klotz bedeutet in der gemeinen Sprache nichts Besseres. Mit dieser Bedeutung stimmen die übrigen Wörter dieser Art sehr natürlich zusammen, als: die Knebel der Finger, Einen knebeln, ein Knebelbart, ein Knebel-

spieß; daß man also Unrecht thun würde, wenn man solche von Knabe herleiten und mit einem ä schreiben wollte, wie wir irgendwo gefunden haben.

Knechterey, sagt Logau, und will damit nicht sowohl die Knechtschaft ausdrücken, als vielmehr etwas, das sich für keinen freien Mann, sondern für einen Sklaven schickt. Sinnged. 883.

Diener tragen ingemein ihrer Herren Liverey:
Solls denn seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schnöden Knechterey.

Kosen. Sinnged. 1174.

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen,
Gedanken sind Honig zum Schmeicheln und Kosen.

Dieses Zeitwort, welches so viel als reden, schwatzen bedeutet, ist ziemlich rar geworden. Der Übersetzer des Don Quixotte hat es sehr wohl gekannt, und ihm im zweiten Theile der Geschichte dieses Ritters S. 459. eine sehr glückliche Stelle gegeben. Der lächerliche Sancho sagt daselbst von den so genannten sieben Ziegen am Himmel: Ich kosete mit diesen Ziegen drei bis vier Stunden. Das zusammengesetzte Zeitwort liebkosen wird noch überall gebraucht. Bei diesem letztern merken wir an, daß Logau dafür liebekosen schreibt. Sinnged. 726.

Kuchel, für Küche, hin und wieder, als Sinnged. 403.

Die edle Poesie ermuntert Sinn und Geist,
Daß er greift an mit Lust, was schwer und wichtig heißt.
Ob nöthig ist das Brodt, so läßt man gleichwohl gelten
Die weitgereiste Würz, und sonsten was da selten
In unsre Kuchel kömmt; man gönnet auch der Lust,
Bedarf es nicht Natur zu Zeiten eine Kost.

Kuchel ist eigentlich österreichisch, und nicht schlesisch; man sagte es aber zu Logau's Zeiten in Schlesien, um mit der Hofsprache zu reden.

Kürmeln, kommt bei unserm Dichter sowohl, als bei anderen vor, und bedeutet so viel, als: lallen, schmeichelnd stammeln. Unsere Wörterbücher haben dieses Wort gar nicht, und von seiner Ableitung ist nichts Zuverlässiges zu sagen. Sinnged. 798.

— — Wir zeugen Kind auf Kind,
Ein Denkmal hinter uns, daß wir gewesen sind.
Gut! Gut! Was kann uns sonst aus Wermut Zucker machen,
Als wenn das liebe Kind mit Kürmeln und mit Lachen
An unser Haupt sich drückt, uns lieber Vater nennt,
Und macht, daß man in ihm sich wie im Spiegel kennt.

Imgleichen: Sinnged. 908.

— — vom süßen Namen Sohne
Ein kürmelnd Exemplar —

Eben so spricht Opitz von einem neugebornen Kinde:

„Was es kürmeln wird und lachen
„Werden lauter Verse seyn.

Lohenstein braucht es sogar von dem freundlichen, verliebten Murren der Löwen. (Arminius ersten Theils, zweites Buch, S. 84.)

L.

Längen, für: in die Länge dauern. Sinng. 2756.

Erdenbau kann übel längen,
Drein sich Wind und Wasser mengen.

Hievon kommt das alte Beiwort gelängt her, welches wir in des Adam Olearius persianischem Baumgarten finden: „Die ausgelängte Nacht laufen sie, und sprechen früh Morgens ꝛc.

Lappe, ein, heißt ein feiger, weibischer, nichtswürdiger Mensch, wie das Beiwort läppisch, welches von diesem Hauptworte abstammt, zu erkennen giebt. Und wer wird für feiger, weibischer und nichtswürdiger gehalten, als ein Verschnittener? Für diesen braucht es Logau, Sinnged. 2499.

Sonst möcht es seyn vergönnte Sache,
Daß man den Hahn zum Lappen mache.

Das Wort Laffe, welches noch gebräuchlich ist, bedeutet gleichfalls einen läppischen, einen kindischen Kerl. Da ferner Lappen und Lumpen einerlei sind, so heißen, im verblümten Verstande, nichtswürdige Leute auch Lumpen, Lumpengesinde, Lumpenhunde.

Latz, schwäbisch Latz, der. Man wird das 227ste Sinngedicht des Anhangs nicht verstehen, wenn man sich nicht erinnert, daß ein schwäbischer Latz so viel ist, als ein Hosenlatz.

Lauer, der, kommt von dem lateinischen lora her, welches den sauern Nachwein bedeutet, der aus den Hülsen und Kernen der bereits gepreßten Trauben durch zugegossenes Wasser gemacht wird. (X, 9.)

Welt giebt ihren Hochzeitgästen erstlich gerne guten Wein;
Und schenkt ihnen sauern Lauer, wenn sie schon bethört sind, ein.

In einem andern Verstande bedeutet ein Lauer einen Schelm. Sinnged. 497.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwischen Arm und zwischen Reich,
Zwischen Fürst und zwischen Bauer,
Zwischen Biedermann und Lauer.

Die Lateiner nennen diesen Lauer mit einem ähnlichen Worte, vappam, und wir könnten ihn also auch zur Noth von dem schlechten Weine, Lauer, herleiten. Wir glauben ihm aber einen weit natürlichern Ursprung zu geben, wenn wir ihn von dem einheimischen Worte lauern ableiten, da denn ein Lauer so viel bedeuten wird, als: ein Schleicher, ein tückischer Dieb. Man sehe auch das 114te Sinngedicht des X. Buchs.

Lebensfadenreißerinnen, ein poetisches, von unserm Logau zum Scherz gemachtes Wort, unge-

fähr wie des La Fontaine soeurs filandières. Sinnged. 2448.

Waren alle drey nicht Gräen, waren sie nicht Gorgoninnen,
Waren sie nicht alle dreye Lebensfadenreißerinnen,
War es doch zum mindsten Eine.

Lieb, das, für: die Geliebte. Ein Schmeichelwort der Liebhaber, wofür einige jetzt Liebchen sagen; ist bei allen Zeitverwandten unsers Dichters im Gebrauche. Sinnged. 2637.

Paulus ist ein Freund der Welt, aber nur der kleinen Welt,
Wenn er sein geliebtes Lieb fest umarmt beschlossen hält.

So sagt auch Flemming:

„Mein Lieb gedenket weg; was wünsch' ich ihr für Glücke?

Eben so sagten auch unsere Alten vor vierhundert Jahren:

Minne, Got musse mich an dir rechen.
d. i. Mein Lieb, oder mein Liebchen, Gott müsse mich an dir rächen.

Liebeln; ein nicht unebenes Verbum diminutivum von lieben. Unser Dichter sagt von der Zeit des Frühlings: (VI, 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt,
Da mit Gleichem Gleiches liebelt ꝛc.

Lieben, einem. Es liebt mir, sagt Logau,

anstatt: es gefällt mir. (XIII, 12.) Das ganze Wort heißt: es geliebt mir; allein die Sylbe ge wird, wie bekannt, oft weggeworfen. Opitz sagt:

„— — sehr schöne Schrift auf Steinen,
„Die mir so sehr geliebt.

Und an einem andern Orte:

„Geliebet dir ein Berg?

Luntenrecht, ist eine scherzhafte Benennung unseres Dichters, worunter er eben das versteht, was unser heutiger witziger Pöbel mit einem weit hergesuchten Wortspiele das Jus canonicum nennt. Sinnged. 2515.

Luntenrecht hält rechtes Recht nur für Lumpenrecht.
Wo Gewalt zum Herren wird, ist Gerechtigkeit ein Knecht.

M.

Männisch, für männlich. Anh. 166.

Die Deutschen sind nicht männisch mehr ꝛc.

Magd und Knabe in der edlen Bedeutung des puella und puer der Lateiner. Sinnged. 568. Über ein Brautbette.

In die Lust liegt hier begraben
Eine Magd mit ihrem Knaben;
Die einander ganz ergeben,
Dieser Welt wie nicht mehr leben,
Die mit Armen umgewunden,
Wie in einen Sarg gebunden ꝛc.

Auch das Diminutivum davon, Mägdchen, oder Mädchen, kommt bei unserm Logau in der edlen, anakreontischen Bedeutung vor, welche uns vornehmlich ein neuerer Dichter so angenehm und geläufig gemacht hat. (VI, 22. 24.)

Manne, die, als der Pluralis von Mann, für Männer. Anh. 96.

Weibern sind Gebrechen
Sonsten nicht zu rechen,
Außer wenn sie fehlen,
Und die Manne zählen.

Wenn wir also jetzt sagen, z. E. zehntausend Mann, so ist vielleicht dieses Mann nicht sowohl der Singularis, als vielmehr dieser alte Pluralis, und es sollte eigentlich zehntausend Manne heißen. Zwar wird das Zeitwort in der einfachen Zahl dazu gesetzt, z. E. (I, 5.)

Es bleibt in keiner Schlacht jetzt vierzigtausend Mann.

Doch auf diese Einwendung würde sich auch antworten lassen.

Maultasche. Sinnged. 1097.

Eine Maultasch ist ein Ding, zwar nicht schädlich an dem Leben,
Außer, daß sie dem Gehör Abbruch will und Nachtheil geben.

Maultasche ist das, was man sonst Maulschelle, Ohrfeige nennt. In einigen Provinzen spricht man Maultatsche; aus diesem Tatsche hat man,

vielleicht durch den Gleichlaut verführt, Tasche gemacht, da es doch, allem Ansehn nach, so viel als Tatze bedeutet. Soll das Wort aber von Tasche, Beutel, herkommen: so müßte man sagen, eine Maultasche sey ein Schlag, der mache, daß das Maul wie eine Tasche herunterhinge. Frisch führt bei diesem Worte eine Prinzessinn aus Tyrol an, die wegen ihrer heruntergehenden Lippen die Maultasche genannt worden ist.

Marzipan. Logau leitet dieses fremde Wort von Mars (tis) und panis her; ohne Zweifel, weil ihm diese Ableitung zu einem epigrammatischen Spiele den Stoff geben zu können schien. Sinnged. 1645.

Heißt Marzipan Soldaten Brodt? So essens nur die Großen;
Der arme Knecht der mag sich nur am Pompernickel stoßen.

Die wahre Ableitung aber ist von massa oder maza und panis, und wenn ja einige Gelehrte Martios panes daraus gemacht haben, so haben sie doch nur geglaubt, daß sie von ihrem ersten Erfinder, nicht aber von dem Gotte Mars so genannt worden.

Meinen; lieben, wohlwollen. Z. E. (I, 35.)

Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern unser Gut gut meinen.

Imgleichen (XIII, 4.)

— — Wo man die Kriegeskinder
Gar gut und glimpflich meint ꝛc.

Dieses meinen kommt von dem alten Worte min-

nen, lieben, her; man sollte es also mit einem i schreiben, wenn man ja das andere meynen (putare) zum Unterschiede mit einem y schreiben wollte.

Mensch. Wenn man dieses Wort in ein Neutrum verwandelt, so bedeutet es eine Weibsperson, jetzt zwar eine von der niedrigsten und schlechtesten Gattung, bei unseren alten und guten Schriftstellern aber ganz und gar nicht. Unser Logau sagt: (XIII, 11.)

Dennoch hat das liebe Mensch ein vertrautes Freundschaftband
Auf die Meinen unverfälscht immer fort und fort erstrecket.

So sagt auch Flemming an einem Orte:

„Sie, das geliebte Mensch, wird selbst aus ihr entrückt.

Eben so haben die Engländer das Wort *Wench* jetzt in Verachtung gerathen lassen, da es vor Zeiten gleichfalls in dem besten Verstande gebraucht ward. Shakespeare z. E. läßt den Othello seine Desdemona in dem zärtlichsten Affekte excellent Wench nennen. Eine Anmerkung in der Ausgabe, die wir vor uns haben, erinnert dabei: The word *Wench* heretofore signified a young Woman, often an amiable Woman, so that some have thought it a corruption only from the word *Venus*. Allein *Wench* und Mensch sind ihrem Klange und ihrer Bedeutung nach viel zu genau verwandt, als daß sie nicht einerlei Ursprung haben

sollten. Das Diminutivum Menschlein braucht unser Dichter in eben der Bedeutung für Mädchen. (XI, 85.)

Canus hat ein junges Menschlein voller Gluth und
Geist genommen ꝛc.

Menschenthum, das, für: das menschliche Geschlecht. (XIII, 8.)

Würdig bist du, daß dein Ruhm
Bleibt, weil bleibt das Menschenthum.

Milz. Logau sagt der Milz. (VIII, 8.)

Mißbehagen, ist der Gegensatz von wohlbehagen.

Mißschwören, für: falsch schwören, ist die Überschrift des 803ten Sinngedichts.

Mördlich, so wie von Wort, wörtlich. Sinnged. 852.

Es trachten ihrer viel uns mördlich umzubringen.

Jetzt sagen wir mörderisch, nicht von Mord, sondern von Mörder; so wie wir kriegerisch, verrätherisch, räuberisch, ehebrecherisch ꝛc. nicht von Krieg, Verrath, Raub, Ehebruch, sondern von den Hauptwörtern der zweiten Generation, von Krieger, Verräther, Räuber, Ehebrecher ableiten.

Mondensohn, so nennt Logau einen wandelbaren, veränderlichen Menschen. (XIII, 12.)

Mußtheil, das, von Muhs, Gemüse. Es heißt im juristischen Verstande die Hälfte des Vorraths an Speisen (cibariis domesticis), der bei Lebzeiten des Mannes vorhanden gewesen, und am

dreißigsten Tage, zu welcher Zeit man jetzt gewöhnlich zu inventiren pflegt, noch vorhanden ist. Die eine Hälfte davon gehört der Wittwe, und die andere den Erben. Logau spielt mit diesem Worte, indem er es gleichsam von müssen herleitet, und Sinnged. 416. sagt:

Das Mußtheil heißt man dies, was nach des Mannes Sterben
Die Frau von Rittersart muß theilen mit den Erben.
Ein Mußtheil machet drans, aus allem was man hat,
Wo er es nicht nimmt gar, ein räubrischer Soldat.

N.

Nackt und nackend. Logau sagt beides. Sinnged. 609.

Der nackt kam in die Welt, der nackend ist getauft.

Nächst. Logau macht aus diesem Vorworte ein Nebenwort, und braucht es anstatt jüngst, vor einiger Zeit. Sinnged. 1038.

Nächst sagt ein alter Greis ꝛc.

Imgleichen (X, 53.)

Mein Gut besucht ich nächst ꝛc.

Narren, für: sich närrisch betragen. Sinnged. 2562.

Denn das Gold der neuen Welt macht, daß alte Welt sehr narrt.

Den Narren stechen, heißt (Sinnged. 1498.) verspotten, mit spöttischer Miene verlachen, naso suspendere adunco.

Noch, noch, sagt unser Dichter (I, 1. II, 12.) für weder, noch. Die Fälle sind unzählig, wo das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durchaus zuwider ist; und warum sollten wir es nicht auch noch heute in jenes bequemere noch verändern dürfen? Wenigstens klingt es nicht übel: (II, 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

(I, 33.)

Gleichwohl aber hat er sich noch mit Wort noch That gerochen.

Sinnged. 1404.

Alte Jungfern sind ein Stock da noch Wachs noch Honig innen.

Nöthen, von Noth, wie von Tod tödten; so viel, als: quälen, plagen. (V, 76.)

Der ärgste Tod ist der, der gar zu langsam tödtet;
Die ärgste Noth ist die, die gar zu langsam nöthet.

An einem andern Orte (Sinnged. 2513.) scheint dieses nöthen so viel, als: nöthigen, hinwegnöthigen, zu bedeuten.

Nicht anders. Ihr Poeten,
Der Tod kann keinen nöthen,
Den ihr und eure Sinnen
Nicht lassen wollt von hinnen.

Nuseln, oder nuscheln, ein niedriges Wort, welches eigentlich durch die Nase reden bedeutet. Logau sagt (Sinnged. 1170.) von dem kindischen Alter der Welt:

— — weil nun die Welt, wie ein kindisch alter Greis,
Beißig, garstig, satsam wird, bloß auch nur zu nuseln weiß.

Omnia trepide gelideque ministrat.

O.

Oder. Die Schwierigkeit, dieses Bindewort in das gemeine jambische Sylbenmaaß zu bringen, hat die Dichter oft genöthigt, ihm, wenn es in einer Frage vorkommt, die Partikel wie vorzusetzen. Logau aber sagt anstatt dieses wie oder, sonst oder. (X, 28.)

Ortgedächtniß, nennt Logau nicht übel dasjenige künstliche Gedächtniß, welches sich durch gewisse topische Fächer zu helfen sucht; und weil von dergleichen Fächern bei den Lehrern dieser Kunst keine geringe Anzahl vorkommt, so ist unsers Dichters nachfolgende Anmerkung sehr richtig. Sinnged. 1729.

Wer Gedächtnißkunst denket zu studieren,
Dünkt mich muß voran gut Gedächtniß führen.

P.

Parten, vom lateinischen partes. Nach der einfachen Zahl kommt es in dem Worte Gegenpart, Widerpart vor. (XII, 74.)

Andre ziehen an das Recht, Largus zeucht den Richter an:
Parten, denen er bedient, finden, daß er gut gethan.

Philosophey. Durch diese Endung ey glaubte man vor diesem den griechischen Wörtern das Recht der deutschen Bürgerschaft zu geben, weil ungleich mehr deutsche Hauptwörter sich auf ey, als auf ie enden. Die neuere Endung ie ist aus der französischen Endung solcher Wörter entstanden. Phantasey, Melodey ist daher richtiger und besser, als Phantasie, Melodie. Nur bei Philosophie und Harmonie würde uns die alte Endung allzu ungewöhnlich vorkommen. Logau sagt Philosophey in folgender Stelle, wo er seine Liebe zur Poesie rechtfertigt. Sinnged. 403.

— — Man lasse mir die Lust,
Die, wo sie wenig bringt, noch weniger doch kost.
Sie wird mir nützer seyn, als Mägden zu gefallen;
Als in der geilen Brunst der Üppigkeiten wallen;
Als eingeschrieben seyn in freveln Raubebund,
Der durch gebrauchten Trotz der Welt hilft auf den Grund;

Als daß mein Sinn im Wein, und Wein schwimmt in dem Sinne;
Als daß der Spieler Dank, der schlecht ist, ich gewinne;
Als daß ich mich befleiß auf Hundsphilosophey,
Und treib als eine Kunst ein bäurisch Feldgeschrey.

Plotz, als ein Nebenwort, für plötzlich. Sinnged. 118.

— — Komm zu mir plotz und flugs.

Flugs ist die Zeugendung von Flug, als ein Nebenwort gebraucht, und bedeutet so viel, als: im Fluge.

Pöfel, für Pöbel; Sinnged. 777. und öfter.

Pompernickel; so schreibt unser Logau dieses streitige Wort. Sinnged. 1645.

Pompsack; der Spate erklärt dieses Wort durch homo ridicule gloriosus. Eigentlich aber bedeutet es einen altmodischen Staatsrock; und alsdann im figürlichen Verstande, einen, der in einem solchen Rocke auf eine tölpische Weise prangt. Pomphosen ist das ähnliche Compositum. Anh. 120.

Der Pompsack konnte nimmer nie sich schicken in die Mode.

Por; dieses Simplex, von welchem wir Porkirche, Porwisch, empor haben, kommt bei unserm Dichter als ein Hauptwort vor und bedeutet so viel, als die Höhe. Zweite Zugabe 47.

Wer bei Hof am mindsten wäget
Steigt am meisten in die Por,
Dem wird Gnade beigeleget,
Der sonst leichte wie ein Rohr.

Prachten, von Pracht, so viel, als prangen, prächtig seyn. Sinnged. 2090.

— — Stärk und Muth ist auch ein Ding,
Das, wie sehr es vor geprachtet, endlich doch
auf Krücken ging.

Pursch, die. Dieses alte Wort kommt in seiner ältesten Bedeutung bei unserm Dichter vor. Sinnged. 1646.

Wer Durst und Hunger hat, pflegt viel nicht zu
verzehren;

Denn diese beide Pursch ist gerne nur im Leeren. D. i. dieses Paar. Die alten Wörterbücher übersetzen es contubernium, manipulus.

Purschen; ist das Zeitwort vom vorhergehenden, und bedeutet: sich gesellen, in Gesellschaft stehen, wandern ꝛc. Sinnged. 687.

Wie das Kind im sanften Wiegen,
So beruh ich im Vergnügen;
Pursche sonst mit Redlichkeit,
Hinzubringen meine Zeit.
Wenn ich werde seyn begraben,
Werd ich bessers Glücke haben.

D. i. ich geselle mich übrigens der Redlichkeit zu. Imgleichen (XIII, 12.)

Ich lasse meinen Sinn hin mit den Augen fahren,
Die Purschen weit und breit erforschen dies und das,
Und haben ihre Lust an Himmel, Wasser, Gras ꝛc.

D. i. der Sinn und die Augen, beide streichen in Gesellschaft herum.

R.

Raitung, die, heißt so viel, als Rechnung, computatio: von raiten, rechnen. Das 1214te Sinngedicht führt die Überschrift: Raitungen.

Die Einnahm ist das Weib; die Ausgab ist der Mann;
Wenn beide treffen ein, ist Rechnung bald gethan:
Wiewohl es besser ist, es sey ein Überschuß;
Nur daß kein Rest verbleibt, denn dieser giebt Verdruß.

Auch Tscherning sagt:

„Weil daß der höchste Vogt wird Rechenschaft begehren,
„Wenn ihm die ganze Welt die Raitung soll gewähren.

Ramme, die, heißt die Maschine, Pfähle in die Erde zu treiben; ist besser als Rammel. Sinnged. 2784.

Sie sind geschickt, im Wasserbau zu ziehen wohl die Rammen.

Ranstadt. Sinnged. 2063.

Eine Ranstadt ist die Welt, drinnen fast ein jedes Haus
Heimlich doch, wo wißlich nicht, hat und heget einen Claus.

Claus war der bekannte Hofnarr bei Friedrich dem Dritten, Churfürsten von Sachsen. Er war aus Ranstett, oder Markranstett gebürtig. Vielleicht alludirt Logau mit dem Namen Ranstadt zugleich auf das alte Wort ranten, oder ranzen; englisch to rant.

Recken, einen; einen auf die Folter spannen; daher das niedrige Wort Racker. Englisch to racke. Sinnged. 460.

Man recket sonst den Dieb, der andern wollte stehlen ꝛc.

Reichen, für: herkommen, entspringen. Sinnged. 13.

Kinder werden dannen reichen ꝛc.

Jetzt brauchen wir dieses Wort mehrentheils nur von dem reichen an einen Ort hin, und nicht mehr von dem reichen von einem Orte her.

Reichthum. Logau sagt das Reichthum, so wie das Eigenthum, das Fürstenthum ꝛc. Auch Opitz sagt so. Unter unseren neueren Schriftstellern finden wir es gleichfalls. (Siehe Don Quixotte, 2. Theil XX. Cap.)

Reisemann, für Wandersmann. (XI, 97.)

Reisig, für: reitermäßig, wie ein Ritter. Sinnged. 2758.

Denn ich kann nicht reisig kommen auf dem blanken Dichterpferde;
Gicht die hat mich ausgestiefelt, daß ich jetzo spornlos werde.

Röthen, für: roth machen. (XIII, 10.)

Doch dünkt mich, daß Poeten
Noch mehr als andre röthen,
Was Todtenasche blasset.

Rüger, delator. Sinnged. 911.

Einen Lügner, einen Trieger,
Einen Schmeichler, einen Rüger ꝛc.

Rund, 1. für bestimmt, ohne Umschweif, ohne Zurückhaltung. Sinnged. 966.

Und bitten um Verzeihn, und beichten rund und frey ꝛc.

(X, 28.)

Und euch fein rund und kurz erklären ꝛc.

2. für schlüpfrig, wankelmüthig. Sinnged. 17.

So lebt ihr beide nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn; damit euch nicht betrübe
Des Glückes runde Macht; denn seine Tück' und Neid
Hat keinen andern Feind, als Lieb und Einigkeit.

Deßgleichen Sinnged. 523.

Ich bin von Herzen Feind den runden Samarittern,
Die jetzund warm, jetzt kalt ꝛc.

Und Zweite Zugabe. Sinnged. 212.

Gut Gewissen wanket nie,
Beuget auch kein knechtisch Knie
Vor der runden Menschengunst.

Rumher, für herum. Ein Provinzialwort. Sinnged. 57.

Daß die Erde rumher geht,
Steht zu glauben ꝛc.

S.

Sachen, die; menstruum, menses. In dieser Bedeutung liegt der ganze Einfall des 153sten Sinngedichts.

Wer jetzund berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

Sark; so schreibt Logau, was wir jetzt Sarg schreiben. Sinnged. 368.

Besser ists in Sark begraben,
Als den Bauch zum Fasse haben ꝛc.

Tscherning schreibt es Sarch. (Frühl. S. 41.) Die Logauische Schreibart würde der Ableitung des Wachters zu statten kommen, wenn diese nur nicht sonst allzu ungewiß wäre. Er meint nämlich, Sarg sey das verkürzte Σαρκοφαγος; und diesemnach würde es einzig und allein ein Behältniß für todte Körper bedeuten müssen. Allein es kann aus unzähligen Stellen bewiesen werden, daß es ein Behältniß überhaupt, ein Wasserbehältniß, einen Trog,

ein Behältniß für Götzenbilder, oder Heilige ꝛc. bedeute. In dieser letzten Bedeutung, die sonst durch Schrein ausgedrückt wird, kommt es unter andern in dem Heldenbuche vor. (Blatt 22.)

„Mein Göttern iren Sark.

Man wird daher weit richtiger in diesem Worte Sark oder Sarg die gewöhnliche Prosthesis des S annehmen, und es solchergestalt zu dem alten Arke zurückbringen können. Arke aber ist ein ursprünglich deutsches Wort, welches man nicht nöthig hat, von arca oder ἀρκεω herzuleiten.

Satsam; verdrießlich, aller Dinge satt. Sinnged. 1170.

— — wie ein kindisch alter Greis
Beißig, garstig, satsam wird — —

Saumsal; so überschreibt Logau ein Sinngedicht (II, 14.), worin er von einem Menschen redet,

Der in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Es kann aber nicht sowohl die saumselige, die zaudernde Person, als vielmehr das Zaudern selbst, die Zauderhaftigkeit bedeuten, so wie Trübsal, Irrsal, nicht die Person, sondern die Sache bedeutet.

Schaffen; so viel, als: befehlen, gebieten. Sinnged. 405.

Weil Recht ein Knecht jetzt ist, dem Frevel hat zu schaffen ꝛc.

Deßgleichen Sinnged. 1395.

Diener, denen Fürsten schaffen ꝛc.

In der vergangenen Zeit heißt es geschafft. Sinnged. 959.

Den Lastern ist geschafft, zu halten Feyertag. Da hingegen geschaffen, creatus heißt.

Schanze, in der Bedeutung des holländischen Kans, Anlaß, Gelegenheit, Glück. Unser Dichter sagt: (XI, 39.)

Aufzubringen erste Schanze ꝛc.

für: das erste Kapital, einen Handel damit anzufangen. Einem etwas zuschanzen, in die Schanze schlagen oder geben (II, 19.), auf seine Schanze achten ꝛc. Lauter Redensarten, die aus diesem alten Schanze zu erklären sind, und mit den Schanzen der Kriegs-Baukunst nichts, als den Klang gemein haben.

Scheinlich; was einen guten Schein hat. (XI, 49.)

Der Ehre scheinlich Gift.

Er sagt auch Scheinlichkeit, in eben diesem Verstande. Sinnged. 1834.

Scheinlichkeit.

Mancher trägt ein Ehrenkleid, hüllet drunter einen Tropf;
Mancher trägt auf altem Rumpf dennoch einen Kinderkopf.

Scheltbar. Sinnged. 101.

Wahrheit steckt in dir, o Wein!
Wie will der denn scheltbar seyn,
Der, die Wahrheit zu ergründen,
Sich beim Bacchus viel läßt finden?

Schild. Einer Jungfer in Schild reiten, sagt Logau, Sinnged. 2501, mit einer leichtfertigen Zweideutigkeit, anstatt: ihr eine Grobheit erweisen. Eine ähnliche Redensart, einem in den Schild reden, erklärt Frisch.

Schimpf, in der alten Bedeutung für Scherz, kommt hin und wieder vor. Z. E. (VII, 19. IX, 29.)

Schimpf aber ist nicht Ernst ꝛc.

Mancher wird in Schimpf und Scherz ꝛc.

Schlägefaul; so faul, daß Schläge nichts mehr verfangen. Sinnged. 91.

Unsre Welt ist schlägefaul;
Setzt sich, wie ein stätig Gaul.

Schlaffen, für: schlaff seyn. Sinnged. 403.

Weil Recht ein Knecht jetzt ist, dem Frevel hat zu schaffen,
Weil eignen Willens Zaum pflegt frey verhenkt zu schlaffen ꝛc.

Schlechtlich, für schlecht. Zweite Zugabe 102.

So hat sein Ansehn er nicht schlechtlichen gekränkt.

Das angehängte en ist die Füllpartikel der alten Sprache.

Schmätzchen und Schmatzer. Beides sagt Logau für Kuß, Küßchen. Sinnged. 685. und 2460.

Schmeißen, für Schmeißfliegen. Erste Zugabe 137.

Laxa hat ein schönes Fleisch, eines von dem weißen;
Doch man saget, daß ihr drauf ofte sitzen Schmeißen.

Schnallen, mit den Fingern, so viel, als schnipsen, von Schnall, ein Schnipchen. Sinnged. 966.

Der Donner Sinai wird kaum so hoch geacht,
Als wann ein tönend Erz vom Hammerschlage schallet,
Und ein gebrechlich Mensch mit seinen Fingern schnallet.

Schnalzen; ist mit dem vorhergehenden schnallen verwandt, und bedeutet gleichfalls: mit den Fingern, oder auch mit der Zunge, einen Laut machen. Sinnged. 1107.

Schnalzet und lecket mit lustigen Zungen.

Schnöde. Sinnged. 2570.

Weiber, die man wacker nennt, sind gemeinlich schnöde.

Bei Luthern bedeutet das Wort schnöde allezeit so viel, als verachtet, verworfen, schändlich; z. E. ein Mensch, der ein Greuel und schnöde ist ꝛc. (Hiob XV, 15.) Ach Herr siehe doch, wie schnöde ich worden bin. (Klagelieder I, 11.) Jetzt aber, und auch bereits in der gegenwärtigen Stelle unsers Dichters, scheint es nicht sowohl eine passive, als active Bedeutung zu haben, so daß ein schnöder Mensch, nicht ein Mensch heißt, der verachtet wird, sondern der Anderen verächtlich begeguet.

Schönen; 1. für schön seyn. Sinnged. 1505.

Fürstinn, euer reines Schön hat ein Fieber jetzt
verhöhnet;
Aber Schönes ruhet nur, daß es nachmals schö-
ner schönet.

2. für schön machen. Zweite Zugabe. Sinnged. 218.

Ein Maler ist er auch, der alle Laster schönet
Zu einer Helena — —

Schönhäßlich; eins von den Wörtern, die, dem ersten Anscheine nach, einen Widerspruch in sich schließen. Das eilfte Sinngedicht des ersten Buchs erklärt es.

Schooßfall heißt das Recht, vermöge dessen eine Mutter von ihren Kindern erben kann; oder auch, diese Erbschaft selbst. Mit der Zweideutigkeit dieses Worts hat unser Dichter in dem 247sten Sinngedichte gespielt.

Huldiberta hat kein Kind, weniger noch Kindes-
kinder:
Mancher Schooßfall, wie man sagt, fällt ihr den-
noch zu nicht minder.

Schüren; ein Kunstwort der Böttcher, wenn sie das brennende Pech in den Fässern hin und her rütteln. Sinnged. 1530.

Daß er Fasse nicht nur bindet, sondern daß er sie
auch schürt.

Schwesterschaft. (XIII, 10.)

O so denk ich auch zugleich an der Freundschaft
Schwesterschaft ꝛc.

heißt an diesem Orte so viel, als: an die blutsver-

wandte Freundschaft. Schwesterschaft ist ein Wort, das mit dem Worte Brüderschaft von gleichem Gepräge ist, und eben so wenig unterzugehen verdient, als dieses.

Schwindeltumm, für schwindelig. Sinnged. 2915. Könnte man nicht diese beiden Wörter so unterscheiden, daß das erste einen Menschen bedeutete, dem wirklich schwindelt, und das andere einen solchen, dem leicht schwindeln kann? Oder könnten sie nicht wenigstens die verschiedenen Grade des Schwindels bezeichnen?

Schwitzig. Sinnged. 454.

Da geht es schwitzig her ꝛc.

D. i. es kostet vielen Schweiß.

Seitab, für: bei Seite. Zweite Zugabe S. 212.

Zu Zeiten pflegt er den mit sich seitab zu ziehn,
Dem seines Meisters Ruhm in sichres Ohr er lege.

Dieses Nebenwort wäre bei den Schauspielen nicht unbequem anstatt des à part zu brauchen; besonders da, wo man es in ein Hauptwort verwandelt. Also ließe sich das erste Seitab, das zweite Seitab, bei jedem Seitab, schicklicher sagen, als: das erste bei Seite ꝛc.

Selbander; so wie man auch sagt selbdritter, selbvierter ꝛc. Es ist dieses eine Art persönlicher Fürwörter, die nur in einigen Provinzen gewöhnlich, unseren neueren guten Schriftstellern aber fast gar nicht üblich ist. Sind sie hierin nicht vielleicht zu ekel? Wenigstens werden sie gestehen müs-

sen, daß ihnen diese Fürwörter mehr als Ein unnützes Wort ersparen könnten, wenn sie den Begriff auszudrücken haben, daß sich die Person, von welcher die Rede ist, nicht allein, sondern mit einem, zweien oder mehreren in Gesellschaft befinden. Sie können es an folgenden Beispielen unsers Dichters versuchen. Sinnged. 1372.

Vulpiana ist selbander — Was doch jetzt für Fälle sind! —
Bei zehn Jahren. Meide Sorgen! denn ihr Mann, der ist ein Kind.

Sinnged. 1407. Eine Braut zu ihren Gästen.

Ihr Gäst', ihr seyd mir lieb, bis daß die Nacht bricht ein;
Da darf ich keinen Gast, selbander will ich seyn.

Zu diesen Fürwörtern gehört auch selbselbst, und ist der Ordnung nach das erste. Es bedeutet nämlich die Person, von welcher die Rede ist, ganz allein, ohne die Gesellschaft einer andern. Sinnged. 2346.

Silberstumm; ein Scherzwort, für einen, den das Silber stumm gemacht hat, der sich bestechen lassen, zu schweigen. (XII, 12.)

Hermes ist der beste Redner weit und breit, und um und um,
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.

Sinn, der; Sinnen, die; für: das Genie, die Gemüthsgaben, der Geist, der gute Kopf. So

werden diese Wörter, besonders das in der vielfachen Zahl, von unserm Dichter und von seinen Zeitverwandten gebraucht. Man sehe Exempel davon unter Degen und Erdegeist; imgleichen (VI, 24.)

Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, habet Lust an reifen Sinnen.

(XII, 104.)

— — — Und die andern klugen Sinnen
Deiner Kinder, sind sie nicht, was dort sind die Kastalinnen?

Sitzer, der; eben derselbe Theil des Körpers, den Logau sonst Hinterstirn und des Magens Hinterthür nennt. Sinnged. 1728.

Was ist ein göldner Kopf ohn' einen bleyern Sitzer? Sinnged. 1135.

Der Ofen wärmt die Stube, thut solches unbereut,
Obgleich ein' alte Mutter die Hinterstirn ihm beut.

Sinnged. 1581.

Calvus sah zum Fenster aus, Lippus hielt die Nase für,
Denn er meinte, Calvus Kopf sey des Magens Hinterthür.

Söder, ist der Pluralis von Sod, Brühe. Sod kommt her von sieden. (II, 84.)

Geußt Söder auf, und Senf daran ꝛc.

Sönnen, in die Sonne legen, an der Sonne wärmen, trocknen. Man sagt es im gemeinen Leben von Betten; Logau sagt es spöttisch von den

bloßen Brüsten, die er deßwegen gesönnte Brüste nennt. Erste Zugabe 168.

Sorglichkeit. Ist mehr als Sorgsamkeit, und weniger als Ängstlichkeit. (II, 47.)

Städter, für: Einwohner in den Städten; ist noch in gemeinen Reden gebräuchlich. Sinnged. 205.

Der Krieger Art und Werk bisher war rauben, stehlen;
Der Städter Art und Werk, erkaufen und verhehlen.

Stänken, für: Gestank erregen, stänkern. Sinnged. 2763.

Veturia ruft ihrer Jugend mit Seufzen, wenn sie an sie denkt;
Sie aber fleucht je mehr zurücke, weil jen' im Seufzen etwas stänkt.

Stänker, in der niedrigen Sprache so viel, als Zänker. Sinnged. 911.

Sterben, als ein Activum, für: sterben machen, tödten; an vielen Orten, z. E. (X, 67.) Imgleichen Sinnged. 1361.

Der Tod, der alles sterbt, den sterbt ein gut Gerüchte;
Das stirbt, wenn gleich die Welt muß sterben, doch mit nichte ꝛc.

Aus dieser Stelle sieht man zugleich, daß man das sterben, wenn es ein Activum gewesen, anders flectirt habe, als das Neutrum sterben. Jenes heißt in der zweiten und dritten Person der gegen-

wärtigen und der jüngst vergangenen Zeit, du sterbst, er sterbt, er sterbte; dieses hingegen heißt: du stirbst, er stirbt, er starb. Eben so unterscheidet unser Dichter das Zeitwort verderben. Er verderbt, er verderbte, heißt: er machte etwas zu Schanden; er verdirbt, er verdarb, heißt: er ward selbst zu Schanden. Wir haben mehr dergleichen Wörter, z. E. das Wort schmelzen. Das Metall schmilzt, und schmolz; der Gießer schmelzt, und schmelzte. Der Henker erwürgt, der Gehenkte erworgt. (IX, 71.)

Am Galgen und am Strang erworgen, ist nicht ehrlich ꝛc.

Man sehe auch das Wort erstecken.

Stöckelfisch, für Stockfisch. Sinnged. 96.

Ei man muß dem Hofeleben
Vor den andern Vorzug geben:
Denn bei großer Herren Tische
Sind stets Has' und Stöckelfische.

Strecken, ausdehnen. Anh. 117.

Könnte man das Leben strecken, wie man kann das Leder dehnen ꝛc.

Siehe erstrecken.

Stümpfen, für: stumpf machen. (XIII, 3.)

Stürzebrücke; (XI, 49.) geht besser in den Vers, und ist auch stärker, als Fallbrücke.

Suhne, die, für Versöhnung. Sinnged. 1049.

Wann Mann und Weib sich zankt, ist Suhne recht bestellt ꝛc.

T.

Tage- und Nacht-gleiche; so überschreibt Logau das 2248ste Sinngedicht. Die Nachtgleiche wäre sonst schon hinlänglich, das Äquinoctium auszudrücken.

Taugen. Unser Logau schreibt anstatt taugt, durchgängig taug. Sinnged. 2522.

Gewohnheit ist die größte Frau, beherrschet alle Welt;
Gar wenig gilt, gar wenig taug, was sie nicht ächte hält.

Deßgleichen Sinnged. 2542. und 2550.

Die Wahrheit taug nur auf das Dorf, die grobe Bäuerinn;
Wo man französischhöflich ist, da taug sie gar nicht hin.

Eben so schreibt Opitz, sowohl in Versen, als in Prose. Z. E.

„— — — Hier taug kein Midas nicht,
„Der Eselsohren hat, und Eselsurtheil spricht.

Testamenterinn, die, für: das Frauenzimmer, welches ein Testament macht. Sinnged. 720. Testirerinn, welches man gemeiniglich dafür braucht, ist nicht so deutsch.

Thurst, oder Durst, die; so viel als: Kühnheit, Muth, ein Abenteuer zu bestehen. Auch dieses alte Wort braucht unser Logau, wenn er von den kühnen Thaten der alten deutschen Helden spricht. (XIII, 10.)

Was wüßten wir von Helden
Und ihrer Thurſt zu melden ꝛc.

Thurſt kommt her von dem alten Zeitworte törren, torren, torsten, dürfen, und hat viel Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Θαρσος, audacia. Man ſehe das Zeitwort in den Fabeln des von Riedenburg (Boner). (Fab. 67.)

„Vor im getorst kein tier gestan.

Und Fab. 70.

„Ratent und koment uiber ein,
„Wel under uns diu si allein,
„Diu das getuirre wol bestan
„Das si der katzen henken an
„Welle die schallen — —

Luther gebraucht das Wort dürſtiglich (1. Moſ. XXXIV, 25.) in eben dieſem Verſtande.

Tiſchen, für: zu Tiſche ſitzen. (II, 66.)

Töblich, oder, wie es bei anderen geſchrieben wird, töbelicht; von töbeln, und dieſes von toben. Töbeln erklärt der Spate durch ferocullum esse, hilarem insaniam insanire etc. Die Stelle, wo töblich bei unſerm Dichter vorkommt, iſt unter Gach bereits angeführt.

Torkeln, für taumeln, (II, 53.) und Sinnged. 2528.

Der Säufer auf den Beinen, der Buhler an den Sinnen,
Sieht Wunder, wer drauf ſiehet, wie beide torkeln können.

Totter schreibt Logau, wofür wir Dotter schreiben. Sinnged. 2410.

Treuen sagt Logau durchgängig für trauen, copuliren. Sinnged. 769.

Ewigkeit, die ohne Ziel
Uns aufs neue treuen will.

Trillen, für plagen. Anh. 61.

Die Steuer trillt uns noch.

Trillen ist eigentlich ein militairisches Wort, und bedeutet so viel, als das heutige exerciren. Daher Trillhaus, Trillmeister ꝛc.

Trompter, für Trompeter. Sinnged. 1369.

Trotzer, der; ist poetischer, als der Trotzige.

Tummelhaftig, wovon man die Endsylbe ig besser wegläßt, wird von Pferden gesagt, als welche man tummelt. Sinnged. 826.

Ein sanftes Thier gehört auf einen engen Steg,
Ein tummelhaftig Gaul auf einen breiten Weg.

U.

Übergeben, anstatt verlassen oder aufgeben. Sinnged. 774.

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nächsten: wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet,
Und den Nächsten übergiebet.

Überständig; wird von Früchten gesagt, die man allzulange auf dem Baume gelassen, und die endlich von selbst abfallen. Sinnged. 2278.

Ein alt Weib fiel die Stiegen ab. Kein Wunder bild't euch ein:
Die Früchte fallen von sich selbst, die überständig seyn.

Überweiben, sich, würde eigentlich heißen, der Weiber auf einmal mehr nehmen, als man bestreiten kann. Bei unserm Dichter aber kann es nur heißen: zur Unzeit ein Weib nehmen, oder so viel Weiber nach einander nehmen, daß man der letzten nicht mehr gewachsen ist. Sinnged. 1893.

Rufus hat sich überweibt; hätte sollen denken dran,
Daß man mehr nicht schlachten soll, als man füglich salzen kann.

Unartig nennt Logau jedes Ding, das aus seiner Art schlägt. So ist ihm z. E. ein unartiger Sommer, Sinnged. 244, ein Sommer, der sehr heiße Tage und sehr kalte Nächte hat. Jetzt brauchen wir unartig nur für ungesittet, ungezogen.

Unfromm (V, 63.) sagt unserm Dichter etwas weniger, als böse; denn er setzt fromm und unfromm einander entgegen, wie Biedermann und Heuchler.

Unverfreyt, für: unverehelicht, unvermischt. Sinnged. 588. Unverfreyter Wein.

Den Ehstand lob' ich zwar, nicht aber lob' ich Wein,
Der da mit Wasser will zu Zeiten ehlich seyn.

Unzahl, die; so viel, als: unzählbare Menge.

Sinnged. 2754, wo der Dichter eine durchlauchtige Person anredet:

Die Menge macht mich arm: ich kann nicht Zierden haben,
Zu streichen zierlich aus die Unzahl Eurer Gaben.

V.

Verbriefter Adel, ein Adel, den man nicht durch Ahnen beweist, sondern durch den Adelbrief: ist die Überschrift des 2154sten Sinngedichts; ein zum Scherz gemachter Ausdruck, nach der Analogie der Wörter verschanzt, verzäunt ꝛc. Eben so nennt er von dem angehängten Siegel oder der Bulle an dergleichen Adelbriefen, die neuen Edelleute bullenedel. Unser Logau, der von altem Adel war, spottet an vielen Stellen mit Bitterkeit über neugemachte Edelleute. Tscherning spottet eben so bitter über einen alten Edelmann, den er Lagopus nennt. (Frühl. S. 95.)

Verbringen, sagt unser Dichter allezeit anstatt vollbringen. Sinnged. 695.

Die Finken, die im Lenz nicht singen,
Die bringens auf den Herbst dann ein:
Der muß dann alt erst rasend seyn,
Der jung es konnte nicht verbringen.

Vollbringen, vollenden, vollführen sind wohl unstreitig gute Wörter, und einer sehr guten Ableitung fähig; da hingegen verbringen zweideutig

ist: denn es bedeutet auch das Gegentheil von zusammenbringen, nämlich verschwenden.

Verbürgen, etwas; cavere de aliqua re. Dieses gerichtliche Wort hat unser Dichter sehr wohl gebraucht. Die Poeten, sagt er (XIII, 10.), haben den alten Helden

Die Sterblichkeit verbürget,
Daß sie sie nicht gewürget.

D. i. sie haben für die Sterblichkeit gut gesagt, daß diese ihnen nicht schaden solle. Weil man aber öfter etwas, das geschehen soll, als etwas, das nicht geschehen soll, verbürget, so würde man kürzer sagen können: die Dichter verbürgen den Helden die Unsterblichkeit; sie sind Bürge dafür, daß diese ihnen werden soll.

Vergehen, sich, braucht Logau in der eigentlichsten Bedeutung, für: sich verirren. (XII, 72.)

Trullus hat ein schönes Weib. Wenn sie an der Thüre steht,
Sieht man nicht, daß leicht ein Hund sich bei ihr ins Haus vergeht.

Vergnüglichkeit und Gnüglichkeit (XIII, 8.) nennt Logau, was sonst auch Begnügsamkeit heißt (VI, 62. VIII, 61.); die Tugend, mit seinen Umständen zufrieden zu seyn, αὐταρκεια.

Verkünden, für: verkündigen, kund thun. (VIII, 97.)

Verlast, als das alte Präteritum von verlieren; daher auch Verlust. Sinnged. 1589.

Da sieh nun Deutschland, was der Krieg verderbt
hat und verlast,
Daß Friede dieses wiederbringt, verbessert und
verfast.

Verleiben. Sinnged. 2661.

Wiewohl sich Mann und Frau in Einen Leib
verleiben ꝛc.

Von diesem verleiben ist einverleiben gemacht worden, wofür man vor Alters einleiben sagte. Man sehe des Herrn Haltaus Glossarium unter diesem Worte.

Verprachten; kommt von dem oben angeführten Zeitworte prachten her, und heißt so viel, als: mit Prangen durchbringen. (IV, 25.)

Morus war in hohen Ehren, wagte, was er hatt',
auf Ehr.
Als er alles nun verprachtet ꝛc.

Daß in der alten Ausgabe verprachert steht, muß man sich nicht irren lassen; es ist ein offenbarer Druckfehler. Sein Vermögen durch Prachern oder Betteln durchbringen (welches verprachern bedeuten müßte), giebt hier gar keinen Verstand.

Verraiten, von dem obigen raiten, heißt so viel, als: berechnen, Rechnung wovon ablegen. Sinnged. 2702.

Die Vormundschaft der Untern verwalten Obrigkeiten,
Die müssen sie dort oben zu seiner Zeit verraiten.

Verschildwacht. Unser Dichter sagt sehr schön von einem guten Gewissen. Zweite Zugabe 99.

Gut Gewissen traut auf Gott,
Tritt vor Augen aller Noth,
Ist verschildwacht allezeit
Mit der freyen Redlichkeit.

Verschlunden, für verschlingen; von Schlund. Slunged. 1150.

— — doch es wird nicht funden,
Was die Wölfe vor verschlunden.

Versprechen, in der alten Bedeutung so viel, als: schelten, schmähen. Sinnged. 1846.

Wer von Fürsten reden will, will er Gutes reden nicht,
Hüt' er sich, daß auch sein Maul Erdegötter nicht verspricht.

Verthun, so viel als: unterbringen, ausleihen, austhun. Sinnged. 412.

Was ists, worüber mehr die Jungfern so entbrennen,
Als wenn man sie pflegt alt und ungestalt zu nennen?
Denn Jugend dient zur Zucht, und Schönheit zum verthun;
Sind diese beide weg, so läßt man sie wohl ruhn.

Schön müssen sie seyn, will der Dichter sagen, wenn sie bald Männer bekommen wollen; und jung müssen sie seyn, um Mütter werden zu können.

Vertrenlich, Sinnged. 798, wofür wir jetzt vertraulich oder vertraut sagen.

Vervielen, Sinnged. 618, und vielen, Sinnged. 1103, heißt so viel, als multiplicare, wofür wir jetzt vervielfältigen sagen.

Daß er mit gevielten Zweigen
Möge bis zun Sternen steigen.

Wir sollten das Wort vervielen nicht untergehen lassen. Vermehren, vervielen, vervielfältigen, sind drei Wörter, welche dienen, das verschiedene Zunehmen der Dinge an Größe, Anzahl und Eigenschaften genauer zu bestimmen. Z. E. Das Wasser vermehrt sich; alle Blumen vervielen sich; einige Blumen vervielfältigen sich.

Verweiben, sich; zum Weibe werden, weibisch werden. Siehe Weibling.

Verzeihen, sich; anstatt Verzicht thun. Sinnged. 734.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundschaft sich verzeihen.
Denn der Tag zum Wiedergeben
Pflegt die Freundschaft aufzuheben.

Vierung des Zirkels; so übersetzt Logau sehr wohl Quadraturam circuli. Sinnged. 1243.

Daß im Zirkel eine Vierung sey zu finden, ist wohl klar:
Aber daß auf runder Erde kein Bestand, bleibt dennoch wahr.

Indessen sollte man aus diesem Sinngedichte fast schließen, daß der Dichter einen sehr schlechten Begriff von der Quadratur des Zirkels gehabt, und

vielleicht weiter nichts, als ein Viereck darunter verstanden habe, das man innerhalb eines Zirkels beschreiben kann. In diesem Argwohne wird man um so viel mehr bestärkt, wenn man findet, daß die deutschen Meßkünstler damaliger Zeit das Quadrat überhaupt, nicht ein Viereck, sondern eine Vierung genannt haben, wie unter andern aus George Viescher's Additamento operis Coleri oeconomici (gedruckt zu Nürnberg 1623) zu ersehen.

Vor, als ein Nebenwort, anstatt vormals, zuvor, vorher (IV, 82. 104. IX, 11.) kommt häufig vor, sowohl bei unserm Dichter, als bei seinen Zeitverwandten. Auch haben es die nachfolgenden Dichter nicht ganz untergehen lassen.

W.

Wächsig, crescens. Sinnged. 794.

— — — Nun und zu aller Zeit
Sey wächsig dieser Stamm, bis zu der Ewigkeit.

Ein halbwüchsiger Hase, heißt in dem komischen Heldengedichte Phaeton, ein Hase in seinem besten Wachsthum.

Waffen, für Wappen. Beide Wörter sind eins, nur daß wir sie jetzt bekanntermaßen unterscheiden. Logau that es noch nicht; er sagt in der zweiten Zugabe S. 215.

— — — Ein Mann,
Der Reinkens Hintertheil im Waffen führen kann.

Wallen, gehen. (II, 2.) Daher das alte Waller, Pilgrim.

Wandel, der; so viel als Veränderung, Tausch. (XII, 8.)

Wandeln, für: ändern, verwandeln. Sinnged. 56. 90. 802.

Die Krankheit wandelt sich, wenn Neulicht mit dem alten
Am Monden Wechsel hält —

Deßgleichen Sinnged. 2192.

Wandelt Glücke denn die Leute,
Daß sie morgen nicht wie heute?
Glücke hat es nie gethan,
Wann sich wandelt selbst der Mann.

Wannen, für: von wannen. (VI, 65.)

Ich wüßte nicht wer der und wannen er entsprossen ꝛc.

Siehe Dannen.

Was, für: wie viel; wenn man sich über eine große Menge verwundert. Sinnged. 1081.

Lieber Gott, was hast du Affen!

Deßgleichen (XIII, 6.)

Was Räuber hat die Welt!

Wegelagerer, für: Auflaurer, Nachsteller. Sinnged. 630.

Des menschlichen Lebens Wegelagerer.
Ehre, Geiz, Leid, Wein und Liebe,
Sind des Menschen Lebensdiebe.

Weiben, so viel als: heyrathen, sich beweiben. Sinnged. 1534.

Willst du nicht weiben?
Siehe Überweiben.

Weibling, vir uxorius, oder, wie es unsere Vorfahren gleichfalls nannten, ein Siemann. Weibling ist bei unserm Dichter die Überschrift von folgendem Epigramm:

Wiewohl sich Mann und Weib in Einen Leib verleiben,
So darf sich doch der Mann deßwegen nicht verweiben.

Wer, für jemand, kommt hin und wieder vor; als Sinnged. 548.

Will Kirchenbilder wer zum Ärgerniß anziehn?
Den ärgern Bilder nicht, die Augen ärgern ihn.

Wiebeln, für wimmeln; niederdeutsch kribbeln und wibbeln. (VI, 19.)

Da vor Freuden alles wiebelt ꝛc.

Wiederkäufler scheint bei unserm Dichter nicht sowohl einen, der etwas mit der Bedingung, es wiederkaufen zu können, verkauft hat, als bloß einen zu bedeuten, der seine Waaren aus der zweiten Hand nimmt, der von einem Käufer wieder kauft. Sinnged. 2370.

Bubalus treibt stark Gewerbe mit viel pohlscher Ochsen Haufen:
Neulich wollt' ein Wiederkäufler ihn mit samt den Ochsen kaufen.

Wiederlegen, für: erwiedern, wieder erlegen. Sinnged. 1965.

Die Wohlthat und das Gute, das wir dem Andern schenken,
Ist wiederlegt genüglich, wenn andre dran gedenken.

Daher Wiederlage im gerichtlichen Styl.

Wiederzins nennt unser Dichter sehr wohl, was sonst Zinsenzins heißt; anatocismus. Sinnged. 1568.

Windei heißt das unfruchtbare Ei, welches eine Henne legt, ohne daß sie von dem Hahne getreten worden. Anh. 256.

Ein Windei legt die Henne, die keinen Hahn nicht hat ꝛc.

Das Wort scheint nach Maßgebung des Griechischen gemacht zu seyn: οὐριον, ὑπηνεμιον, ζεφυριὸν ὠον.

Windlicht, so viel als Fackel. Zweite Zugabe 65.

Wenn die Frösch' im Finstern quaxen, zünde nur ein Windlicht an;
Ei wie werden sie bald schweigen ꝛc.

Wirr; einen wirr und irre machen, sagt Logau. Sinnged. 2448.

Wirthlich. (IV, 42. 92.) Dieses Wort ist von dem Worte wirthschaftlich wohl zu unterscheiden: Wirthlich geht die Person, den Wirth an; wirthschaftlich geht die Sache, die Wirthschaft an. Also sagt man: wirthschaftliche Gebäude, und wirthliche Leute.

Witz. Dieses Wort ist unserm Dichter fast durchgängig weiblichen Geschlechts; als Sinnged. 1549. Deßgleichen Sinnged. 1684. Ein einzigesmal sagt er: Der Witz. Sinnged. 2630.

Der Monden stellt sich vor die Sonne und macht sie finster eine Zeit:
Der Witz, der Gottes Rath will dämpfen, erstrecket sich noch lang, noch weit.

Witzel, sagt Logau, wofür wir jetzt Witzling sagen. Sinnged. 911.

Einen Doctor, einen Simpel,
Einen Witzel, einen Gümpel ꝛc.

Deßgleichen Erste Zugabe 100.

Wenn ich meinen Sinngedichten, sie zu schreiben, Ende gebe,
Mach ich Anfang, daß sich Witzel, sie zu tadeln, bald erhebe.

Witzigkeit. Sinnged. 727.

Kühnheit und Vermessenheit
Bringt es öfters noch so weit
Als Bedacht und Witzigkeit ꝛc.

Wohlbespracht, so viel als beredt, oder vielmehr in vielen Sprachen erfahren. (VIII, 85.)

Wohlbewußt, der; mens conscia recti, das gute Gewissen. Sinnged. 1966.

Bei dem Ärgsten Bestes hoffen geht wohl keinem an,
Der sich seines Wohlbewußtes nicht getrösten kann.

Wohlfeilkeit. Sinnged. 265.

Wütig; voll Wuth, wüthend. Sinnged. 846.

Die Kinder Gottes sind, sind, wie ihr Vater, gütig;
Die Satans Kinder sind, sind, wie ihr Vater, wütig.

Wütigkeit. Sinnged. 1093.

Wann sich mit Gewalt Unverstand verfreyt,
Wird geboren draus tolle Wütigkeit.

Wunder, für: Meerwunder, Wunderthiere; ist noch gebräuchlich, und dient unserm Dichter zu einem Wortspiele. (IX, 55.)

Z.

Zankeisen, für Zänkerinn. Sinnged. 1404.

Zeihen, sich; ist das Gegentheil von sich verzeihen, Verzicht thun (siehe oben unter dem Worte verzeihen); auch ist es das Gegentheil von verzeihen, vergeben. Es heißt also im ersten Verstande etwas begehren, etwas haben wollen. (VIII, 30.)

Sagt, was wollen die sich zeihn,
Wenn sie eigennützig seyn?
Wenn sie das gemeine Heil
Messen nach dem eignen Theil?

Eben so sagt Opitz im Lobe des Kriegesgottes, v. 575.

„— — Was zeiht Achilles sich,
„Sich Nestor, seinen Hals zu setzen in den Stich,
„Ulysses gleichfalls auch? Achilles mag regieren
„Sein Land Thessalien ꝛc.

Und im zweiten Verstande heißt es: Schuld geben; wie Luther es schon gebraucht hat: Wer kann mich einer Sünde zeihen?

Zeitfolge. Dieses Wort ist die Überschrift des 2429sten Sinngedichts, und bedeutet so viel als: die Kunst, sich in die Zeit zu schicken.

Wer lieblich singen will, muß fallen bald, bald steigen;
Wer ruhig leben will, muß reden jetzt, jetzt schweigen.

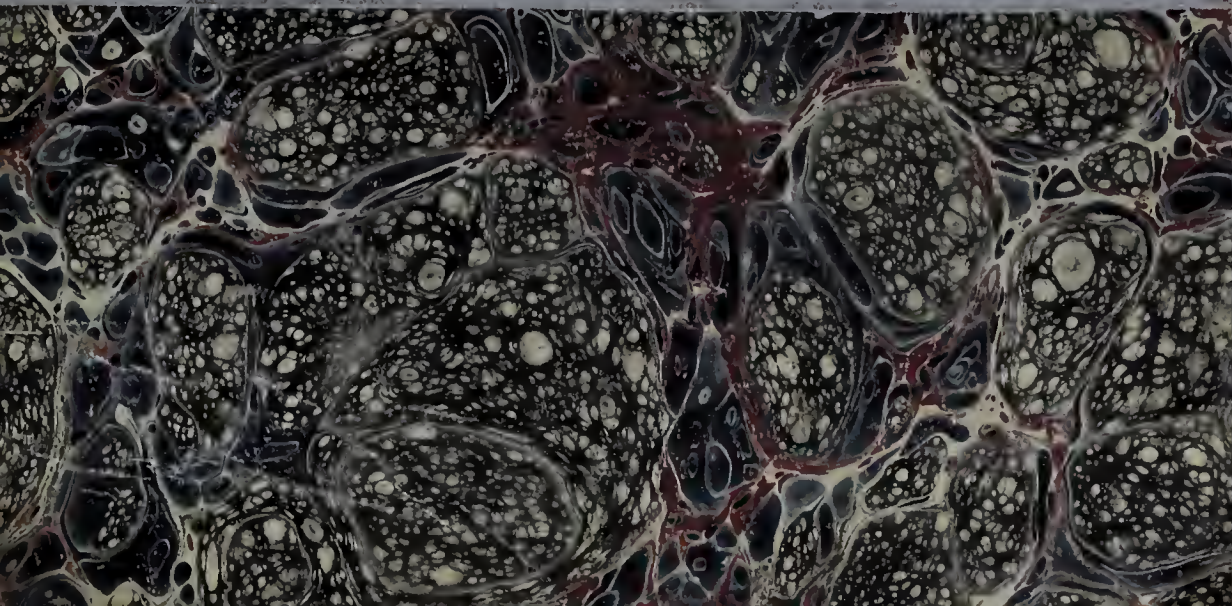
Aus der ersten Zeile sollte man fast schließen, daß dieses Wort zu Logau's Zeiten ein musikalisches Kunstwort müsse gewesen seyn.

Zucht. 1. verecundia, pudor. Sinnged. 1257.

— — — Wiewohls der Brauch verbeut,
Und deutsche Zucht nicht will, die auch den Argwohn scheut.

Daher kommt züchtig, bescheiden; in Züchten und in Ehren; und das Zeitwort züchten, welches wir in folgender Rede des Sancho Pansa sehr deutlich erklärt finden: „Ich will es Euch aufrichtig sagen, ein Stück schwarz Brodt, und Zwiebeln dazu, schmeckt mir in meinem Winkel, wo ich für mich bin, und nicht so züchten darf, eben so gut, als ein Truthahn in Gesellschaft vornehmer Leute, wo ich ganz langsam essen, und nur kleine Schlückchen thun, mir auch aller Augenblicke das Maul und die Finger abwischen muß, und weder husten,

niesen, noch gähnen darf, so sehr mir es auch ankommt." Don Quixotte, 2. Buch XI. Cap.

2. proles, prosapia; in der Stelle, die unter verthun angeführt worden.

Zungenhonig, ein poetischer Ausdruck, bedeutet so viel, als: schmeichelhafte, liebkosende Reden. Sinnged. 774. Zungenhonig, Herzensgift.